H/B 35

Sd (B) 231-1

(Meiners, Christoph)

Briefe

über

die Schweiz.

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig

1785.

126 124493

Staatliche
Bibliothek
Passau

Vorrede.

Als ich im vorletzten Jahre eine Reise in die Schweiz machte; dachte ich gar nicht daran, über dieses so oft beschriebene Land jemals etwas drucken zu lassen. Als ich aber nach meiner Rückkunft die von mir aufgezeichneten Beobachtungen und Nachrichten durchlas, und ergänzte, um sie für meine vertrautesten Freunde lesbar zu machen, glaubte ich zu bemerken, daß sie auch dem Publico nicht ganz

uninteressant scheinen würden. Unterdessen ist der Hauptbewegungsgrund, warum ich die gegenwärtigen Briefe bekannt mache, dieser: so viel in meinem Vermögen ist, zur Ausrottung und Bestreitung der Vorurtheile beyzutragen, welche einige nicht genug unterrichtete Schriftsteller wider die Schweiz zu verbreiten oder zu unterhalten suchen. Ich habe in der Schweiz so viel Vergnügen genossen, und so viele vortreffliche Menschen kennen gelernt, daß ich mich der erstern schämen, und der Freundschafft der letztern unwürdig machen würde, wenn ich nicht alle meine Kräfte, und mein geringes Ansehen anwendete, ein Land, welches vor allen andern die Aufmerksamkeit der aufgeklärtesten Menschen auf sich zieht, gegen ungerechte Beschuldigungen zu vertheidigen. Schweizerische Gelehrte würden dieses ohne Zweyfel noch gründlicher thun können, als ich, allein ihre Schutzschriften würden wahrscheinlich bey einem größeren Werthe doch ein kleineres

neres Gewicht haben, als die Erzählungen und Raisonnements eines Ausländers, der schon bey manchen in dem guten Rufe steht, daß er sich durch die seltensten Verdienste und Vorzüge großer Männer und ganzer Nationen nicht so sehr blenden läßt, daß er nicht auch ihre Fehler bemerken, und wenn er Veranlassung dazu hat, freymüthig rügen sollte.

Den grösten Nutzen werden meine Briefe wahrscheinlich jungen Leuten verschaffen, die meistens unvorbereitet, ohne festen Plan, ohne genaue Kenntniß des Landes, und ohne vorhergemachte Bekanntschafften in die Schweiz reisen, und ihre Zeit recht gut genutzt zu haben glauben, wenn sie die vornehmsten Städte, einige der berühmtesten Männer, die Zeughäuser, den Rheinfall, Staubbach, die Schneeberge, Gletscher u. s. w. gesehen haben. Wo sie auch hinkommen, überlassen sie sich blindlings der Führung ihrer Wirthe, Miethkutscher, und Lehnbedienten, oder folgen höchstens

der Anweisung eines, oder des andern neuern Reisebeschreibers. Wenn sie irgendwo eine angenehme Bekanntschafft machen, so bleiben sie länger, als sie sollten, und lassen sich wohl gar verführen, in Gegenden mitzureisen, wohin sie zu gehen gar nicht die Absicht hatten. Eine Folge hievon ist, daß ihnen am Ende die Zeit zu kurz wird, und daß sie die wichtigsten Dinge unbeobachtet lassen müssen.

Selbst alsdann, wenn ein junger Mann mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüstet, und mit den nachdrücklichsten Empfehlungsschreiben versehen ist, wird es ihm doch immer sehr schwer, fremde Länder recht kennen zu lernen. Wenn Empfehlungsschreiben nicht durch den Namen oder die Verdienste deßjenigen, der sie überreicht, mächtig unterstützt werden, so sind sie in einem Lande, das häufig von Fremden besucht wird, entweder von gar keinem Nutzen, oder sie verschaffen höchstens sehr entbehrliche Gefälligkeiten: nämlich eine oder

mehrere

mehrere Einladungen zum Essen und einen oder einige Gegenbesuche. Weil junge Leute selten so viel Kenntnisse, Erfahrung und reife Urtheilskraft besitzen, daß sie Männern von gewissen Jahren auf die Länge eine angenehme Unterhaltung gewähren, weil man ihnen überdem nicht immer so viel Klugheit oder Discretion zutraut, als zur Bewahrung von geheimen Nachrichten und Gesinnungen erfordert wird, so nähern oder eröffnen sich ihnen gerade diejenigen Personen, an deren Hand allein man fremde Länder recht kennen lernt, selten so sehr, daß ihr Umgang ihnen besonders vortheilhaft werden könnte. Das jugendliche Alter ist also dasjenige, wo man zwar die Zeit zu großen Reisen am besten entbehren, aber nicht, wo man diese am besten nutzen kann.

Weil aber doch die meisten Menschen zu keiner andern Zeit, als in den letzten Jahren der Jugend oder in den ersten des männ-

lichen Alters reisen können, so sollte wenigstens kein junger Mann eine große Reise antreten, bevor er nicht alles wichtige, was über die Länder, die er besuchen will, geschrieben worden, gelesen, bevor er ferner nicht die Absichten, weßwegen er sein Vaterland verläßt, genau bestimmt, und einen so viel, als möglich, vollständigen Plan seiner ganzen Reise gemacht hätte. Einen solchen Plan hat man aber erst alsdann entworfen, wenn man die Zeit, welche man zur Reise anzuwenden gedenkt, mit den Ländern und Oertern, die man sehen will, verglichen, und überdem sowohl die Entfernungen der Oerter, als die Zeit, welche zur Bewegung von einem Orte zum andern erfordert wird, und die für den Aufenthalt an einem jeden Orte übrig bleibt, erfahren hat. Wenn man mit dieser Arbeit fertig ist, so muß man noch forschen, wie viel nach eines jeden Absichten an einem jeden Orte merkwürdiges ist, und alsdann erst kann man bestimmen,

stimmen, wie lange man sich an einem jeden Orte aufhalten will. Alle diese schönen Vorsätze aber helfen wieder nichts, wenn man nicht Thätigkeit genug hat, sie auszuführen, und Standhaftigkeit genug, sich weder durch Vergnügungen und Höflichkeiten, die man irgendwo genießt, noch durch die Rathschläge von Personen, die andere Absichten haben, und andere Dinge merkwürdig finden, abwendig machen zu lassen, ohne daß man die Zeit, die man irgendwo zugiebt, schon anderswo wieder zu gewinnen weiß. Wer nicht auf diese Art nach einem vorhergemachten Plane reist, der glaubt in kurzer Zeit die halbe Welt durchstreifen zu können, und sieht am Ende doch viel weniger, als ein anderer, der gleich anfangs seine Wünsche nach dem Maaße seiner Zeit ordnete.

Für diejenigen, welche in die kleinen Cantone reisen, ist kein gefährlicherer Fallstrick, als die mir nicht ganz erklärliche Begierde der meisten Reisenden, aus allen Kräften und selbst über

alle Kräfte zu eilen. Dies unruhige Vorwärtsstreben muß sehr allgemein und verführerisch seyn, weil ich es selbst in Personen bemerkt habe, die sonst über sich und ihre Handlungen nachzudenken gewohnt waren. Sollte diese treibende Begierde etwa aus dem unangenehmen Gefühle der Beschwerlichkeiten, die mit einer Reise durch die kleinen Cantone verbunden sind, und aus dem geheimen Wunsche entstehen, von diesen Beschwerlichkeiten, so bald als möglich, befreyt zu werden? Wenn man aber so zwecklos läuft, als viele zu thun pflegen, so setzt man sich nicht bloß der Gefahr aus, seiner Gesundheit durch zu heftige Erhitzungen zu schaden, sondern man beraubt sich auch der süßesten und dauerhaftesten Früchte der ganzen Reise. Gemeiniglich langt man alsdann bey den erhabensten oder merkwürdigsten Gegenständen so erschöpft an, daß man keine Kräfte für den Genuß, und keine Aufmerksamkeit zum Beobachten übrig hat. Man verliert die Entzückungen, womit der Anblick der

großen Werke der Natur unerschlaffte Sinne würde überströmt haben, empfängt nur schwache Bilder von dem, was man gesehen hat, und kann also auch nicht einmal in der Folge durch die Einbildungskraft das wieder nachholen, was man vor Ermüdung versäumt und verloren hat. Demjenigen also, welcher einen Theil der Schweiz zu Fuß besuchen will, kann man keine heilsamere Regel geben, als diese: ja nicht nach dem Ruhm zu streben, mehr Stunden, als andere, an einem Tage gemacht zu haben, und noch weniger sich durch das Drängen von Führern oder Begleitern, die sich nach der Ruhe und dem Gasthofe sehnen, von der ruhigen Beobachtung seltener Phänomene abhalten, oder sich darin unterbrechen zu lassen. Zu solchen Wundern, als die Schweiz dem Wanderer darbietet, muß man nicht nur mit frischen Sinnen und Kräften kommen, sondern man muß sich auch nicht einmal mit der ersten oder einer flüchtigen Uebersicht begnügen. Man muß sie vielmehr von allen Sei-

ten betrachten, und die ganze Einbildungskraft gleichsam von ihnen so durchdringen lassen, daß die empfangenen Abdrücke nicht so leicht durch die Länge der Zeit vertilgt werden können.

Den gegenwärtigen Zustand von Ländern, und lebende Freunde oder ganze Classen von Menschen zu schildern, ist eine viel schwerere Arbeit, als diejenigen sich einbilden, die Reisebeschreibungen nur gelesen und nicht selbst gemacht haben. Man ist alle Augenblick in Gefahr, im Lobe oder Tadel zu viel zu thun, oder sich doch den Schein davon zu geben. Ich bin mir zwar bewußt, daß ich nie wider meine Ueberzeugung gelobt, oder getadelt; doch gestehe ich, daß ich öfter verdienten Tadel, als gerechtes Lob unterdrückt habe. Ich that dieses allemal, wenn ich befürchten muste, daß ich durch Tadel nur allein kränken oder ärgern, aber nicht bessern würde. Auch habe ich nie getadelt, um meine beleidigte Eitelkeit zu rächen, oder um meine Briefe dadurch zu würzen, oder um mir dadurch die Miene ei-

nes schwer zu befriedigenden Kenners zu geben. Wenn ich nicht loben konnte, so suchte ich meinen Tadel in die gelindesten Worte einzukleiden, und ich hoffe deßwegen, daß ihn an manchen Stellen nur diejenigen, denen ich einen Wink geben wollte, bemerken werden. Bey aller dieser Vorsicht werden sich aber doch noch manche über die Freymüthigkeit oder Härte meiner Urtheile beklagen. Allein diese muß ich zu bedenken bitten, wie es am besten sey, daß Mißbräuche je eher, je lieber abgeschafft werden, und daß dieses am schnellsten zu geschehen pflege, wenn man sie öffentlich, und ohne Bitterkeit rügt. Wenn ich ohne Grund getadelt haben sollte; so bin ich bereit zu wiederrufen, so bald man mir mein Unrecht zeigt. Nie aber werde ich mich der Ausflucht bedienen, daß mir ein unvorsichtiger Ausdruck entwischt sey. Ich habe immer wohlbedächtlich, wiewohl stets in den wohlwollendsten Absichten getadelt.

Fast noch mehr als hämischen Tadel, hasse ich die Treulosigkeit, oder auch nur die kindische Unvorsichtigkeit, womit Reisende bisweilen Geheimnisse bekannt machen, wodurch diejenigen, von welchen sie dieselben empfangen haben, oft in die gröste Verantwortung oder doch unangenehme Verlegenheit kommen. Wenn ich dem Publico alles das hätte mittheilen wollen, was man mir nicht als einem Reisenden, sondern als Freunde anvertraut hat, so würde ich meine Briefe noch mit vielen interessanten Anekdoten oder brauchbaren Datis und Gedanken haben bereichern können. Allein fern sey es von mir, Freunde oder Gönner oder auch nur solche Personen zu verrathen, die wegen ihrer unbegränzten Geschwätzigkeit von Reisenden nicht einmal Verschwiegenheit fordern könnten, in deren Namen oder zu deren Besten aber doch ein rechtschaffener Mann Discretion und Klugheit auszuüben verpflichtet ist. Nichts würde mich daher so sehr beugen, als wenn ich hörte, daß ich

auch nur einem entfernten Bekannten durch die eine oder andere Stelle Verdrießlichkeiten zugezogen hätte. Wenigstens habe ich alles gethan, was in meinen Kräften war, um mich gegen einen Unfall zu sichern, wo man ohne seine Redlichkeit zu verläugnen nicht einmal Genugthuung geben, oder Schaden ersetzen kann.

Wenn ich nicht schon seit langer Zeit allerley Zweyfel gegen die Glaubwürdigkeit auch der wahrhaftesten Reisebeschreiber gehegt hätte; so würde ich dergleichen gewiß auf meiner Reise aus eigner Erfahrung gefaßt haben. Es ist mir nicht selten begegnet, daß ich sowohl eigene Beobachtungen als Nachrichten von Personen, gegen deren Kenntnisse und Aufrichtigkeit ich nicht den geringsten Argwohn hegen konnte, mehrmalen habe berichtigen müssen, und ich hätte oft nur einen oder einige Tage weniger an einem Orte bleiben dürfen, um mit verschiedenen falschen Nachrichten und Bemerkungen wegzureisen. Ich schmeichle mir also nicht, daß ich allenthal-

ben lange genug geblieben bin, um die begange-
nen Fehler wahrzunehmen und zu verbessern; ich
kann mir aber doch selbst das Zeugniß geben,
daß ich solche Fehler so viel als möglich zu ver-
hüten gesucht habe. Ich begnügte mich nicht
damit, das was ich selbst sah, sorgfältig zu
beobachten, die Erzählungen anderer, so viel es
Zeit und Umstände erlaubten, zu prüfen, und
so wohl das Gesehene als Gehörte fast immer
an jedem Tage aufzuschreiben; ich habe mich auch
in der Folge bemüht, da wo ich im geringsten
zweyfelhaft war, meine Ungewißheit durch ge-
naue Erkundigungen zu heben und aufzuklären.

Vielleicht fällt es manchen Lesern, die mich
kennen, und noch mehr solchen, die mich nicht
kennen, auf, daß ich nicht nur die Empfindun-
gen und Gedanken, welche der Anblick von ge-
wissen Gegenständen in mir hervorbrachte, son-
dern auch selbst kleine Vorfälle erzähle, die uns
auf unserer Reise begegnet sind. Damit man
nun nicht glaube, daß ich die Absicht gehabt

habe,

habe, mich zum Helden eines Romans zu machen, so bemerke ich erstlich, daß zwar nicht die einzige richtige, aber gewiß die einzige interessante und rührende Art Gegenstände zu schildern, diese sey, wenn man nicht bloß ihre Form, Größe, Breite u. s. w. sondern hauptsächlich die Eindrücke darstellt, welche sie in einer gesunden, nicht empfindungslosen und im Nachdenken nicht ungeübten Person erzeugt haben. Welche Leser würden nicht unwillig werden, wenn z. B. ein Reisebeschreiber ihnen vom Rheinfall weiter nichts, als die Breite des Flusses, die Höhe der Felsen, die Maße des Wassers, und die Tiefe und Geschwindigkeit des Falls, selbst mit der grösten geometrischen Schärfe angäbe? Wenn ich aber hin und wieder nicht bloß meine Empfindungen und Gedanken, sondern auch Begegnisse und besonders gewisse mir sehr erfreuliche Situationen berührt habe, so muß ich den Lesern, die mich nicht persönlich kennen, offenherzig gestehen, daß ich diese Briefe nicht bloß für sie, sondern auch

für viele von meinen Freunden und Gönnern bekannt mache, denen ich wünsche, daß sie die Stelle mündlicher Erzählungen vertreten möchten. Diesen zu Gefallen habe ich nicht bloß Länder und Städte und Seen und Berge beschrieben, sondern auch hier oder dort angemerkt, wie ich mir in, oder auf denselben gefallen habe. Mehrere meiner Freunde hatten entweder dieselbige Reise, die ich gemacht habe, schon vollendet, oder werden sie auch noch antreten, und diesen wird es gewiß nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen an interessanten Orten gleichsam Spuren von mir zurücklasse. Wenigstens würde mir meine Reise noch viel angenehmer geworden seyn, wenn ich einem meiner Herzensfreunde nachgereiset wäre, und allenthalben gewußt hätte, daß ich mich jetzt eben da freute, und eben das betrachtete, wo mein Freund sich gefreut, und was mein Freund gesehen hätte. Auch diejenigen Leser, die mich nicht als Mensch, sondern nur als Schriftsteller kennen, werden, glaube ich, am

Ende

Ende mit den seltenen Erscheinungen des Reisenden nicht unzufrieden bleiben. Wenn diese Erscheinungen nicht zu häufig, oder mit eckelhaften Prahlereyen begleitet sind, so bringen sie allmälig eine gewisse Theilnehmung an der Person des Reisenden hervor, wodurch sich Reisebeschreibungen am meisten von trockenen Topographien oder Geographien unterscheiden, und auch viel anziehender als diese letztern werden.

Ehe ich diese Vorrede schließe, will ich meinen Lesern noch eine Frage vorlegen, die der Aufmerksamkeit eines jeden werth ist: woher es nämlich komme, daß alle Personen, die nicht zu schwächlich, oder ängstlich, oder an eine zu einförmige gebundene Lebensart gewöhnt sind, (denn diese sind gemeiniglich Reisehasser,) daß also die meisten Menschen so außerordentlich gern reisen, ungeachtet man auf Reisen unläugbar viele Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten entbehren muß, die man zu Hause genießt, und manchen Gefahren und Beschwerlichkeiten ausgesetzt ist,

die auch von den glücklichsten Reisen unzertrennlich sind? An statt, daß man sich zu Hause gegen Kälte und Hitze schützen, nach Belieben essen und trinken, schlafen und wieder aufstehen, ruhen und arbeiten, allein oder in Gesellschafft seyn kann; muß man auf der Reise oft alle Unbequemlichkeiten der Witterung, und bisweilen gar Hunger und Durst ausstehen. Man muß sich gefallen lassen, spät zu Bette zu gehen und früh wieder geweckt zu werden, schlecht oder doch zur ungewohnten Zeit, oder in langweiliger Gesellschafft, und fern von seinen vertrautesten Freunden zu speisen, und bey allem dem muß man sich oft noch freuen, wenn man enge übelriechende Zimmer, und verdächtige oder gar unreinliche Betten erhalten kann. Hiezu kommen noch die Qualen der Langenweile und Ungeduld, wovon lebhafte Personen befallen werden, wenn man sie wider ihre Erwartung aufhält, die Grobheiten von Postbedienten, Wirthen, oder Aufwärtern, denen man auch mit der grösten

Sanft:

Sanftmuth und Höflichkeit nicht ganz ausweichen kann, die Besorgnisse, daß man in schlechten Wegen oder mit schlechten Pferden, und unerfahrnen Fuhrleuten umwerfen, oder stecken bleiben, oder etwas zerbrechen möchte, der Verdruß über das enge Beysammenwohnen, und die daher entstehende Unordnung, über das beständige Ein- und Auspacken, und über den Verlust von Sachen, die entweder vergessen oder gestohlen werden, endlich die Schmerzen des Abschiedes von würdigen Menschen, die man in seinem Leben wieder zu sehen oft nicht hoffen kann u. s. w. Ich zweyfle sehr, ob diese Unannehmlichkeiten von den Vergnügungen aufgewogen werden, um welcher willen man Reisende am meisten zu beneiden, und auch fast ganz allein Reisen zu unternehmen pflegt: durch die Vergnügungen neue und merkwürdige Oerter, Gegenden und Menschen zu sehen, und eine Menge angenehmer und nützlicher Kenntnisse zu sammlen, die man auf keine andere Art erlangen kann.

Meiner Meynung nach liegt der gröste und geheimste Reiz des Reisens in dem erhöhten Wohlbefinden des Cörpers und der ungewöhnlichen Heiterkeit des Geistes, die durch den beständigen Genuß einer freyen und gesunden Luft, durch anhaltende Bewegung und Zerstreuung und durch Entfernung von allen häuslichen Sorgen und anstrengenden Geschäfften hervorgebracht werden. Wenigstens habe ich gefunden, daß Personen, auf deren Gesundheit, Bewegung und frische Luft nicht die vortheilhaften Wirkungen hatten, die sie gemeiniglich zu haben pflegen, aller Vergnügungen ungeachtet, die sie genossen, doch bald des Reisens überdrüßig wurden, und sich nach Hause zu sehnen anfingen. Diejenigen hingegen, die von einem festern Bau sind, und gereist haben, werden gestehen, daß sie das Wonnegefühl des Leibes, und einer fast gar nicht zu überwindenden guten Laune, nie in dem Maaße und so anhaltend, als auf Reisen in sich wahrgenommen haben. Dies beglückende Gefühl wird nicht

einmal

einmal durch große Beschwerlichkeiten unterdrückt. Wenn man auch noch so sehr erschöpft und ermüdet ist, so bleibt man doch meistens heiter, und tröstet sich mit der Hoffnung einer baldigen Stärkung durch Ruhe, Speise und Trank, deren Süßigkeiten man auch nur auf Reisen ganz empfinden kann. Freye Luft und beständige Bewegung schenken aber nicht bloß dauerhafte Gesundheit des Cörpers und Geistes, und die damit verbundene größere Empfindlichkeit gegen alles Gute und Schöne, und geringere Reizbarkeit gegen alles Unangenehme und Häßliche; sie verschaffen auch unmittelbar angenehme Empfindungen, deren man sich bey einer geringen Aufmerksamkeit auf sich selbst bewußt werden kann. Es giebt gewiß nur wenig Menschen, denen eine sanfte und rasche Bewegung in einem bequemen Wagen, und auf einem guten Wege nicht so süße Gefühle erweckte, daß sie dieselben nur in der Stille genießen zu können glauben, und schon durch Gespräche zu schwächen oder zu zerstören

fürch-

fürchten. Auch werden nur wenige seyn, die nicht auf Reisen an manchem kühlen und heitern Morgen die Luft mit einer solchen Gierigkeit eingesogen hätten, als wenn sie mit einem jeden Athemzuge einen vollen Freudenbecher oder gar den Trank des Lebens ausleerten.

Der zweyte und letzte Theil dieser Briefe wird in der nächsten Messe erscheinen, und die Beschreibung meiner Reise durch die kleinen Cantone, und die Französische Schweiz enthalten.

C. Meiners.

Erster Brief.

Tuttlingen am 5ten Jun. 1783.

Liebster Freund.

Da ich mich jetzo der Schweiz mit starken Schritten nähere, und fast schon schweizerische Luft einathme, so erinnere ich mich meines Versprechens, Ihnen das Merkwürdigste, was mir in diesem Lande der Freyheit aufstoßen würde, mitzutheilen, und fange gleichsam zur Vorübung an, die Beobachtungen niederzuschreiben, die ich in einem Theile von Oberschwaben gemacht habe, oder machen werde. Wir fuhren vorgestern von Stuttgart nach Tübingen ab, nachdem wir den Segen unsers verehrungswürdigen Großvaters, und die wärmsten Wünsche unserer übrigen Freunde und Verwandten für die glückliche Fortsetzung unserer Reise empfangen hatten. Wir hielten uns unterwegens eine gute Stunde in dem Flecken Echterdingen auf, um den berühmten Pastor Hahn kennen zu lernen. Weil uns niemand vor-

bereitet hatte, so wunderten wir uns Anfangs über das, was uns in seinem Hause zuerst in die Augen fiel, nicht wenig. In dem Zimmer, in welches man uns hineinführte, und das einer Werkstätte ähnlich sah, saßen drey Schneider und eine Spinnerin in voller Arbeit. Aus diesem Zimmer giengen wir durch eine offene Thür in ein kleines, nicht besser aufgeräumtes und unausmöblirtes Cabinet, oder Cämmerchen, wo der Herr Pfarrer neben seinen Pfarrkindern (denn für solche hielt ich die vorhergenannten Personen) studirte. Sein Aeußeres entsprach vollkommen seiner Wohnung und Hausrath, und verrieth die Einfalt eines wahrhaftig großen Mannes, der sich mit allem begnügt, wenn er seinen Gedanken nur ungestört nachhängen kann, und der vor den wichtigern Dingen, womit er sich stets beschäfftigt, keinen Augenblick für die Bemerkung übrig behält, daß er nicht mehr Bequemlichkeiten, als seine Bediente habe, oder daß Menschen, die viel weniger werth sind, als er, sich schämen würden, wenn sie Fremde in solchen Zimmern und in einem solchen Aufzuge annehmen sollten. Die Art, wie wir empfangen wurden, war zwar nicht sehr zuvorkommend; doch fand sich auch keine Spur von angenommener virtuosischer Sprödigkeit und Kälte darin, die durch Schmeicheleyen erweicht seyn will. In Herrn Hahn's Gesichte fand ich manche von den Zügen wieder, die ich so oft in den Mitgliedern von Brüdergemeinden mit so vielem Vergnügen beobachtet

tet hatte. Am meisten aber drückten sich in seinen Mienen Frömmigkeit und innere Ruhe aus, wodurch auch das Feuer seiner schwarzen Augen, deren Strahlen unter den halbgeschlossenen Augenliedern bescheiden hervorschimmerten, auf eine merkliche Art gemildert wird. In seiner ganzen Person sah man nicht die geringste Zierlichkeit oder bemerkbare Sorgfalt für Anzug, aber auch eben so wenig beleidigenden Schmutz. Er zeigte mir die Werkstätte, wo er vormals vier, jetzt aber nur zwo Personen unter seiner Aufsicht arbeiten läßt. Unter seinen Werken zogen besonders zwey meine Aufmerksamkeit auf sich. Das erste ist seine Rechenmaschine, mit deren Hülfe man alle Operationen mit den größten Zahlen bis auf zehn Millionen geschwind und ohne Fehl vornehmen kann. Diese Maschine muß auch einen jeden Nichtkenner in Erstaunen setzen, weil man sogleich sieht, wie unendlich viele Combinationen gemacht und verworfen werden musten, bevor der Erfinder diejenige traff, die in einem so kleinen Raume so vieles leistete, und so viele Absichten vereinigte und erfüllte. Die ganze Maschine ist keinen halben Fuß hoch, und hat nicht viel mehr als einen Fuß im Durchschnitt. Nicht weniger bewundernswürdig war eine Uhr, die alle Jahr nur einmal aufgezogen wird, und die gar nicht von Staub, oder Kälte und Frost leidet, weil sie ihren Staub selbst abschüttelt, und die Pendel nicht von Metall, sondern von Holz ist. Sowohl diese, als alle seine übrigen Werke,

sind bis auf die von ihm erfundene Waage, die in den umliegenden Gegenden fast allgemein aufgenommen ist, in ihrer Zusammensetzung so einfach, und in ihren Wirkungen so zusammengesetzt, wie die Werke der Natur, und gleichen den letztern auch noch darin, daß sie eben so wenig nach Mustern und Vorschriften verfertiget sind. Alle diese neuen Schöpfungen zeigt Ihnen der fromme Mann, als wenn es fremde Werke wären, mit einer Bescheidenheit, die aus keiner andern Quelle, als aus der beständigen Gegenwart des Gedankens entstehen kann, daß alle gute Gaben von oben herab kommen. Wohnte Herr Pfarrer Hahn in Paris oder London, oder hätte er nur einen kleinen Antheil von der erlaubten Klugheit der Kinder der Welt, und ihrer Kunst sich gelten zu machen, so würde er gewiß für das, was er ist, für das erste oder eins der ersten mechanischen Genies in ganz Europa gehalten werden. Merkwürdig ist es, daß sein Bruder, der vormals ein Wundarzt war, gleichfalls ein berühmter Uhrmacher ist, und Uhren von eigenthümlicher Erfindung verfertigt. Wenn ich diese beyden Männer mit andern ihnen ähnlichen Künstlern und Erfindern vergleiche; so fällt mir immer wieder die Bemerkung ein, die ich Ihnen, wenn ich nicht irre, schon sonst mitgetheilt habe, daß fast keine Art von Genies mehr prädestinirt, oder zu gewissen Arbeiten mehr vorher bestimmt zu seyn scheint, als die mechanischen, daß auch keine andere so ungünstige Umstände und so

große

große Schwierigkeiten überwinden, und daß endlich auch keine so oft alles Unterrichts entbehren und alles so ganz allein aus sich selbst zu schöpfen pflegen.

Mit tiefer Ehrfurcht für den Erfinder und seine Werke, die ich gesehen hatte, nahm ich, wie von den Freunden Abschied, die mich von Stuttgart aus bis hieher begleitet hatten. Bey den schönen Wegen über die Berge, die zwischen Stuttgart und Tübingen liegen, und die man vormals bey schlechtem Wetter nicht ohne Lebensgefahr hinauf- und hinabfahren konnte, kamen wir noch bey hellem Sonnenschein zu unserm lieben Freunde, dem Herrn Professor G., den ich schon vormals hatte kennen lernen. Gleich an diesem ersten Abend erneuerte ich noch mehrere alte Bekanntschafften, und machte einige neue nicht weniger interessante. Am folgenden Tage schien sich das Wetter auf eine dauerhafte Art aufzuheitern, und ich ging deßwegen schon früh mit mehrern Freunden außerhalb der Stadt spazieren. Wir nahmen unsern Weg auf den Berg, von welchem man sowohl das Ammer- als das Neckarthal übersieht. Der Rücken des Berges war wider meine Erwartung an den meisten Stellen unfruchtbar und unbebaut; allein ohngefähr zwo Stunden von der Stadt öffnete sich an einem Abhange desselben und den Gränzen eines Tannenwaldes, eine Aussicht, mit welcher ich auf immer eins der Lieblingsfächer meiner Einbildungskraft ausgefüllt habe. Wir entdeckten mit einem Blick die zauberischen Windungen des

Neckar, die lachenden und fruchtbaren Fluren und Wiesen, die dieser Fluß durchströmt, und einen ganzen Haufen von Städten und Dörfern, die so nahe beysammen liegen, daß es fast scheint, als wenn das Land seine Einwohner nicht alle ernähren könnte. Nach Tische umging ich in einer angenehmen Gesellschaft den Berg, der rechts von dem Thore weg liegt, in welches man von Stuttgart aus hineinfährt. Wir wandelten beständig in üppigen Wiesen, die gerade in dem Zeitpuncte ihrer größten jugendlichen Pracht waren, und bis an den Gipfel des Berges hinanstiegen, eine Erscheinung, die ich zuerst in Schwaben sah, und die mir ein Vorbild von dem war, was ich in der Schweiz zu sehen hoffte. Die Gegend um Tübingen ist ohne Vergleichung schöner, als die Stadt selbst, wiewohl sich auch die letztere seit einigen Jahren sehr aufgenommen hat. Die Universität und das Kloster sind beyde ohngefähr noch in eben dem Zustande, in welchem ich sie das erstemal gefunden hatte.

Heute reisten wir um 6 Uhr bey dem schönsten Wetter von Tübingen ab, und fanden auf den beyden ersten Stationen bis Hechingen und Balingen nichts interessantes, als das Bergschloß Hohenzollern, das Stammhaus des großen Königs von Preußen, an welchem der Weg nahe vorbey geht. Hätten Sie es mir wohl zugetraut, daß ich dies verlassene Bergschloß ganze Stunden lang fast unverwandt, bald mit bloßen Augen, bald mit einem Fernglase betrachtet

habe,

habe, und daß ich, wenn ich meinen Blick nur auf einige Augenblicke wegwandte, immer fürchtete, etwas wichtiges versäumt und übersehen zu haben? Wer aber könnte auch diese Gothischen Trümmer ansehen, ohne sie mit der prächtigen Königsstadt und den stolzen Palläſten des großen Friederichs zu vergleichen, und wem sollte es hier nicht einfallen, daß eben der Held, dessen Vorfahren vielleicht lange in den Thälern, wo ich jetzt fuhr, Reisende und Kaufleute überfielen, nunmehr mit Hunderttausenden zur Vertheidigung seines Volks und seiner Bundesgenossen ausziehen könne? Die regelmäßige Gestalt und vorzüglich die Höhe des über alle seine Nachbaren stolz hervorragenden Berges, auf welchem Hohenzollern liegt, trugen nicht wenig zur Verstärkung des Eindrucks bey, den sein Anblick und die dadurch veranlaßten Gedanken in mir hervorbrachten. Nur auf solchen Höhen, als die von Hohenzollern sind, und bey einer solchen Lebensart, als ihre ersten Bewohner führten, konnten Geschlechter gegründet werden, die so viele Jahrhunderte durch unverdorben, und ohne Ausartung fortdauerten. Recht gern hätte ich während meines Aufenthalts in Stuttgart Hohenstaufen besucht; allein das schlechte Wetter, das fast beständig fortdauerte, hielt mich ab, den Diis manibus der ersten gekrönten Aufklärer des westlichen Europa, und der kühnen Gegner der unleidlichen Allgewalt des Römischen Hofes zu opfern.

Der Weg bis Balingen ist gemacht; allein der von Balingen nach Aldingen war äußerst schlecht, wie ich ihn hier gar nicht mehr erwartet hatte. Von dem letzten Orte bis Tuttlingen besserte er sich wieder, so wie die Gegend an Schönheit und Fruchtbarkeit alle übrigen, durch die wir von Stuttgart aus gekommen waren, sehr weit übertraff. Wir fuhren stets durch die fettesten Aecker und Wiesen, die an beyden Seiten bis an den Fuß hoher Gebürge liefen, deren Häupter und Seiten mit dunkeln Wäldern bewachsen waren. In ganz Teutschland habe ich nicht so schön gebaute Flecken und Dörfer, und in ganz Schwaben nicht so schöne Männer gesehen, als hier; die Weiber sind aber desto häßlicher, und machen ihre Häßlichkeit durch ihre Pelzmützen, durch ihre kurzen Mieder und Röcke nur noch auffallender. Ich konnte mich kaum von meinem Erstaunen erholen, als ich in der Nachbarschafft des Schwarzwaldes eine schönere Natur und glücklichere Menschen, als im übrigen Schwaben antraff. Aus diesen Gegenden, noch mehr aber aus dem eigentlichen Schwarzwalde sind die Emigranten, die wir schon von Bamberg aus fast alle Tage antraffen, die mit Weib und Kind nach Westpreußen ziehen, und deren Zahl sich nach zuverläßigen Nachrichten schon auf mehrere Tausende belaufen soll. Der Herzog von Würtemberg kann solche Auswanderungen vermöge der Landesgesetze nicht verbieten oder hindern; allein man sollte mit der größten Schärfe die Menschendiebe aufsuchen, die

leicht-

leichtsinnige Personen verführen, ihr Vaterland, wo sie Verwandte, Freunde, Credit, einen guten Namen und die beste Gelegenheit haben, sich und ihre Familie zu ernähren, gegen eingebildete goldene Schlösser oder doch gegen ferne unbekannte Gegenden zu verlassen. Ich kann mir unmöglich vorstellen, daß mehrere tausende von Auswandernden aus nichtswürdigen Menschen bestehen sollten, die in ihrem Vaterlande nichts zu verlieren hätten, und in einem jeden andern Lande sich besser, als in ihrem Geburtsorte zu befinden hofften. Sowohl das fruchtbare Oberschwaben, als die weniger fruchtbaren Gegenden des Schwarzwaldes gewinnen viel durch die Nachbarschafft der Schweiz. Das eine schickt den nichtackerbauenden Nachbaren seinen Ueberfluß von Früchten, und die andern ihren Ueberfluß von Menschen zu, die kurz vor der Erndtezeit feierlich in alle Schweizer Städte, Flecken und Dörfer einziehen, wo sie von den Landleuten, die ihre Arme brauchen, auf eine gewisse Zeit gemiethet werden. Heute begegnete es mir zuerst, daß ich mich einem Postillion gar nicht verständlich machen, und auch ihn nicht verstehen konnte. Nicht weit vor Tuttlingen fuhren wir an einem schönen aber unbedeutend scheinenden Strömchen her, der uns aber bald wichtiger wurde, als wir hörten, daß dies die Donau sey. Den Eifer, womit man in diesen Gegenden das Feld baut, konnten wir aus den vielen ungeheuren Misthaufen schliessen, die selbst in Tuttlingen vor den Häusern aufgethürmt sind.

Costanz am 7ten Junius.

Der gestrige Tag war unstreitig der schönste und einer der rührendsten unserer ganzen Reise. Schon um $3\frac{3}{4}$ Uhr brachen wir von Tuttlingen auf, und fuhren in der sanften Dämmerung, die vor der Morgenröthe eines schönen Tages vorhergehet, den hohen Berg hinan, der sich gleich hinter der Stadt erhebt. Wir sahen bald den ersten Schimmer der Morgenröthe, der sich mit jedem Augenblicke verstärkte: dann die Scheibe der Sonne, wie auf dem Berge liegend, hinter welchem sie hervorging, aber nicht glänzender, als der aufsteigende Vollmond zu seyn pflegt, und endlich den Sonnencörper in seinem vollen Glanze, der Wälder und Berge vernichtete, und das ganze unter uns liegende Thal in ein Feuermeer verwandelte, in welchem die geblendeten Augen lauter Wellen und Ströme von röthlichem Lichte erblickten. — Als wir die Höhe des Berges erreichten, zeigte man uns die Schneegebirge, aber in einer so großen und ungewissen Entfernung, daß wir sie leicht für weißes Gewölke hätten halten können. Beym Hinabfahren kamen wir in einen Wald, und in diesem Walde in einen gefährlichen Hohlweg, der an manchen Orten so steil war, daß wir der tiefen und mit großen Steinen angefüllten Gleise ungeachtet ein Rad sperren musten. Ich hielt es kaum für möglich, daß wir unsern Wagen unbeschädigt aus diesem gegen eine große Tiefe sich neigenden Wege herausbringen würden. Nachdem wir aber einmal den

Wald überwunden hatten, so wurden wir auch für unsere kleinen Aengstlichkeiten durch die seltsamste und romantischste Fahrt belohnt. Wir kamen in das Bett eines Waldstroms, das ganz mit kleinen Kieseln und Grand gepflastert und von der Natur selbst zu einer ebnern und festern Chaußee bereitet war, als Menschenhände je gebaut haben. In diesem ausgehöhlten Bette fuhren wir, wie in den Schachten oder Eingeweiden eines Berges, und waren oft von blühenden Gesträuchen, die von beyden Seiten über den Weg hingen, so beschattet, daß wir kaum über uns den heitern Himmel, und höchstens die Spitzen der nahen Gebürge sehen konnten. Von Engen aus reisten wir durch viel fruchtbarere Fluren, als wir zwischen diesem Orte und Tuttlingen angetroffen hatten, auch lagen fast auf allen Bergspitzen ehrwürdige Ruinen alter Ritterschlösser vor uns. Unter allen diesen zog aber keins unsere Augen so sehr an sich, als Hohentwiel, wo unser verehrungswürdige Großvater manche kummervolle Jahre in dem härtesten Gefängnisse zubrachte. Ich will gar nicht einmal versuchen, Ihnen die mancherley Regungen von Mitleiden, Freude und andern Empfindungen zu schildern, die beym Anblicke des Hohentwieler Felsens von neuem, aber lebhafter als jemals, in uns erwachten. So etwas läßt sich nicht allein nicht beschreiben, sondern auch nur einmal ganz empfinden. Als wir an den Fuß des Berges und zwar an die Stelle kamen, wo man hinauf zu gehen und hinauf zu fahren pflegt,

stiegen meine Frau und ich aus, und ließen den Wagen nach Singen vorausfahren. Wir kletterten muthig die ersten Anhöhen oder Absätze hinan, musten aber doch wegen der großen Hitze einigemal Halte machen, und in einer dieser Pausen erblickten wir auf einmal den ganzen Bodensee mit seinen reitzenden Inseln. Selbst in die untere Festung wurden wir nicht eher eingelassen, bis wir unser Empfehlungsschreiben, das wir von Stuttgart mitgebracht hatten, vorzeigten, und einen Soldaten mitnahmen, der uns in das Haus begleitete, welchem wir empfohlen waren. Unter der Leitung von eben so gefälligen als sichern Führern gingen wir allenthalben hin, wohin es uns erlaubt war. Wir sahen die von mehrern Reisebeschreibern erwähnten und an Ketten hängenden Steine, die vormals Fürsten und Prinzen des Würtembergischen Hauses mit eigener Hand heraus getragen hatten, und unter welchen einige ungeheure Stücke waren. Wir sprachen den alten ehrlichen Gefangenwärter, der unserm Großvater so lange und so treulich gedient hatte, und der sich außerordentlich freute, eine Enkelin des ihm so theuren Herrn Consulenten zu sehen. Wir genossen endlich die entzückende Aussicht, die der Herr von Moser mit so vieler Wärme und Wahrheit in seinem Leben schildert, die wir aber noch unermeßlicher und prachtvoller würden gefunden haben, wenn nicht, wie es im Sommer auch bey dem heitersten Wetter um die Mittagszeit immer geschieht, ein dünner Nebel und

der

der zu lebhafte Schimmer der Luft uns die nächsten Gegenstände etwas verdunkelt, und die entferntern entzogen hätte. An einem hellen Tage aber muß es nicht lange nach dem Aufgange, oder gegen den Untergang der Sonne leicht seyn, den ganzen Lauf sowohl der Schweizer- als Tyrolergebürge deutlich wahrzunehmen und zu unterscheiden. Nachdem wir unsere Augen und Herzen genug geweidet hatten, gingen wir auf einem bequemen Fußsteige nach Singen hinunter, von woher der Herr von Moser das Singen in der Kirche hören konnte. Diese ganze Seite des Berges war mit großen Felsstücken und ganzen Haufen von Graus bedeckt, welche die Zeit vom Felsen abgerissen hatte. Die obere Festung liegt auf dem bloßen Felsen, der von allen Seiten, die einzige ausgenommen, von welcher man hinauf kommen kann, fast senkrecht, und unersteiglich abgeschnitten ist; doch glaubten wir hin und wieder die Stellen bemerken zu können, über welche einige für ihre Freyheit alles wagende Gefangene heruntergekommen seyn könnten. Die Höhe dieses majestätischen Felsens wage ich nicht nach bloßem Augenmaaße zu bestimmen; allein man sieht schon in einer Entfernung von mehrern Stunden, daß er sich über alle seine Nachbaren, die mit ihm gleichsam den Vorgrund oder die Vorgebürge der nächsten Schneeberge ausmachen, sehr weit erhebt. Ich begreife kaum, warum man Fremde nicht ohne ausdrückliche eigenhändige Erlaubniß des Herzogs auf

die obere Festung läßt. Wenn Furcht vor heimlichen Unterhandlungen die Ursache davon wäre, so würde man auch gegen Soldaten, Bediente, und solche Personen, welche die Nothwendigkeiten des Lebens auf die Festung bringen und am ehesten verdächtige Verbindungen unterhalten könnten, strenger seyn müssen, als man wirklich ist. Gegenwärtig soll auf der obern Festung nur ein einziger Staatsgefangener, ein Herr von Knobelsdorf sitzen, der ehemals in Preußischen Diensten war, und vor etwa zwölf Jahren einige junge Leute von der Herzoglichen Garde verführen wollte. Wahrscheinlich hat der Kummer über sein langwieriges Gefängniß und noch mehr die häufigen Anfälle von Wuth über die vereitelten Hoffnungen und Entwürfe seines Glücks, und über die in einem finstern und schimpflichen Kerker wegschleichenden schönsten Jahre seines Lebens sein Gehirn verrückt. Wenigstens schreit er, der Sage nach, manchmal wie ein Besessener, und stößt die gräßlichsten Schmähungen gegen den Herzog mit einer so furchtbaren Stimme aus, daß man sie in großen Entfernungen hören kann.

Von Singen aus nahmen wir nicht den nächsten Weg auf Costanz, sondern den längern und schönern über Stein am Rhein, wo dieser Fluß sich in ein engeres Bett zusammenzieht. Schon vor dieser Stadt wurden die Gegenden vorzüglich schön; allein diese verschwanden ganz aus unserer Einbildungskraft, als wir uns nicht weit hinter Stein den Ufern des

Rheins

Rheins näherten und an seinem und nachher am Gestade des Bodensees fortfuhren. Was wir hier mehrere Stunden hinter einander sahen, ging über alles, was unsere Augen bisher gesehen, und unsere Phantasie zusammengesetzt hatte. Wenn wir nicht in den fast zusammenhängenden Städten, Flecken und Dörfern fuhren, so fanden wir uns immer unter prächtigen Alleen von Obstbäumen, die das Ufer des Sees nicht nur verschönern, sondern auch befestigen. Diese Bäume sind eben so sehr, als der allenthalben sichtbare Wohlstand, ein Beweis der höchsten Cultur des Landes, und der ländlichen Industrie seiner Einwohner. Viele von ihnen senkten ihre Aeste in den hellen See hinab, und wurden bisweilen von Stützen gehalten, die man im Grunde des Sees befestigt hat. Unter und neben diesen Bäumen sieht man entweder kleine niedliche Wiesen, oder Weingärten, oder Fruchtfelder, die bis an den äußersten aufgemauerten Rand des Ufers laufen. Die Aussicht wird durch die Bäume im geringsten nicht eingeschränkt. Man sieht vielmehr, so weit das Auge reicht, den majestätischen Lauf des Rheins und den noch prächtigern Gewässern des Bodensees nach, die in der Nähe mit bläulichen, in der Ferne aber mit weißlichen Streifen durchschnitten, und von einem frischen Winde mit einem angenehmen Geräusche an unsere Füße geworfen wurden. Wir sahen auf dem Rhein nur wenige, aber auf dem See desto mehr Schiffe, die sich mit großer Geschwindigkeit nach

allen

allen Richtungen hinbewegten. Die entgegengesetzten Ufer waren gleich denen, an welchen wir herfuhren, mit blühenden Städtchen, Flecken und Dörfern, mit Capellen und Klöstern, mit Landhäusern und Schlössern bekränzt. Zu unserer Rechten hatten wir meistens Weinberge oder Fruchtfelder, die sich in abwechselnden Höhen bis an den Fuß oder die Seiten von Bergen hinzogen, welche entweder mit Waldung bedeckt oder auch mit schönen Capellen und Landhäusern besetzt waren. Mitten in diesen Wundern der Natur war es uns nicht möglich im Wagen zu bleiben. Unsere Freude war nicht ruhig und still, dergleichen eine gewöhnlich schöne Natur zu gewähren pflegt, sondern vielmehr ein unruhiges Entzücken, das unser Herz und Blut merklich schneller bewegte, und sich hervordrängen und mittheilen wollte. Gewiß also würde ich die Herrlichkeiten der Schöpfung noch inniger genossen haben, wenn ich sie mit Ihnen und mit meinen übrigen Freunden und Freundinnen genossen hätte, denn es war mir immer, als wenn ich nicht alles mit meinen Sinnen fassen könnte, oder als wenn ich vor allen meinen übrigen Freunden nicht werth wäre, solche Herrlichkeiten allein zu empfinden, als ich wirklich empfand. Wenn die Wege hin und wieder besser (denn an dieser Seite des Rheins und des Bodensees sind sie noch nicht gebaut,) und die Gebürge an der rechten Hand etwas entfernter gewesen wären; so würde ich zu der paradisischen Landschafft gar nichts hinzuzusetzen, oder

weg-

wegzuwünschen gehabt haben. Gegen Abend wurde uns ein Theil des Vergnügens, was uns noch bestimmt war, durch die elenden Pferde geraubt, die wir in Singen erhalten hatten. Diese waren so ausgemergelt, und abgetrieben, daß wir mit genauer Noth erst um 9 Uhr in Costanz ankamen, und also volle acht Stunden auf einem Wege von drey Meilen zubrachten.

Costanz am 8ten Junius.

Gestern Morgen besuchte ich Herrn Pitzenberger Professor der Philosophie, und den einzigen Schriftsteller in Costanz, der sich durch mehrere schöne Werke rühmlich bekannt gemacht hat. In seiner und einiger seiner Freunde Gesellschaft besahen wir noch vor Tische den Hafen, oder Damm, die Domkirche und das Gebäude, in welchem das berühmte Concilium gehalten wurde. Der Saal, auf welchem die heiligen Väter sich versammleten, sieht jetzo einem großen noch nicht lange aufgeräumten Magazin ähnlich, und wird auch wirklich in der Meßzeit von Kaufleuten zu einem Waarenlager gebraucht. Die Aussicht auf den großen Bodensee, an dessen Ufer das Concilienhaus liegt, ist entzückend; ich zweifle aber, ob die frommen Männer, die Hieronymus von Prag und Huß richteten, in ihren blutdürstigen Versammlungen für die Schönheiten der Natur Gefühl übrig behalten haben. Man zeigt noch die Stühle, auf welchen der Kaiser und Pabst gesessen haben sollen.

Diese sind so einfach, daß jetzo vielleicht kein Haupt auch nur einer kleinen teutschen Reichsstadt die damaligen Häupter der Kirche und des Reichs darum beneiden würde. Die ehemalige Residenz der Bischöffe sieht einem Gefängnisse ähnlicher, als einem Pallaste. Die Domkirche ist aber viel heller, reinlicher und weniger mit Zierrathen überladen, als Gothische Gebäude von gleichem Alter sonst zu seyn pflegen. Das Chor ist wirklich schön. Die Wände sind mit Alabaster ausgelegt, und alle Stuffen aus schwarzem oder grauem tyrolischen Marmor gearbeitet. Vor der Kirche zeigt man den Stein, auf welchem Huß seiner priesterlichen Würde entsetzt, und die Säule, unter welcher er zum Tode verurtheilt wurde. Die Statüe, welche man zur Schändung seines Andenkens unter einer Canzel im Dom errichtet hatte, ist von eifrigen Katholiken durch Anspeien und Verstümmelungen auf eine grausame Art gemißhandelt worden. Dieß würde wahrscheinlich jetzo nicht mehr geschehen, da selbst der Pöbel einzusehen anfängt, daß man Huß ungerechter Weise verdammt, und daß seine Mörder den Verfall der Stadt hauptsächlich verursacht haben. In einem Winkel des Doms war der Tod der Mutter Gottes vorgestellt, bey welcher traurigen Begebenheit mehrere Apostel in Mönchskleidern erschienen.

Nachmittags machten wir in Gesellschafft des Herrn Professor Pitzenberger eine Spazierfahrt nach der Insel Meinau, gewiß der reizendsten unter den

kleinen

kleinen Inseln in unserm Erdtheile. Während der ganzen Fahrt war der Himmel rein und unbewölkt: die Luft milde und stärkend, die ganze Landschafft von dem hellsten Sonnenglanze erleuchtet, und der unabsehbare See so ruhig, als der Himmel, dessen Bild aus ihm zurückstrahlte. Während daß wir durch die sanfteste Bewegung auf der Spiegelhellen Fläche fortgetrieben und unsere Ohren durch schöne Melodien ergötzt wurden, (denn unser Freund hatte eine Gesellschaft von musikalischen Studenten eingeladen,) gingen prächtige Klöster, und Landhäuser und Schlösser, oder glückliche Städte, Flecken und Dörfer, oder abwechselnde ländliche Scenen vor unsern Augen vorüber. Ich genoß gewiß eben so viel Vergnügen, als vorgestern, aber dies Vergnügen war von einer ganz andern Art. Ich mochte nicht allein nicht reden, sondern kaum reden hören, und ich war am seligsten, wenn ich mich recht in meinem Busen freuen, und mein Entzücken ganz in mir verschliessen konnte. Zu dieser stillen Freude trugen wahrscheinlich die sanfte gleichförmige Bewegung des Schiffs und der Ruder, die unbewegliche Heiterkeit des Himmels und Wassers, welche ich über mir und um mich her sah, und endlich der Anblick der feierlichen Landschaft nicht wenig bey, deren lauteste Geräusche nicht zu uns herüberdringen, und deren Gewimmel wir nicht genau unterscheiden konnten. Als wir nach einer Fahrt von einigen Stunden an der bezaubernden Insel an's Land stiegen, wurden

wir unter der Anführung unsers lieben Begleiters allenthalben auf das freundlichste aufgenommen. Ungeachtet ein Commandeur des teutschen Ordens, dem die ganze Insel gehört, in dem schönen Pallaste residirte, um eine Cur zu brauchen, so erhielten wir doch die Erlaubniß, alle Zimmer, Garten, Keller u. s. w. zu besehen. Auf das schöne Schloß war ich nicht um der Zimmer und ihrer Möblen, sondern vorzüglich um der Aussicht willen neugierig, die ich mir daraus versprach. Und in der That war sie auch von dem Balcon des dritten Stocks so außerordentlich reich, daß ich mir kaum vorstellen kann, in der Schweiz noch etwas schöners zu finden. An dem nähern Ufer sah man Weinberge, Fluren und Wiesen, die bischöfliche Residenz, mehrere alte Schlösser, und eine Menge von Dörfern und Flecken. Wenn man sich aber ein wenig nach der rechten Hand wandte; so verlor sich das Auge in den blauen Gewässern des Sees, dessen Gränze man nicht unterscheiden konnte, und hinter welchem in kaum erreichbarer Ferne die beschneyten Spitzen himmelhoher Berge hervorstiegen. Die ganze Insel, die etwa drey Viertel Stunden im Umfange hat, sieht einem prächtigen Garten gleich, in welchem fette Wiesen und Aecker, bedeckte Gänge, stolze Weinberge, kurz alles was die Natur nur schenken und die Kunst veredeln kann, in bald sanfter, bald steiler über einander erhabnen Terrassen versammlet und vertheilt ist. In den Kellern, die in den Felsen hineingehauen

sind, ist eine so große Sammlung von Weinen, als ich vorher noch nie gesehen habe. Unter den alten Seeweinen (so nennt man diejenigen, die auf den Inseln, und an den Ufern des Bodensees gebaut werden,) waren mehrere, die mit den ältesten Rheinweinen hätten wetteifern können. Noch nie, glaube ich, hat ein Fremder diese glückliche und mir ewig unvergeßliche Insel verlassen, ohne sie zu segnen, und mit einem leisen Seufzer der Sehnsucht zu wünschen, daß es ihm doch möglich seyn möchte, in diesem Elysium bisweilen einen Theil der schönen Jahrszeit hinbringen zu können. Unsere Rückreise war eben so angenehm, als die Hinfahrt, und wir hatten noch das Vergnügen, daß ein frischer Abendwind unsere Segel füllte, und uns schneller, als unsere Ruderer gekonnt hätten, in den Hafen von Costanz brachte.

Schaffhausen am 19ten Junius.

Gestern bin ich früh genug angekommen, um alles zu besehen, was ich besehen wollte, und ich würde daher wahrscheinlich jetzo schon wieder auf dem Wege nach Zürch seyn, wenn nicht die Begierde, der Musterung oder wenigstens dem Auszuge der Schaffhäuser Cavallerie beyzuwohnen, mich zurück gehalten hätte. Die große Bewegung, welche dies militärische Fest so wohl in der Stadt, als in unserm Gasthofe hervorbringt, hat mich schon eine Stunde nicht ruhen lassen, und ich schreibe Ihnen dieses früh um fünf Uhr. Meine Phantasie ist über-

dem noch ganz mit dem prächtigen Schauspiele des Rheinfalls ausgefüllt, von dem ich mich gerne sogleich mit Ihnen unterhalten möchte, wenn ich nicht noch einiges von Costanz nachzuholen hätte.

Vorgestern frühstückten wir bey Herrn Professor Pitzenberger, wo ich Herrn Pater Oberletter, einen gelehrten und aufgeklärten Augustiner, kennen lernte. Mit dem erstern besuchte ich noch einige andere Professoren, und auch die öffentliche Bibliothek, die aber nur ein dürftiger und unbedeutender Rest oder Ausschuß der ehemaligen Büchersammlung der Jesuiten ist. Nach Tisch gingen wir zu den Dominicanerinnen, die unter der Aufsicht des Herrn Professor Hauser junge Mädchen im Lesen, Schreiben und einigen weiblichen Arbeiten unterrichten. Diese Klosterfrauen haben keine Clausur, und sie können daher Besuche von Fremden annehmen, und auch selbst ausser dem Kloster geben. So viel wir ihrer sahen, hatten sie alle eben so heitere, als unschuldige Gesichter. Die ersten Lehrerinnen sind in Freyburg unterrichtet worden; ziehen aber jetzt selbst ihre Nachfolgerinnen nach. Ihre Schülerinnen sind in drey Classen abgetheilt. In der untersten werden die Buchstaben, in der zweyten das Buchstabiren, in der dritten das Lesen und Rechtschreiben nach Herrn Felgers Methode gelehrt. Diese Anstalt würde ich an einem jeden andern Orte mit Vergnügen beobachtet haben. Noch viel mehr Freude aber machte sie mir, da ich sie in Costanz traff, einer Stadt, die

außerordentliche Hülfsmittel braucht, wenn sie nicht, wie bisher, weit hinter den übrigen Städten des Katholischen Teutschlandes zurückbleiben will. Nachdem wir dem Unterrichte mehrerer Nonnen fast zwo Stunden mit vieler Theilnehmung zugehört hatten, setzten wir uns sogleich in ein Schiff und eilten, so geschwind wir konnten, der Insel Reichenau im kleinen Bodensee zu. Diese Fahrt würden wir gewiß neu und bezaubernd gefunden haben, wenn wir nicht den Tag vorher die Reise nach Meinau gemacht hätten. So aber schien uns die erstere eben so tief unter der letztern zu seyn, als Reichenau in Ansehung ihrer Lage unter ihrer kleinern Schwester ist. Der See, auf welchem man fährt, ist viel schmaler. Die Ufer niedriger, weniger abwechselnd und bebaut, und bisweilen sumpfigt; und die Aussicht nicht so groß und ausgebreitet. Gleich nachdem wir auf der Insel angelandet waren, besuchten wir den Herrn Decanus und dessen Vicarius, und unter der Führung dieser beyden gefälligen Männer erstiegen wir die höchste Anhöhe der Insel, wo ein Crucifix aufgerichtet ist, und wo man das ganze fruchtbare Eyland sammt den nahen umliegenden Gestaden übersehen kann. Die Insel, die ohngefähr fünf viertel Stunden lang und eine halbe breit ist, lag ganz, mit dem schönsten Frühlingsgrün bekleidet, im ruhigen See, der wie ein Lichtmeer schimmerte. So wohl die Weinberge als Fruchtfelder sind wie Gärten eingefaßt, und das Vieh läuft frey und ohne Hir-

ten auf den Plätzen herum, die man zu Weiden hat liegen lassen. Auf Reichenau selbst wächst der beste Seewein, Schleitheimer genannt, den man uns mit der einnehmendsten Gastfreundlichkeit im Hause des — — — vorsetzte. Rebland ist hier noch einmal so theuer als Ackerland. Ein Juchart von 36000 Quadratschuh kostet aber doch nur ohngefähr tausend Gulden und würde gewiß vielmehr kosten, wenn Costanz einen bessern Handel hätte, und die vortrefflichen Producte der benachbarten Gegenden vortheilhafter absetzte. Als wir vom Spaziergange zurückkamen, wurden wir in den Dom geführt, ein altes, dunkles, dreyhundert Schuh langes Gebäude, wo man Reisenden unter oder vielmehr vor allem andern den Zahn und das Grab Carls des Dicken, das Grab und die Gebeine des heiligen Marcus, und den berüchtigten von Carl dem Großen geschenkten Smaragd zeigt. Man gestand, daß es schwer halten würde, die Aechtheit der Gebeine des heiligen Evangelisten zu beweisen; allein man behauptete, und wie ich glaube, mit Recht, daß man auf Reichenau eben so gegründete Ansprüche, als in Venedig darauf mache, die Reliquien des heiligen Marcus zu besitzen. Den angeblichen Smaragd hielt keiner von den Herren, die ihn zeigten, für ächt, und würde auch ich nach dem bloßen Anblick, ohne das mir bekannte Urtheil der Kenner, nicht dafür gehalten haben, ungeachtet ich nicht weiß, wie ein ächter Smaragd von gleicher Größe aussehen würde. Die Masse

soll

soll etwa 28 Pfund schwer seyn. Sie ist einige Zoll dick, etwa einen Fuß breit, und noch einmal oder etwas mehr als einmal so lang. Sie ist ferner blaßgrün und durchsichtig, aber nicht rein, sondern inwendig mit Spalten und Streifen durchschnitten, dergleichen man in Stücken von gespaltenem dicken Glase sieht. Dies vormals so bewunderte Kleinod besteht jetzo aus zweyen ungleichen Fragmenten, in welche es wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit einer Person, die es zeigte, oder sich zeigen ließ, zerworfen worden. Die alte hölzerne Einfassung, wodurch diese Stücke nur sehr unsicher zusammengehalten werden, lassen in der Folge abermals einen ähnlichen Unfall befürchten. Ungleich wichtiger, als der Domschatz, ist die Bibliothek des Klosters, die außer den gedruckten Werken vierhundert zwey und siebenzig Manuscripte, und zwar fast die Hälfte auf Pergament geschriebene, enthält. Diese Sammlung war vormals noch viel zahlreicher, allein die heiligen Väter auf der Kirchenversammlung zu Costanz, haben oft ganze Ladungen wichtiger Handschriften kommen lassen, und fast nichts wieder zurückgeschickt. Unter den übrig gebliebenen sind mehrere aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte, die aber meistens durch Motten auf eine schreckliche Art zugerichtet sind. Ich zweifle daran, ob die Manuscripte vom Cicero de officiis, vom Persius, Sallust, Boethius und andern alten Autoren (zu denen man noch alte Uebersetzungen des Aristoteles und Plato rechnen muß) schon gebraucht

worden sind. Ueber allen diesen Merkwürdigkeiten verspäteten wir uns so sehr, daß wir erst um zehn Uhr wieder nach Costanz kamen, und also in der Finsterniß der Nacht von unsern Freunden Abschied nahmen.

Reichenau ist eine von den unzähligen Gegenden in Teutschland, die durch den Eifer frommer und arbeitsamer Geistlichen aus unzugänglichen und öden Wildnissen in reizende Wohnsitze glücklicher Menschen umgeschaffen worden sind, und um derentwillen man gern einen Theil des Mißbrauchs vergißt, welchen man in der Folge von den Früchten der von bessern Vorfahren bebauten und errungenen Besitzungen gemacht hat. Die Abtey Reichenau, die schon im achten Jahrhundert gestiftet wurde, erhielt in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Stiftung unermeßliche Güter und Reichthümer, verarmte aber nachher durch die unsinnige Verschwendung von Aebten so sehr, daß zuletzt nur zween adeliche Capitularen übrig blieben, und die Abtey mit dem Bißthum Costanz vereinigt wurde. Der Bischoff soll durch diese Vereinigung mehr an landesherrlichen Rechten und Hoheiten, als an Einkünften gewonnen haben. Er unterhält noch immer zwölf Patres, denen alles, was sie brauchen und verlangen, ohne Einschränkung und Vorschrift gereicht wird, von welchen er aber doch solche, die ihm nicht gefallen, wegschicken kann.

Costanz gehört zu den ödesten Städten in Teutschland, und vielleicht in Europa, und dies ist um de-

sto trauriger, da sie in Rücksicht auf Lage viel mehr, als die reichen und handelnden Städte St. Gallen, Zürch und Schaffhausen begünstiget ist. Rund um sich her, hat sie die fruchtbarste Natur: hinter sich die eben so reichen Landschaften an dem ganzen Umfange des Boden-Sees, und den schönen Ufern des Rheins, deren Producte sie alle versenden, und denen sie wieder das, was ihnen abginge, zuschicken sollte. Die Haupt-Epoche ihres Verfalls war unstreitig die Zeit der Kirchenversammlung, welche, scheint es, auch eine arme Stadt auf mehrere Menschenalter hätte bereichern müssen. Durch das große Gedränge von Fremden aber, welches das Concilium hervorbrachte, wurden, sagt die Ueberlieferung, alle Lebensmittel auf einen so ausschweifenden Preis hinaufgetrieben, und Kaufleute und Handwerker so sehr eingeschränkt, vielleicht auch betrogen, daß sie sich gezwungen sahen, Schaarenweise auszuwandern. Nachdem Handel und Gewerbe einmal einen tödtlichen Stoß empfangen hatten, konnten sie sich nicht leicht wieder erholen. Beyde wurden durch alle Reize der Freyheit in die benachbarten Schweizerischen Städte gezogen, und in Costanz nicht allein nicht ermuntert, sondern immerfort noch niedergedrückt: und zwar nicht durch Härte oder fehlerhafte Verfügungen der Regierung, sondern durch Uebel, welche die Regierung vielleicht schon lange gern gehoben hätte. Allein wie konnte sie bisher ganze Haufen betender Mönche zu nützlichen Arbeiten anhalten, oder die

Verschwendung von Domherren einschränken oder zurückhalten, welche die Früchte des Landes (es giebt freylich immer Ausnahmen) unter fremden Völkern, oder doch in Producten eines ausländischen Luxus verschwenden? Auch hier ist der gemeine Mann mehr wider die reichen Pfründen der Domherren, als wider die Armuth der Klöster, besonders der Capuciner eingenommen, die oft Noth leiden, und schon seit geraumer Zeit, ohne daß man es ihnen untersagt hätte, keine Almosen mehr sammlen. Den Verfall der Stadt kann man schon allein aus dem niedrigen Preise und der Miethe der Häuser schließen. Man hat hier ein Haus, freylich ein kleines, für zwölf Gulden feil geboten. Für acht bis zehn Gulden miethet man schon ansehnliche Häuser, und für funfzig bis sechzig kann man die besten Quartiere haben. Das Maaß von gewöhnlichen Seeweinen kostet nur zween bis vier Creuzer; allein dieser Wein ist auch viel herber, als der Markgräfler oder Schaffhäuser, so herbe, daß ich ihn nicht ohne Ueberwindung trinken konnte, wiewohl man mich versicherte, daß er sehr gesund sey. Die Sprache und Aussprache ist in Costanz der unserigen viel ähnlicher, als die in Schwaben, und selbst in einigen Gegenden von Franken; und dieses ist in der That zu bewundern, da die Einwohner der Stadt keine andere, als Andachtsbücher lesen, (denn nur solche kann man in den hiesigen Buchläden kaufen, andere Werke muß man von Zürch kommen lassen;) und rund umher mit Menschen umgeben

sind,

sind, deren Teutsch man versucht wird für eine ganz fremde Sprache zu halten. Ehe ich Costanz verlasse, muß ich Ihnen doch noch erst sagen, daß ich eine Wallfahrt nach der heiligen Stätte vornehmen wollte, wo Huß verbrannt worden ist; allein man weiß zwar, daß der Scheiterhaufen in dem sogenannten Paradiese errichtet worden; allein keiner kann genau den Platz angeben, wo dieser Märtyrer der Wahrheit getödtet worden ist.

Gestern reiseten wir früh über Zell und Singen nach Schaffhausen ab. Dieser Weg bis Singen ist viel bequemer, als der von Singen über Stein nach Costanz, allein er ist auch viel weniger angenehm. So lange man noch an dem Ufer des kleinen Bodensees und an der Seite von Reichenau herfährt, ist die Gegend freylich schön, aber die Aussicht beschränkter und einförmiger, als zwischen Stein und Costanz. Wir wurden an den Thoren von Schaffhausen weder gefragt, wer wir wären, noch unsere Sachen visitirt, und weder das eine, noch das andere soll in den übrigen Schweizerischen Städten geschehen. Die große Menge von wohlgekleideten und gutgenährten Menschen, besonders von blühenden Kindern, die wir in allen Straßen erblickten, und die uns auf unsere Fragen höfliche, aber freymüthige und zuversichtliche Antworten gaben, ließen uns bald die angenehme Bemerkung machen, daß wir in einem glücklichen Lande der Freyheit seyen. Nachdem wir die berühmte Brücke über den Rhein, die vornehmsten

Straßen der Stadt, und die Stadt selbst von der Anhöhe, wo vormals eine Burg oder eine Festung war, besehen hatten, so fuhren wir nach dem Rheinfalle, um ihn von der Zürcher Seite zu betrachten. Als wir bey dem Schlosse Laufen ankamen, und auf die erste Laube geführt wurden, wo man dies Schauspiel der Natur übersieht, erstaunten wir, nicht über die Größe der Erscheinung, sondern darüber, daß sie so weit unter unserer Erwartung war. Wir sahen Ströme von weißem schäumenden Wasser queer durchs ganze Bett des Flusses herabfallen, und hörten ein heftiges Getöse; allein weder Augen noch Ohren wurden so gerührt, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätten, die so viel Geschrey über das, was wir jetzo vor uns sahen, machen könnten. Als wir aber an dem steilen Ufer des Rheins auf den kleinen hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinabstiegen, die an den Rand, und man kann sagen, in den Katarrakt selbst hineingebaut ist, da, bester Freund, hörten und sahen wir Dinge, die unsere Ohren nie gehört, unsere Augen nie gesehen hatten, die keine menschliche Zunge auszusprechen, keine Kunst zu erreichen vermag, die endlich solche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Lesern, oder Hörern nicht einmal Annäherungen oder Anfänge erwecken kann. Ungeachtet wir alle Augenblicke, besonders wenn ein Windstoß die Dünste auf uns zutrieb, mit ganzen Wolken von feinem Staubregen

regen bedeckt wurden; ungeachtet der Boden, auf welchem wir standen, auf eine so furchtbare Art zitterte, als wenn er von heftigen Erdbeben erschüttert würde; ungeachtet wir stets in Gefahr waren, von einem Gewitterschauer überfallen zu werden: so konnte ich mich doch nicht eher losreißen, als bis ich alles genoßen und gleichsam erschöpft hatte. In den ersten Augenblicken standen wir voll stummen anbetenden Erstaunens da, und in der Folge konnten wir uns unsere Bewunderung nur durch Geberden, Mienen und Blicke zu verstehen geben, weil Worte und Geschrey selbst vor dem Donnern des Wasserfalls nicht würden gehört worden seyn. Als ich mich nachgerade von dem ersten betäubenden, nahe an Entsetzen gränzenden Erstaunen erhohlte, und das, was ich sah und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterscheiden konnte, versuchte ich es, von dem erhabenen Schauspiele, was mich so tief gerührt hatte, gleichsam eine schwache Zeichnung in Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hundertsten Theil von dem, was ich jetzo mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Phantasie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald diesen ersten Versuchen, und fand, daß die Kunst ihre eigenen Werke und auch die schönen Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber unmöglich sey, erhabene Gegenstände und Scenen in Worten oder andern Zeichen treu darzustellen,

und

und dasjenige nur einigermaßen auszudrucken, was den Rheinfall zu einer der größten Erscheinungen in der Natur macht. Denn gerade die eine jede andere sichtbare Bewegung und selbst die Schnelligkeit unserer Gedanken übersteigende Geschwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herstürzen sieht, als wenn sie von der Hand des Allmächtigen herabgeschleudert würden, ferner die unglaubliche Kraft, womit diese Wellen die aus ihrem schon Jahrtausende geschlagenem Bett hervorragenden Felsen zersprengen und sich selbst zernichten zu wollen scheinen, endlich die unendliche Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getösen und Gestalten, womit die Wellen in sich selbst hinein und wieder heraus strudeln, gerade dieses, also, was am meisten Bewunderung und Erstaunen hervorbringt, läßt sich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen, und durch diese noch weniger als durch jene ausdrücken. Zwar ist kein Mensch im Stande, in Worten die Grösse dessen, was er gesehen hat, nach Würden zu beschreiben; allein man kann doch bemerken, was man nicht auszudrücken vermag, und einigermaßen andeuten, was man dabey empfunden hat. Dies alles kann der Mahler und Zeichner nicht, und es bleibt ihm weiter nichts übrig, als die umliegende Gegend des Rheinfalls, die Formen der Felsen, von und an welchen der Rhein herabstürzt, die Gestalt und Farbe der Wellen u. s. w. also nur das, was da seyn könnte, ohne den Rheinfall zu einem so seltenen Phä-

nomen

nomen zu machen, in einem verstümmelnden oder doch bis zur Unkenntlichkeit verkleinernden Bilde darzustellen. Auch die glücklichsten Zeichnungen liefern demjenigen, der nicht eben das was der Künstler beobachtet hat, keine treue Darstellung des hinreißenden Schauspiels, sondern nur einen schwachen Schattenriß, der höchstens dazu dienen kann, das, was man vormals sah, von Zeit zu Zeit zu erfrischen und zu erneuern. — Schon eine halbe Stunde vor dem Fall, nämlich vor der prächtigen Rheinbrücke bey Schaffhausen wird das Bett des Rheins so abschüßig, und der Fluß selbst so reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müssen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden seine Gewässer durch unzählige theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und schäumende Wellen zerspalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa fünf und siebenzig Schuhen an einer steilen aber unebenen Felswand herunter schießt. Gerade an der Stelle, wo die herabstürzenden Fluthen sich mit dem Fluße wieder vereinigen, steigen zween Felsen hervor, unter welchen der zweyte der gröste, der erste aber, den man von der Zürcher Seite sieht, der kleinste und gebrechlichste ist. — Sein Fuß ist durch die Gewalt der Wellen grösstentheils verzehrt, und es scheint, als wenn eine jede ihn von neuem angreifende Wassersäule denselben umwerfen könnte. Dieser Fels macht, daß man nur einen Theil des Wasserfalls, denjenigen nämlich übersehen kann, der zwischen ihm und

dem Ufer ist, auf welchem man steht. Dieser Theil ist aber unstreitig der wichtigste, und läßt sich wiederum in vier Absätze zerlegen. Beym ersten stürzen die Wellen mit einer solchen Gewalt herab, daß es fast unmöglich ist, mit sterblichen Augen einen stärkern sinnlichen Ausdruck von Kraft zu sehen. Schon von diesem ersten Sturze steigen unaufhörlich Wolken über das obere Bett des Flusses empor, und es ist, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Wassersäule hineinsähe, die durch künstliche Triebwerke in die Höhe gehoben, und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerstäubt würde. Die drey übrigen Fälle sind weniger hoch, allein die Wuth der Wellen ist gerade da am größten, wo sie sich in die Abgründe verlieren, die sie sich selbst ausgehöhlt haben. Diese Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Wasser und dicke Staubwolken aus, deren Gestalten und Wälzungen eben so mannigfaltig, als die der Wellen sind, aus denen sie entstehen, und die sichtbar und langsam dem entgegengesetzten Ufer zugetragen wurden. Als wir den Wasserfall von der interessantesten Seite betrachtet hatten, stiegen wir wieder zur obern Laube hinauf, entschlossen uns aber sogleich, uns an das andere Ufer des Rheins übersetzen zu lassen. Wir kletterten einen fast unwegsamen und in der That gefährlichen Fußsteig hinab, der an eine der ersten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß setzen kann. Gefährlich ist dieser Fußsteig deßwegen, weil man gar nichts hat,

woran

woran man sich halten kann, und er fast durchgehends mit kleinen, glatten, und beweglichen Kieseln bedeckt ist, die bey einem unvorsichtigen Tritt unter dem Fuß verschwinden. Der leichte Kahn, in den wir uns setzten, tanzte auf den Wellen des Flusses, der von seinem gräßlichen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichsam Zuckungen litt. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht ganz ohne Furcht war, ungeachtet ich mehrmalen viel wildere Wellen und heftigere Bewegungen von Schiffen erfahren hatte. Der Führer unsers Kahns war ein junger Bube, der zwar kurz vorher einen guten Freund glücklich herüber gebracht hatte, von dem ich aber doch nicht wußte, wie geübt er war, und ob er nicht durch eine einzige ungeschickte Bewegung unsern kleinen Nachen umwerfen könnte. Eben dieses konnte auch geschehen, wenn einer von uns sich vor einem unvorhergesehenen Schrecken zu sehr auf die eine oder die andere Seite neigte. Die größte Gefahr, in die wir wirklich kamen, hatte ich gar nicht einmal geahndet, daß wir nämlich mitten auf dem Strome von einem heftigen Windstoß getroffen werden könnten. Wir erreichten aber glücklich das andere Ufer, und übersahen nun freylich die ganze Breite, und alle Abtheilungen des Wasserfalls mit einem Blick; allein dies Schauspiel war doch mehr neu, und seltsam, als groß und Bewunderung erregend, indem man schon zu weit entfernt ist, als daß man die Kraft und Geschwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen

könnte. Wir gingen beyläufig in den Drathzug, der im Wasserfall selbst angelegt ist, und durch die gebändigten Wellen des Rheins getrieben wird. Ungeachtet es regnete, und ich mich durch nasses Gras und Buschwerk durcharbeiten muste, so stieg ich doch an dem Rand des Katarrakts hinab, welchem ich jetzo am nächsten war. Hier ist der Sturz des Wassers immer noch heftig, aber doch so weit unter dem entsetzlichen Fall an der entgegengesetzten Seite, daß ich meine Mühe gar nicht belohnt glaubte. Auf der Rückfahrt sahen wir die Majestät des ganzen Falls viel besser, als von dem Ufer, das wir zuletzt verlassen hatten. Die ganze Scene wurde auf einen Augenblick von der Sonne erleuchtet, durch welche Erleuchtung alles uns viel näher gebracht, und so wohl die weiße Farbe der Wellen und Staubwolken, als die bläulichen und grünlichen Streifen, die man hin und wieder in dem abstürzenden Wasser sieht, sehr erhoben wurden. Regenbogen sahen wir nicht; allein diese entbehrte ich am ehesten, weil man sie eben so gut bey künstlichen Cascaden, und doch bey keinem Wasserfall so schön und prächtig, als am Himmel selbst sehen kann. Auf der Rückfahrt schien es uns immer, als wenn wir dem Wasserfall viel näher kämen, als wir ihm bey der Abfahrt vom Zürcher Ufer gewesen wären: eine Täuschung, die unstreitig daher entstand, weil wir das ganze furchtbare Schauspiel jetzo gerade vor Augen hatten. Im Anfange oder in der Mitte des Monats, wenn wir ihn sahen,

ist der Fall am schönsten, weil der Rhein alsdann am wasserreichsten ist. Früher schmilzt der Schnee noch nicht recht auf den hohen Gebirgen, und einige Wochen später ist das Meiste weggeschmolzen, was sich den letzten Winter von schmelzbarem Schnee gesammlet hat. Im Winter sind alle Seen und Flüsse in der Schweiz am kleinsten, und alsdann ist der Rhein unmittelbar unter dem Fall so ruhig, daß man bis an den zweyten und größten Felsen hinanfahren kann, welches jetzo eine durchaus unmögliche Unternehmung wäre. So ungeheuer aber auch die Gewalt des herabstürzenden Stroms, und so hoch das Felsenbett ist, von welchem er herunter fällt, so haben mich doch mehrere glaubwürdige Leute versichert, daß Lächse es oft versuchen, gegen den Fall hinanzuspringen. Sie sollen gleichsam auf oder an den hervorstehenden Klippen Ruhepuncte nehmen, und bisweilen in mehrern Absätzen das höhere Bett erreichen, öfter aber zurückgetrieben und verwundet, oder gar zerschmettert werden. Wenn man den Rheinfall in der Jahrszeit sieht, worin wir ihn sahen, so muß man nothwendig den Wahn einiger Engländer belachen, welche glaubten und darauf wetteten, daß ein kleines Boot oder Schiff, ohne umgeworfen oder zerschmettert zu werden, auf den herabschießenden Wellen hinunter gleiten könnte. Das Fahrzeug, womit man den seltsamen Versuch anstellte, wurde in so viele Trümmer zerschlagen, daß man in ihnen kaum die Ueberbleibsel eines Kahns

erkennen konnte. Mehrere Reisende haben vermuthet, daß der Rheinfall viel mehr Eindruck machen würde, wenn das Wasser sich nicht an einer schiefen Wand herunter wälzte, sondern von dem obersten Rande einer senkrechten Felswand in den leeren Luftraum fiele, und sich alsdann in Staub oder feine Tropfen auflöste. So viel ich aber urtheilen kann, würde der Rheinfall durch diese gewünschte Verwandlung alles Große verlieren, weil man alsdann nicht mehr die Kraft und Geschwindigkeit des fallenden Flusses bemerken könnte, die jetzo in ein so hohes Erstaunen setzt. Es würde eine zwar kostbare, aber gar nicht unmögliche, oder die Kräfte des Cantons übersteigende Unternehmung seyn, die Felsen im Rheinbett so weit zu sprengen, daß der Fluß schiffbar würde; allein so etwas wird vermuthlich niemals ausgeführt werden, weil dadurch eine Menge von Personen, die jetzo vom Ein- und Ausladen und dem Transport der vorbeygehenden Waaren leben, auf einmal ihre Nahrung verlieren würden.

Als wir vom Rheinfall zurückkamen, wollte ich einige Gelehrte, und einige meiner ehemaligen Zuhörer besuchen; mein Miethlakay sagte mir aber, daß ich jetzo (es war eben Sonntag) schwerlich jemand zu Hause treffen würde. Ich durchging also noch einige der vornehmsten Gassen, und fand allenthalben dieselbigen Spuren von Wohlhabenheit; doch kann man die Stadt nicht eigentlich schön nennen, weil sie weder große Reihen schöner Häuser, noch auch

noch

lange breite und gut gepflasterte Straßen hat. Ihre Lage und die umliegende Gegend kann einem Reisenden, der Constanz eben verlassen hat, nicht sehr gefallen. Schaffhausen ist in einen tiefen Kessel gesenkt, und rund herum und zwar sehr nahe mit hohen Bergen umgeben, die meistens mit einförmigen Reben besetzt sind. Man mag also anlangen, oder abreisen, woher und wohin man will, so muß man immer Berg auf oder Berg ab fahren.

Zürch am 11ten Junius.

Gestern Abends kamen wir glücklich und bey dem schönsten Wetter in Zürch an. Heute Morgen werde ich noch einige Besuche machen; ich kann aber doch nicht gleich ausgehen, weil wir erst unsern ganzen Cofre auspacken lassen, und uns zu einem Aufenthalt von wenigstens acht Tagen einrichten müssen. Ich hoffe daher, daß ich Zeit genug haben werde, um diesen Brief schließen und mit der nächsten Post abschicken zu können.

Ungeachtet die Versammlung und der Auszug der Schaffhäuser Cavallerie (denn bis zur Musterung mochte ich meine Neugierde nicht treiben) unter aller meiner Erwartung war; so reut es mich doch nicht, daß ich mich um ihrentwillen einige Stunden länger aufgehalten habe, weil ich mir sonst gar keinen Begriff von einer solchen Reuterey hätte machen können. Das ganze Regiment oder Escadron bestand ohngefähr aus hundert und vierzig Mann, und ver-

sammlete sich auf dem Markt, oder großen Platze vor dem Rathhause. Die Pferde waren grösten-theils so elend, daß kein Bürger in Göttingen das Herz gehabt hätte, sie einem Studenten zuzuführen. Auch die Reuter bestanden meistens aus alten, wahrscheinlich gemietheten Leuten, denen man es sogleich ansah daß sie nie Waffen geführt, und vielleicht nie ein Pferd bestiegen, wenigstens nicht Kraft genug hätten, irgend einem Feinde einen tödtlichen Streich zu versetzen. Viele waren nicht einmal im Stande, ihre eigensinnigen Gäule in die Reihen zu bringen, und mußten sich daher unter dem lauten Gelächter der Umstehenden an die ihnen bestimmten Plätze führen lassen. Unter den eingebornen Zuschauern waren gewiß nur wenige, die eine gut berittene Cavallerie gesehen hatten; allein das Schaffhäuser Corps machte doch einen so wunderlichen Aufzug, daß fast eine jede Bewegung desselben ein allgemeines Lachen erregte, welches Fremde, wenn sie ihr Gesicht nur ein wenig zum Lächeln zogen, unterhalten und erneuern konnten, so oft sie wollten. Beym Abzuge bildete kein einziges Glied eine gerade Linie, und alle Augenblicke muste man Halt machen, weil die ihrer Pferde nicht mächtigen Reuter in Unordnung kamen. Einer von den wenigen, die selbst nach dem Urtheile fremder Officiere ihrem Platze Genüge thaten, war unser Wirth, der seine Mitbürger als Major anführte. Vielleicht wäre es besser, die ganze Musterungs-Ceremonie einzustellen, indem sie weniger eine

kriege-

kriegerische Uebung ist, als die Reuter bey Einheimischen und Ausländern lächerlich macht. Denn im Grunde kann es zu nichts dienen, daß man alle zwey Jahr etwa anderthalb hundert Mann an einem einzigen Tage aufsitzen läßt, wenn man sie vorher gar nicht zur Musterung vorbereitet, oder in den Waffen geübt hat.

Der Weg von Schaffhausen nach Zürch mag ehemals recht gut gepflastert gewesen seyn; allein wir fanden ihn in der schönsten Jahrszeit bis eine halbe Stunde von Zürch so tief ausgefahren, daß wir ihn mit zu den beschwerlichsten unserer Reise rechnen. Auf diesem Wege trifft man weder fruchtbare noch schöne Gegenden, aber eine Menge von bettelnden Kindern an, die aber nicht durch Noth getrieben, sondern durch die unüberlegte Verschwendung der Reisenden gelockt, oft lachend und mit schalkhaften Blicken, neben den Wägen herlaufen. In Eglisau, einem Städtchen auf halben Wege, fütterten unsere Fuhrleute (denn noch zwey andere Kutschen begleiteten uns) ihre Pferde, und wir erhielten in einer kleinen Stunde ein so reinliches, wohlzubereitetes, und schmackhaftes Mittagsessen, als wir in keinem der mir bekannten größten Gasthöfe in Teutschland erhalten hätten. Wenn Sie jemals in diese Gegenden kommen, so lassen Sie sich in die hintern Zimmer des Wirthshauses führen, wo man eine Aussicht auf den in großer Tiefe unter den Fenstern fliessenden Rhein und ein nahes wildes Gebirge hat.

Gewiß werden Sie über die Reinlichkeit der Zimmer, Betten, Tische, Fenster, und alles Hausraths erstaunen, und gestehen, daß die Böden in diesem Gasthofe eines kleinen Landstädtchens glänzender und polirter sind, als die Tische in den prächtigsten Sälen unserer Teutschen Gastwirthe zu seyn pflegen. Als wir in Zürch vor dem Schwerdte anlangten, wurden wir nur mit genauer Noth angenommen, weil gerade Messe war, und (uns Ankömmlinge mit eingerechnet) hundert und zehn Personen in diesem berühmten und weitläuftigen Gasthofe schlafen wollten. Unser Zimmer im dritten Stock ist zwar nicht groß, allein man hat darin eine so hinreißende Aussicht auf die Limmat, die mit der grösten Geschwindigkeit aus dem See heraus schießt, auf den Zürcher See selbst, und endlich auf die mit Schnee bedeckten Glarner, Schwyzer und Unterwaldner Berge, daß ich an dem gestrigen heitern Abend und dem heutigen eben so schönen Morgen schon unzähligemal ans Fenster gezogen worden bin. Ungeachtet ich von hier aus die Vergoldungen der Schneegebirge durch die auf- und untergehende Sonne nur noch in großer Ferne sah, so hat mich dieser Anblick doch schon überzeugt, daß man die Morgen- und Abendröthe in ihrer ganzen Pracht nur in der Schweiz sehen kann.

Leben Sie wohl! So eben erhalte ich durch meinen Freund, Herrn — Briefe von Ihnen und einigen andern Freunden. Ich danke Ihnen für die

ange-

angenehmen Nachrichten, die Sie mir mitgetheilt haben, und bitte Sie nur noch kürzlich, alle meine Freunde zu grüßen. Vielleicht antworte ich Ihnen noch aus Zürch, gewiß aber aus Bern wieder, u. s. w.

Zweyter Brief.

Zürch am 14ten Junius.

Liebster Freund,

In den drey ersten Tagen meines Aufenthalts in Zürch bin ich auf eine so angenehme Art zerstreut, und auf eine so lehrreiche Art unterhalten worden, daß ich von Morgens früh bis Abends spät keinen leeren Augenblick habe finden können, einen Brief an sie wieder anzufangen. Auch zweifle ich sehr, daß ich mit diesem weit kommen werde.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welch ein Vergnügen es mir gemacht hat, die große Menge von verehrungswürdigen und berühmten Gelehrten kennen zu lernen, wodurch sich Zürch zu seinem grossen Ruhme von allen Schweizerischen Städten unterscheidet. Wenn ich jetzo auch Zeit hätte, Ihnen mehr als die Namen merkwürdiger Männer zu schreiben, die ich besucht habe, so würde ich doch noch

nicht

nicht wagen, über alle zu urtheilen, da ich mich mit den meisten nur einige oder eine Stunde oder gar noch kürzere Zeit unterhalten habe. Viele sahe ich vorgestern auf der schönsten öffentlichen Promenade in Zürch, dem so genannten Schützenplatze, der nicht weit außer der Stadt liegt, und zwischen der reißenden Limmat und einem zu gewissen Zeiten noch viel reißenderen und gefährlichern Waldstrom eingeschlossen ist. Diese Promenade war ursprünglich (und ist es auf eine gewisse Art noch jetzo) eine fruchtbare Wiese, die aber mit breiten und reinlichen Gängen durchschnitten, und mit prächtigen Alleen von alten ehrwürdigen Linden besetzt ist. Die Aussicht auf die Stadt und Weinberge jenseit der Limmat ist schön, aber ein wenig eingeschränkt. Ein großer Zuwachs des Vergnügens, was ich auf diesem schönen Spaziergange genoß, war der herrliche Wohlgeruch, der sich nach allen Seiten von dem jungen Heu verbreitete, das in den Zwischenräumen der Gänge entweder in Haufen gebracht, oder aus einander geschüttelt wurde. Hier gingen wir mehrere Stunden in großer Gesellschafft spazieren, und hier hatte ich die glücklichste Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß die Nachrichten von dem heftigen Hasse der Parteyen, in welche die Zürcher Gelehrten getheilt sind, entweder ganz falsch, oder doch in hohem Grade übertrieben sind. Man erzählte es mir an mehrern Orten als ganz ausgemacht, daß, wenn man nach Zürch komme, man sich nothwendig zu der einen oder an-

dern

dern Partey schlagen müsse, und daß man von der einen verlassen oder angefeindet werde, sobald man die andere besuche, oder kennen lernen wolle. Ich sahe Lavater und seine Freunde, einige seiner vornehmsten Widersacher, und wiederum solche, die weder Lavaterianer noch Antilavaterianer sind, nicht nur auf demselbigen Spaziergange, sondern in denselbigen Kreisen beysammen. Alle nahmen gleichen Antheil an denselbigen Gesprächen, und widersprachen einander ohne Bitterkeit, und Einmischung von Persönlichkeiten. Ueberhaupt hätte man von Männern von Geist und Charakter nie argwöhnen sollen, daß sie Fremde, denen es darum zu thun ist, alle merkwürdige Menschen einer Stadt kennen zu lernen, durch die Erwähnung von Privatstreitigkeiten in Verlegenheit, oder in Gefahr setzen könnten, entweder unhöflich oder ungerecht zu werden.

Schon am ersten Tage hörte ich auf der Promenade zuerst von einer seltsamen Zaubergeschichte, die in Glaris vorgefallen seyn sollte. Allein hier waren noch Urtheile und Nachrichten so streitend, daß ich Wahres und Falsches gar nicht zu unterscheiden im Stande war. Ich gab mir deßwegen alle ersinnliche Mühe, auf den Grund der Sache zu kommen, und ich war so glücklich, bey einem berühmten Mann eine Sammlung von Briefen aus Glaris anzutreffen, die von verschiedenen, allem Ansehen nach unparteyischen und aufgeklärten Männern geschrieben waren, und vermuthlich das Glaubwürdigste enthielten,

hielten, was über diesen in unsern Tagen höchst interessanten Vorfall bekannt werden wird.

Ein unerwachsenes neunjähriges Töchterchen aus einem vornehmen Hause zu Glaris fing zum höchsten Schrecken seiner Eltern an, zu wiederholten Malen Stecknadeln zu speyen, und an dem einen Beine contract oder gelähmt zu werden. Dies Stecknadelspeyen wurde, wie es schon oft geschehen ist, für etwas übernatürliches und für eine Wirkung von Zauberey gehalten. Als die Urheberin dieser Missethat argwöhnte man ein Dienstmädchen von einem verdächtigen Rufe, das aus dem Canton Zürch gebürtig war, eine Zeitlang bey den Eltern des Kindes gedient, aber das Haus kürzlich verlassen, und dem Kinde nach der Aussage desselben einen Kuchen gegeben hatte. Auf diese Aussage allein versprach man demjenigen eine große Belohnung, der das Mädchen angeben, oder liefern würde. Das Mädchen wurde ergriffen, festgesetzt, und gefoltert; allein unter den entsetzlichsten Martern sagte es weiter nichts aus, als daß es zwar dem Kinde einen Kuchen gegeben, aber diesen Kuchen nicht selbst gemacht, sondern von einem benachbarten Schlösser empfangen habe, der allein wisse und wissen müsse, woraus er zusammengesetzt gewesen sey. Auf dieses Bekenntniß nahm man auch den Schlösser in Verhaft, der nicht leugnen konnte, daß er dem Mädchen einen aus Eisen-Feile, und ich weiß nicht aus welchen Erdarten und Säuren zusammengesetzten, und nach einem

irgend-

irgendwoher ererbten oder erhaltenen Recepte verfertigten Kuchen gegeben hätte. Er war aber nur eine kurze Zeit im Gefängniß, als er sich in einem Anfall von Verzweiflung erhenkte. Vermuthlich war der Unglückliche eben so sehr Betrogener, als Betrüger, und es kommt mir auch nicht unwahrscheinlich vor, daß er sich eben sowohl aus übertriebener Angst, als aus Bewußtseyn einer des Todes würdigen Frevelthat hingerichtet habe. In dem Hause des Selbstmörders fand man allerley verdächtige Arzneyen und Vorschriften, welche letztere man aber nicht das Herz hatte genau zu untersuchen, weil man gefährliche und magische Wirkungen davon fürchtete. Ungeachtet durch den Tod des Schlössers die ganze Sache viel verwickelter wurde, als sie sonst gewesen wäre, so glaubten doch die Richter, daß man jetzo an der Zauberkraft des Mädchens und an den Zauberwirkungen des durch ihre Hände gegangenen Kuchens nicht mehr zweifeln könne. Man zwang die Gefangene, so oft und feierlich sie auch ihre Unwissenheit betheuerte, daß sie das kranke Kind durch eben die übernatürliche Kunst, wodurch sie es krank gemacht habe, auch wieder heilen solle. Entweder aus Furcht vor den Martern, womit man sie bedrohete, oder weil sie wirklich anfing, sich etwas zuzutrauen, dessen selbst die Herren von Glaris sie fähig hielten, legte die Gefangene Hand an das große Werk, was man von ihr verlangte. Nach mehrern fruchtlosen Versuchen nahm sie endlich die letzte Operation

ration in Beyseyn von vielen Personen und selbst von mehrern ihrer Richter vor. Sie rieb das kranke Bein des Kindes unter den heftigsten Verdrehungen und Gebeten etwa zehn Minuten hinter einander, und übergab den Eltern alsdann das gesunde Kind zum gröslen Erstaunen aller Umstehenden, sowohl der Verständigen und Aufgeklärten, als der Unwissenden und Abergläubigen. Während der Operation wollten viele ein heftiges Getöse, oder gar eine Erschütterung des Hauses, worin die Heilung geschah, wahrgenommen haben. Nach der Wiederherstellung des Kindes, wurde die vermeintliche Zauberin zum Tode verurtheilt; allein weil sie aus Zürch gebürtig war, und das gestiftete Böse wieder gut gemacht hatte, so fragte man die Herren von Zürch, ob sie die Verbrecherin auf ihre Kosten in das Zuchthaus ihrer Stadt bringen lassen, und lebenslang darin unterhalten wollten. Die Herren von Zürch freuten sich über die glückliche Gelegenheit, einer Zauberin das Leben retten zu können, und versprachen alles, was man verlangt hätte, wenn man die Gefangene nur bis an die Gränze bringen wollte *). Während der Untersuchung fragten die Eltern mehrere Per-

*) Dieser weisen Antwort ungeachtet haben die Herren von Glaris es für gut gefunden, die Zauberin hinrichten zu lassen. Durch diesen Schritt setzte man sich wenigstens in Sicherheit, daß das Mädchen nichts bekannt machte, was man nicht gern bekannt gemacht hätte.

Personen, wie es möglich sey, daß ein Kind Nadeln ausbrechen, und daß ein Kuchen diese Wirkungen hervorbringen könne? Unter diesen Männern, bey denen man sich Raths erholte, war ein Vieharzt, Irminger, von Pfaffhausen, der sich aber auch mit der Heilung menschlicher Krankheiten und Gebrechen abgiebt. Dieser eben so kühne und verschmizte als unwissende Quacksalber gab dem Doctor Tschudi, dem Vater des Kindes, auf seine Frage zur Antwort: daß der Zauberkuchen, den das Kind gegessen, wahrscheinlich den Saamen oder die Embryonen von Stecknadeln enthalten hätte, und daß allem Ansehen nach diese Embryonen im Magen des Kindes wären ausgebrütet worden, und noch fernerhin würden ausgebrütet werden. Ich müste mich sehr irren, wenn Sie diese Antwort nicht viel klüger, als die Frage fänden.

Bey den ungeheuren Versehen, welche man in dem ganzen Verlaufe des Processes begangen hat, wäre es vielleicht jetzo den scharfsinnigsten und unparteyischsten Beobachtern in Glaris selbst nicht möglich, die wahre Beschaffenheit der Sache zu ergründen. Vielweniger darf man in der Ferne sich schmeicheln, die so übernatürlich scheinende Begebenheit aus natürlichen Ursachen erklären zu können. Wer so etwas unternehmen wollte, der müste mit dem Charakter, den Talenten und dem cörperlichen Zustande des Kindes, mit dem Verhältnisse der Eltern desselben gegen das Mädchen, des Mädchens gegen

den Schlösser, und aller dieser Personen gegen die Richter, auf das vollkommenste bekannt seyn. Nach allem aber, was ich glaubwürdiges gelesen und gehört habe, kann man kaum daran zweifeln, daß die Richter wenigstens grösstentheils unwissende und abergläubige Leute waren, welches ich bey der großen Industrie, Wohlhabenheit, und den in der ganzen Schweiz anerkannten glücklichen Anlagen der Glarner am wenigsten begreifen kann; daß ferner das Kind wirklich Stecknadeln von sich gegeben habe, und daß es an dem einen Beine contract oder geschwächt, und in Zeit von einigen Minuten durch die angebliche Zauberin wieder hergestellt worden sey. Gewiß aber werden Sie es mit mir für wahrscheinlicher halten, daß das Kind durch Arzneyen und vorzüglich durch heftiges Reiben, vermuthlich nicht so plötzlich als es geschienen, als daß es durch Beschwörungen geheilt worden seyn, so wie es Ihnen auch wahrscheinlicher vorkommen wird, daß das Kind entweder selbst aus nicht bekannten Ursachen eine schon oft gespielte Farce wiedergespielt habe, oder von andern dazu gebraucht worden sey, als daß ein Kuchen durch bisher ganz unbekannte Kräfte Nadeln in den Eingeweiden des Kindes erzeugt, und nicht gefährlichere Symptome nach sich gezogen habe, als von dem Kinde erzählt werden.

In Ihrem letzten Briefe schärfen Sie es mir zu ernstlich ein, Ihnen zu schreiben, wie ich Bodmer und Lavater gefunden hätte, als daß ich Sie länger

warten

warten lassen sollte. Der erstere, ein kleines trocknes, aber lebhaftes Männchen, wohnt mit seiner Gattin in einem einfachen und einsamen, aber geräumigen Hause auf einer Anhöhe vor Zürch, wo er eine schöne und weite Aussicht auf die Stadt und umliegende Gegend hat. Als ich ihn besuchte, umarmte er mich herzlich, und freuete sich außerordentlich über meinen Brief vom Herrn Prof. Lichtenberg, den ich ihm mitbrachte. Er redet noch von gelehrten Sachen mit einem Feuer, dergleichen ich mich nicht besinne, in Personen von seinem Alter gefunden zu haben. Begierde zu lesen, und Theilnehmung und Eifer für die neue Litteratur, scheinen in ihm mit den Jahren zuzunehmen. Dieses versichern alle Gelehrte in Zürch, und ich schloß es auch daraus, daß er mich über mehrere neue Bücher fragte, von denen ich noch gar nichts gehört hatte. Er liest aber nicht bloß, sondern er schreibt auch noch Bücher, die in Teutschland nur wenig bekannt werden. Alle Zürchische Gelehrte verehren ihn, als ihren Vater, und auch die meisten Fremden aus Teutschland und selbst aus Frankreich besuchen den ehrwürdigen Greis, indem er neben Geßner und Lavater immer einer der ersten ist, zu welchem man Reisende hinführt.

Ueber Lavater kann ich Ihnen schon mehr und auch etwas zuverlässigeres, als über einen jeden andern Zürcher Gelehrten (meinen alten vertrauten Freund, Herrn Professor Hottinger ausgenommen)

schreiben, weil ich in diesen drey Tagen am meisten mit ihm umgegangen bin, und gestern einen ganzen Tag in seiner Gesellschafft zugebracht habe. Lavater gehört unter den Menschen, mit denen ich bekannt geworden bin, zu den wenigen, die ihr Inneres, besonders ihre Fehler, am wenigsten verstecken, und noch viel weniger sich bemühen, ihre Vorzüge zur Schau zu legen. Von Seiten seines Charakters kann er nicht leicht einen zu enthusiastischen Lobredner erhalten, und selbst seine Widersacher, wenigstens diejenigen, die ich kenne, gestehen, daß sein Leben und Wandel untadelich seyen. Warmer Eifer, die Ehre Gottes und das Wohl seiner Nebenmenschen zu befördern, ist unstreitig seine herrschende und stärkste Neigung, und die erste Triebfeder aller seiner überlegten Handlungen. Neben dieser in Gewohnheit übergegangenen Frömmigkeit sind unermüdliche Versöhnlichkeit und unerschöpfliche Feindesliebe seine hervorstechenden und charakteristischen Tugenden. Beyde habe ich an ihm in sonst mir nicht durch Erfahrung bekannten Graden angetroffen, und vorzüglich aus diesem Grunde war er mir eine höchst merkwürdige Erscheinung. Sehr oft habe ich ihn von den Talenten, Verdiensten und Vorzügen seiner Widersacher mit einer solchen Wärme reden hören, als wenn er die Tugenden seiner eifrigsten Freunde gepriesen hätte. Eben so oft bin ich Zeuge davon gewesen, daß er seine Gegner selbst entschuldigt, und auf eine solche Art Wünsche für ihr Wohl geäußert

hat, daß es mir, und wie ich glaube, einem jeden unparteyischen Mann unmöglich gewesen wäre, nur den geringsten Argwohn von Prunk oder Affectation zu hegen, und daß auch ein jeder hätte fühlen müssen, daß ihm diese Gesinnungen gar keine Anstrengung kosteten, und mehr die Frucht seiner Natur, als einer mühseligen Arbeit an sich selbst seyen. Nie entwischte ihm in meiner Gegenwart ein hämischer Tadel, nicht einmal ein Ausbruch von Verdruß über die unzähligen Kränkungen, die er erfahren hat, und auch jetzo nicht selten erfährt. Vielmehr ist er überzeugt, daß alle diese Prüfungen zu seinem Besten, und zu seiner Vollendung dienen. Von seinen Talenten und Verdiensten denkt er gewiß bescheidener, als seine meistens lächerlichen Bewunderer. Er gesteht es frey, daß ihm eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen, und viele andere nützliche Kenntnisse mangeln, daß eben dieses ihm vielen Schaden gethan, und an manchem Guten gehindert habe. Keiner empfiehlt daher das Studium der alten und gelehrten Sprachen eifriger, als er, ungeachtet er fühlt, daß er das Versäumte nicht mehr nachholen kann. Von der heimlichen Eitelkeit, die man oft als die Quelle aller seiner Tugenden angegeben hat, und von der ich ihn selbst nicht frey glaubte, habe ich auch nach der genausten Beobachtung so wenig Spuren gefunden, daß ich mir selbst über meinen vorhergefaßten ungegründeten Argwohn in der Stille Vorwürfe gemacht habe. Noch viel unerwarteter war

es mir, daß ich in seiner Person und Gesichte nichts von der, Sehern und Schwärmern gewöhnlichen Salbung, und in seinem Betragen nichts von der, weichen Herzen eigenthümlichen zusammenschmelzenden Liebe und Freundschafft entdeckte. Geberden, Stellungen, Mienen und Blicke verrathen einen geistvollen Mann, aber nicht den Mann mit der feurigen, noch immer nicht genug gebändigten Einbildungskraft, die ihn in seinen Schriften so oft in seltsame und gewagte Meynungen hingerissen hat. Wenn man ihm vormals den nicht ganz ungegründeten Vorwurf machte, daß er durch seine warmen und wohlgemeynten Lobreden jungen Leuten eine zu hohe Meynung von ihren Talenten einflößt, sie dadurch von ernsthaften und anhaltenden Arbeiten abgezogen, und wider seine Absicht zu allerley Ausschweifungen veranlaßt habe; so verdient er diesen Vorwurf jetzo gewiß nicht mehr. Die Spöttereyen, die er deßwegen geduldet hat, haben ihn gegen unbekannte besonders junge Leute eher kalt und zurückhaltend, als anschmiegend, und selbst gegen solche, die er kennt und schätzt, eher nur höflich, als entgegenkommend gemacht. Auch alsdann, wenn er vertraut wird, hält er sich, scheint es, immer zurück, und gießt sich nie in Lobeserhebungen und übertriebene Liebkosungen aus. Er redet leicht und mit Theilnehmung, aber nie hitzig; seine Bewegungen sind lebhaft, aber nie furchtbar heftig; und Widersprüche kann er eben so ruhig und gelassen anhören,

hören, als beantworten. Im Kreise von Freunden und Freundinnen erwacht er zur heitersten Frölichkeit, und scherzt so munter und muthwillig, daß mancher witzige Kopf ihn um dies Talent beneiden würde. Ungeachtet er keine weitläuftige Gelehrsamkeit besitzt; so wird doch sein genauster Umgang höchst interessant durch die vielen Erfahrungen, und seltene Menschenkenntniß, die er sich durch seine frühen noch immer fortdaurenden und sich erweiternden Verbindungen mit allen Classen von Menschen erworben hat. Bey diesen Vorzügen werden Sie es leicht erklären können, wie er seiner Schwachheiten und Verirrungen ungeachtet so viele junge Leute so unwiderstehlich habe an sich ziehen, und sich die Liebe und das Zutrauen seiner Gemeinde und des grösten Theils der Bewohner von Zürch, und der umliegenden Gegenden habe erwerben können. Seine Predigten werden mit größerm Beyfall, als die der übrigen gleichfalls sehr beliebten Prediger gehört, ungeachtet sie selten sorgfältig ausgearbeitete Reden, und auch nicht immer mit der strengsten Orthodoxie übereinstimmend sind. Ihr gröster Vorzug und eigenthümlicher Charakter ist das Herzliche, Wohlmeynende, und Rührende in der Sprache, Stimme, und den Geberden des Redners, was auch diejenigen einnimmt, die es nicht zu bestimmen und zu unterscheiden wissen. Ein unverdächtiger Beweis der allgemeinen Achtung, worin er steht, war mir dieser, daß er, so oft ich mit ihm spazieren ging, fast von

allen, die uns begegneten, mit der größten Ehrerbietung gegrüßt wurde, und daß unter den Landleuten mehrere waren, die ihm mit kindlicher Ehrfurcht die Hand küßten. Ein wohlhabender Landmann hat ihm sogar auf einer der schönsten Anhöhen vor der Stadt ein kleines, aber niedliches Rebhäuschen bauen lassen, wo man eine weite Aussicht auf den See und seine beyden Ufer hat. Er ist der vertraute Rathgeber, Tröster und Schlichter von Streitigkeiten in einer Menge von vornehmen und geringen Familien in Zürch, die vielen Fremden nicht einmal gerechnet, die ihn zu ihrem Gewissensrath machen. Wenn man die erstaunliche Mannigfaltigkeit von Berufsarbeiten und anderen unablehnbaren Geschäfften bedenkt, die sich von allen Seiten auf ihn zudrängen, so erstaunt man, daß er bey aller seiner Thätigkeit noch so vieles schreiben kann, und man findet es gar nicht übertrieben, was er sagt, daß Schriftstellerey für ihn nicht, wie für andere, Hauptgeschäfft, sondern nur Erhohlung von seinen Arbeiten sey. Unter allen ihm eigenthümlichen oder seltsamen Meynungen hängt er keiner, scheint es, mit so vielem Eifer an, als der Ueberzeugung von der Sicherheit oder Untrüglichkeit seines Physiognomischen Sinns oder seiner Intuition, wodurch er Menschen eben so zuverläßig, als aus ihren Thaten, erforschen zu können glaubt. Diese seine Intuition, die er selbst vor denen nicht verläugnet, die nicht daran glauben, war einer von den Puncten, worüber

ich nicht gern mit ihm redete, weil ich fühlte, daß ich mich ihm gar nicht würde nähern, und ihn auch nicht zu mir würde herüber ziehen können. Wie er vormals über den Wunderglauben geschrieben und gedacht hat, weiß ich nicht, da ich nicht alle seine Schriften gelesen habe; allein jetzo ist er nicht nur überzeugt, daß er niemals Wunder gethan, sondern daß er auch andere keine Wunder habe thun sehen. Zugleich aber behauptet er, welches auch die heftigsten Bestreiter von Wundern nicht geläugnet haben, daß vielleicht gewisse Menschen von außerordentlicher Kraft Dinge verrichten könnten, welche die Kräfte gewöhnlicher Menschen überträffen, und wider den gewöhnlichen Lauf der Natur zu seyn schienen.

Der Uebergang von Lavater auf die berüchtigte Nachtmahlsvergiftung ist zu natürlich, als daß ich nicht sogleich das, was ich nach fleißigem Forschen davon erfahren habe, hersetzen sollte. Bey meiner Ankunft in Zürch hatte ich den Aufsatz in der teutschen Bibliothek über diesen Vorfall noch nicht gelesen; ich war aber doch ganz von der Meinung eingenommen, daß die angebliche Nachtmahlsvergiftung ein Märchen oder blinder Lärm, und das vermeintliche Gift in den heiligen Bechern durch Nachläßigkeit oder Versehen hineingekommene Unreinlichkeit gewesen sey. Ich lächelte deßwegen, als ich zuerst im Ernst von Gift und Vergiftung reden hörte, erstaunte aber nicht wenig, als ich von mehrern verständigen und zuverläßigen Männern vernahm, daß

an der Sache mehr sey, als ich bisher nach den Erzählungeu einiger Bekannten, die aber alle aus dem Aufsatze des Ungenannten geschöpft waren, vermuthet hatte. Hätte ich diesen Aufsatz selbst gelesen; so würde ich aus dem heftigen leidenschaftlichen Tone, worin er geschrieben ist, sogleich Verdacht geschöpft haben. Aller der Möglichkeiten ungeachtet, welche der namenlose Schriftsteller zusammengesucht hat, um das Publicum glauben zu machen, daß man ohne Grund auf den Argwohn vorsetzlicher Vergiftung gefallen sey, zweifelte in Zürch lange kein Mensch daran, daß nicht vorsetzlich gewisse mit Gifttheilchen versetzte Unreinigkeiten in die Kelche geworfen worden. Nach der Erscheinung des Aufsatzes, der auch in Teutschland so viel Aufmerksamkeit erregt hat, fingen zwar manche an, zu zweifien; allein noch jetzo sind die gelehrtesten und der Sache am meisten kundigen Männer von der Meynung überzeugt, die eine Zeitlang die herrschende in der ganzen Stadt war. Freylich glaubt man nicht allgemein, (und diesen Umstand hat der unbekannte Schriftsteller, der sonst die kleinsten Umstände genau wußte, nicht berührt) daß der Thäter die Absicht hatte, durch seine Sudeleyen eine ganze Gemeinde hinzurichten. Einige vermuthen, daß er gegen gewisse Personen, die er haßte, habe Verdacht erregen und böse Gerüchte verbreiten wollen, zu welchen sich dann leicht andere Aeußerungen und Ausbrüche von öffentlicher Unzufriedenheit hätten gesellen

sellen können. Eben deßwegen, sagt man, habe er die Dosis von Gift so geringe, und die von unschädlichen oder höchstens widerlichen Bestandtheilen so sichtbar groß gemacht, indem in einigen Bechern ein mehrere Finger hoher Bodensatz enthalten gewesen sey. Andere hingegen zweifeln gar nicht, daß der unbekannte Böswicht einige seiner Feinde habe hinrichten wollen, daß er aber aus Unwissenheit eine solche Mischung gemacht habe, wodurch die Kraft der schädlichsten Bestandtheile sehr geschwächt worden. Falsch ist es, daß niemand eher Uebelkeiten empfunden, als bevor sich die Nachricht von Vergiftung ausgebreitet habe. Glaubwürdige Männer haben mich versichert, daß mehrere Personen vor diesem Gerücht einen Ekel gespürt hätten, von dem es aber wahrscheinlicher ist, daß er durch den ekelhaften Anblick des trüben unreinen Weins, als durch die schwachen und diluirten Gifttheilchen erregt worden sey. Der unbekannte Recensent giebt sich alle ersinnliche Mühe, die Spuren von Fingern an den Bechern, und von verschütteten Feuchtigkeiten an der Erde, oder doch ihre natürliche Bedeutung wegzudisputiren; allein hatte er denn nicht gehört, daß auch in dem Altartuche Spuren von unreinen und abgewischten Fingern waren? Wenn man mit allen jetzt angeführten Umständen noch folgende verbindet, daß nur allein in den hölzernen Bechern, aus welchen die Communicanten zu trinken pflegen, und in einigen zinnernen Kannen, nicht aber in den hölzernen

Gefäs-

Gefässen, in welchen der Wein zur Kirche gebracht wurde, Unreinigkeiten gefunden worden, und daß das Weinsediment auf der Stelle Gold weißgefärbt habe, welches sich ohne Zusammenmischung von Mercurius und Arsenick nicht gut erklären läßt, so ist es einem uneingenommenen Beurtheiler kaum möglich, an einer vorsetzlichen Verunreinigung und selbst Vergiftung des Communionweins zu zweifeln. Die Einwürfe, die der Recensent (S. 648. 658.) vorbringt, sind so beschaffen, daß, wenn man sie gelten lassen wollte, man alsdann ein jedes auch das augenscheinlichste Corpus delicti entkräften oder zweifelhaft machen könnte. — Der Urheber dieser Frevelthat ist noch immer nicht entdeckt; allein viele einsichtsvolle und unbefangene Gelehrte, selbst solche, die Wasern wohlwollten, argwohnen den letztern als den Thäter. Ob er einer solchen That überhaupt fähig gewesen sey, mögen Sie selbst aus dem Folgenden schliessen. Man hat mir mehrere Dinge anvertraut, die den gegen ihn entstandenen Verdacht nicht wenig bestärken; allein ich mag das Andenken, auch des verruchtesten Menschen, der doch einmal für seine Thaten gebüßt hat, nicht durch neue nur wahrscheinliche Greuel noch mehr schänden. So viel ist gewiß, daß Waser immer ein wenig in die Chemie hineingepfuschert, und sich von Zeit zu Zeit mit Chemischen Operationen beschäfftiget hat. In seinem Gefängnisse und Verhören aber hat er nie etwas von Nachtmahlsvergiftung gestanden, und Lavater,

der

der ihn anfangs auch im Verdacht hatte, sagte mir, ohne mir seine Gründe mitzutheilen, daß er ihn für unschuldig halte.

Zürch am 16. Morgens um 6 Uhr.

Vielleicht ist die gegenwärtige Morgenstunde die letzte, in welcher ich Ihnen noch einige Nachrichten über Zürch aus Zürch selbst schreiben kann. Ich will sie daher dazu nutzen, Ihnen, so viel es in meinem Vermögen ist, den Charakter eines der widersprechendsten, räthselhaftesten und verkehrtesten Menschen, den Charakter des unglücklichen Wasers, zu schildern. Sie können leicht denken, daß ich alle Mühe und Vorsicht angewendet habe, um die Gemüthsart eines Mannes auszuforschen, der so viele Menschen aufmerksam auf sich gemacht, und das lesende Publicum in Teutschland und in der Schweiz in zwo Parteyen getheilt hat. Ich habe mich über ihn mit allen Arten von Personen, selbst mit solchen unterhalten, die nichts weniger als Vertheidiger oder Freunde seiner Richter waren, die sich vielmehr Wasers Freunde nannten, die wenigstens seine Talente und Fleiß hochschätzten, und beyde zu seinem und seiner Mitbürger Besten hinzuleiten gesucht hatten. Alle ohne Ausnahme schilderten ihn als den rachsüchtigsten, ränkvollsten und undankbarsten Mann, der sein Vaterland gehaßt, und den Tod, den er gelitten, vollkommen verdient habe. Ein solches übereinstimmendes Urtheil, wenigstens der aufgeklärtesten

Zürcher,

Zürcher, mit denen ich bekannt geworden bin, ließe sich in einem Freystaat, wo immer Unzufriedene sind, und wo diese Unzufriedene oft die grösten Verbrecher nicht aus Ueberzeugung oder Mitleiden, sondern aus Haß und Rache gegen die Regierung in Schutz nehmen, gar nicht denken, wenn Waser nach der Meynung seiner Mitbürger auch nur einen Schein von Recht vor sich gehabt hätte. Waser verrieth schon als Knabe eine gänzliche Verkehrtheit, oder wie Lavater sagte, einen apoplektischen Zustand seiner sittlichen Natur. Er konnte, weil es ihm nicht an Kopf fehlte, oft einsehen, daß etwas Unrecht, oder wider die Gesetze sey; allein er fühlte es nicht, oder empfand bey schlechten Handlungen entweder gar nicht oder nur selten Reue und Unwillen; und eben so wenig oder selten, brachten Wohlthaten und gute Handlungen, wie in andern vollendeten Menschen, Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung hervor. In seiner Kindheit übte er nicht bloß kindischen Muthwillen, um sich mit seinen Gespielen oder über seine Gespielen lustig zu machen; sondern er zeigte bald eine bösartige Schalkheit, die ihn bis an seinen Tod begleitete und ihn in der Angst, oder doch Verlegenheit, oder dem Schaden der ehrwürdigsten und theuersten Personen ein boshaftes Vergnügen finden ließ. So fing er auf einmal, noch als Knabe, an, ein Nachtwandler zu werden. Er spielte seine Rolle zwar so gut, daß er seine Mutter, die ihn unaussprechlich liebte, hinterging, aber doch nicht so geschickt,

schickt, daß sein Vater nicht die Schalkheit des Buben entdeckt hätte. Dieser duldete die Unruhe, die sein Sohn auf seinen nächtlichen Wanderungen im Hause machte, und immer weiter trieb, so lange, bis die Mutter einstens auf mehrere Tage aufs Land reisete. Gleich in der ersten Nacht, als der Vater allein schlief, nahm dieser eine tüchtige Peitsche mit sich ins Bett, und wartete horchend auf den Augenblick, in welchem der Nachtwandler erscheinen würde. So bald nun dieser wieder zu lärmen anfing, sprang der Vater aus dem Bette und hieb unbarmherzig auf den Rücken des Störers seiner nächtlichen Ruhe los. Die ersten Hiebe suchte der junge Waser zu verbeißen; allein da der Vater nicht nachließ, so fiel er ihm endlich zu Füssen, und gestand, daß er bisher vorsetzlich den Nachtwandler gespielt habe. Zu einer andern Zeit jagte er in einem gelinden Fieber, wo er vermuthlich nicht genug bedauret und gewartet zu werden glaubte, seiner Mutter ein fast tödliches Schrecken ein, indem er wie ein Rasender zu schreyen und sich zu geberden anfing. Auch hier ertappte ihn der schärfer sehende Vater, und zwang ihn zum Bekenntniß seines Bubenstücks. Als er in reifern Jahren auch von andern, als von seinen Eltern, große Wohlthaten zu empfangen im Stande war, waren es immer seine Wohlthäter, die er auf die schändlichste und niederträchtigste Art mißhandelte. Zu seinen grösten Wohlthätern gehörte der verstorbene Bürgermeister Heidegger und der noch

leben-

lebende Statthalter N — —, ein Mann, den ganz Zürch als einen seiner uneigennützigsten Staatsmänner verehrt, indem er, außer seinen übrigen Verdiensten, durch seine weisen und wohlthätigen Anstalten in der letzten großen Theurung, Hungersnoth und Elend von seinem Vaterlande abgewandt hat. Den erstern verrieth Waser nicht nur bey seinem Leben an seine Gegenparthey, sondern schändete sein Andenken auch nach dem Tode durch die giftigste Schmähschrift. Den letztern belangte er als einen Entwender öffentlicher und heiliger Schätze, und verlor darüber die Stelle, die er ihm vorzüglich zu danken hatte. Nach seiner Absetzung gestand er einem seiner vertrautesten Freunde mit Thränen, und mit anscheinender, vielleicht auch aufrichtiger, aber vorübergehender Reue, daß er die ihm zuerkannte Strafe reichlich verdient habe, und gelobte aufs feyerlichste, sich ins künftige zu bessern; allein nichts desto weniger war und blieb sein Haß nicht nur gegen einzelne Personen, die er für seine Feinde hielt, sondern auch gegen sein unschuldiges Vaterland unversöhnlich, und eben dieser brennende Haß und die daher entstehende blinde Rache zogen ihn in die eben so thörichten, als verruchten Maaßregeln hinein, die ihn endlich das Leben kosteten. — Auch der letzte, den er tödtlich beleidigte, der Stadtschreiber Landolt, war sein Gönner und Wohlthäter. L. gab ihm nämlich eben die Urkunden, wovon Waser wichtige Stücke zurück behielt, in der Absicht, um ihm durch

das

das Abschreiben derselben einen ehrlichen Gewinn zu verschaffen. Als nun der Stadtschreiber, der von den abgelieferten Documenten nur für sich selbst ein Verzeichniß gemacht, nicht aber einen Empfangschein von Waser gefordert hatte, die dem letztern eingehändigten Papiere zurückforderte, und sich die fehlenden mit der Formel ausbitten ließ, daß er sie wahrscheinlich würde vergessen haben, antwortete Waser gleich trotzig, daß er nichts mehr habe, und daß er sich sehr wundere, wie man noch mehr, als das Zurückerhaltene, von ihm fordern könne. Auf diese Antwort ging der Stadtschreiber selbst zu Wasern, und bat ihn aufs freundlichste, sein Pult und seine Schriften doch noch einmal durchzusehen: er wisse gewiß, daß er ihm die fehlenden Stücke geschickt habe, von deren Wiederfindung nicht nur sein Dienst, und seine Sicherheit, sondern selbst sein Leben abhange. Waser blieb bey diesen Bitten unerweicht, und sah mit einem triumphirenden Blick und einem teuflisch boshaften Lächeln auf seinen bedrängten Wohlthäter herab, um ihn fühlen zu lassen, daß er seine Wohlfahrt in Händen habe, und daß weder Landolt, noch irgend ein anderer Mensch ihm seine offenbare Dieberey zu beweisen im Stande sey. Als alle Bitten nichts helfen wollten, fing der bis zur Verzweiflung gereizte Mann an zu drohen, oder vielmehr ihn zu beschwören. Er rief den allgegenwärtigen Rächer aller Bosheit zum Zeugen, daß Waser es eben so gut, als er selbst, wisse, daß er die Ur-

kunden empfangen habe, und nun mit Gefahr seines Lebens zurückbehalte. Auf alle diese Ausbrüche von Angst und Wuth antwortete Waser weiter nichts, als daß er Landolten als einen nachläßigen Hüter der heiligsten Denkmäler der vaterländischen Rechte belangen würde, wenn er noch länger fortführe, etwas von ihm zurückzufordern, was er nicht erhalten habe. Nach diesen fruchtlosen Unterhandlungen schickte Landolt seine und Wasers Freunde zum letztern und ließ durch diese nicht nur seine Bitte wiederholen, sondern ihm auch eine große Summe unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anbieten, wenn er nur die Documente wieder herausgeben wolle. So arm Waser war; so blieb er doch unerschüttert, und zog das Vergnügen, sich an der Angst eines Wohlthäters zu weiden, seinem eigenen Vortheile vor. Zuletzt stellten ihm seine Freunde auf das rührendste vor, daß er doch einen unschuldigen Mann, der sich noch dazu um ihn so verdient gemacht habe, nicht länger martern oder ins Unglück stürzen möchte. Er wage ja selbst Ehre und Leben dabey, wenn die Sache ruchtbar, und er als ein Entwender wichtiger Documente überführt werde. Waser gab dieses zu; allein er lieferte nichts zurück. Wenn man dieses gelesen oder gehört, und alsdann nur einiges moralisches Gefühl hat, so muß man Wasern als ein sittliches Ungeheuer verabscheuen, und die Kälte womit er die Bitte und Vorstellungen aller seiner Freunde abwies, wie die boshafte Freude und Hartnäckigkeit,

keit, womit er einen Wohlthäter quälte, viel strafwürdiger, als die Entwendung der Urkunden selbst finden.

So wie Waser einsah, daß die letztere That des Todes werth sey, so gestand er auch nach seiner Gefangennehmung (dies hat mir wenigstens ein sehr glaubwürdiger Mann versichert,) mehrmalen in Gegenwart des Gefangenwärters, daß die aufrührische Schrift, die er Herrn Hofrath Schlözer geschickt habe, eine gleiche Strafe verdiene. Weit entfernt aber die von ihm selbst anerkannten Verbrechen in der Einsamkeit seines Gefängnisses zu bereuen, oder die seinen Wohlthätern zugefügten Beleidigungen abzubitten, brütete er immer neue Entwürfe von Rache aus. Er hoffte bald bey dieser bald bey jener Gelegenheit, bald auf diese bald auf jene Art seine Mitbürger gegen ihre Obrigkeit aufzuwiegeln, und gestand, daß er einen unauslöschlichen Haß gegen seine Vaterstadt gefaßt, und eine noch viel gefährlichere Schrift, als die erstere gewesen sey, an Herrn Hofrath Schlözer geschickt habe, welche aber dieser nicht empfangen zu haben versichert. Diese letzten Geständnisse, verbunden mit dem aufmunternden Briefe eines Ungenannten, den man in Wasers Strumpfe fand, und der noch im Archiv aufbewahrt wird, zogen dem letztern das Todesurtheil zu, weil man daraus sah, daß man von ihm gar keine Besserung, sondern so lange er lebe, unaufhörliche Meutereyen zu befürchten habe. Ich weiß es von sicherer Hand,

daß unter seinen Richtern gerade diejenigen, die ihn vorher als einen unruhigen verderblichen Bürger haßten, für die Begnadigung, und diejenigen, die ihm sonst wohlwollten, zum Tode gestimmt haben, weil sie ihn dieser Strafe werth hielten, und auch glaubten, daß das allgemeine Beste es erfordere, daß er sie leide.

Selbst nach seiner Verurtheilung gab Waser noch nicht alle Hoffnung auf, daß er der Vollziehung der ihm zuerkannten Strafe entgehen könne. Doch fürchtete er den Tod im geringsten nicht. Vielmehr hätte er, wenn ihm die Wahl wäre gelassen worden, den schmerzhaftesten Tod einem ewigen Gefängnisse vorgezogen. Auch hätte er gewiß zehen Leben, wenn er so viele hätte verlieren können, hingegeben, wenn er nur fünfe seiner Feinde damit hätte tödten können, so wie er einst sagte, daß er gerne beyde Augen verlieren wolle, wenn er nur einem seiner Feinde eins ausschlagen könne. Wenn er also zu leben wünschte, so wünschte er es bloß, um sich noch rächen zu können. Bey dem herannahenden Tode war er weniger standhaft, als sorglos und ungerührt, wie man an ihm oft bey ähnlichen wichtigen Gelegenheiten bemerkt hatte. Am letzten Morgen, als er hingerichtet wurde, aß und trank er mit gewöhnlichem Appetit, und untersuchte mit einem seiner Freunde auf eine so angelegentliche Art, als wenn er nichts wichtigeres zu untersuchen gehabt hätte: ob seine Weste auch noch gut genug sey, um darin auf den

Richt-

Richtplatz zu gehen: Zur Noth, sagte er unter andern, kann ich meinen Rock zuknöpfen. Als der Gefangenwärter auf die Gesundheit der Anwesenden trank, antwortete Waser, daß er ihn ausnehmen müsse. Da aber Herr ... ihn erinnerte, daß er so gut, als ein jeder anderer, die ausgebrachte Gesundheit annehmen könne, erwiederte er ohne Zaudern, daß zwar sein Freund, aber nicht der Gefangenwärter dieses sagen könne. So lange er noch im Thurme war, (der rund umher mit Wasser umflossen ist, und den ich, indem ich dies schreibe, vor Augen habe,) entdeckte man weder in seinen Reden, noch in seinem übrigen Betragen, Zagen oder Prunk; allein beym Hinausgehen zum Gerichtplatz ward er blaß, und schien nicht mehr so ruhig als vorher zu seyn. Vielleicht aber folterten ihn die Schrecken des Todes weniger, als es ihn verdroß, daß er wider sein Erwarten nicht die geringste Bewegung zu seinem Vortheil wahrnahm. Fast alle Häuser und Fenster waren verschlossen, oder leer, nicht, weil man kein Zeuge von dem Tode des Gerechten seyn mochte, sondern weil diejenigen, welche man für seine Feinde hielt, nicht das Ansehen haben wollten, als wenn sie über ihren niedergeschlagenen Feind triumphirten, und hingegen diejenigen, welche in einiger Verbindung mit ihm gewesen waren, ihm den Gang zum Tode nicht erschweren, oder ihn nicht zerstreuen, und in Verlegenheit setzen wollten.

Ueber die Gesetzmäßigkeit des an Wasern vollzogenen Todesurtheils kann freylich ein jeder denken, wie er will; es erregt aber doch immer eine günstige Meynung für Wasers Richter, daß seine Freunde selbst und auch der bey weitem größte Theil seiner Mitbürger dies Urtheil höchstens strenge, aber nicht ungerecht gefunden haben. So viel ich einsehe, war Waser von mehreren Seiten des Hochverraths gegen sein Vaterland schuldig. Er hatte mehrere aufrührerische Schriften verfertiget und bekannt gemacht, um das Volk gegen die Obrigkeit aufzubringen; er hatte erklärt, daß er sein Vaterland tödtlich hasse, und niemals sich zu rächen aufhören werde; er hatte endlich Documente entwandt, von welchen ein höchst gefährlicher Mißbrauch gemacht werden konnte, und den er auch wirklich machen wollte. Wenn Waser, sagte einer der thätigsten und gelehrtesten Patrioten in Zürch zu mir, in einem öffentlichen Amte hundert Thaler aus einer öffentlichen Casse gestohlen, oder nur eine gleich unbedeutende Summe von einer auswärtigen Macht als Geschenk angenommen hätte, so würde er nach unsern Gesetzen das Leben verwirkt, und niemand würde die ihm auferlegte Strafe ungerecht gefunden haben. Und jetzo, da er, außer mehrern andern groben Verbrechen, dem Staate etwas entwandt hatte, was viel wichtiger war, als die obenangeführte Summe, und er auch selbst dafür erkannte, jetzt will man noch zweifeln, ob dieser Mann den Gesetzen gemäß zum Tode verurtheilt worden sey?

Bey manchen hat gewiß nicht sowohl das Urtheil selbst, als die rasche Gefangennehmung des Verbrechers, die übereilte Durchsuchung seiner Papiere durch seinen Ankläger, und noch mehr die Art, wie das Urtheil abgefaßt war, und der Gedanke, daß Waser um gleicher Vergehungen willen vielleicht in keinem großen Staate wäre hingerichtet worden, Unzufriedenheit oder Unwillen hervorgebracht. Ich gebe zu, daß man in dem ganzen Processe mehrere große Fehler begangen habe, und daß sich besonders die Einkleidung des Urtheils nach unsrer Proceßordnung gar nicht entschuldigen lasse; allein diese Einkleidung überläßt man in Zürch immer einer einzigen Person, und man wendet nicht so viele Mühe darauf, als in Teutschland. Dies läßt sich aber leicht in einem Staate erklären, dessen Blutrichter zwar der väterlichen Gesetze kundig, aber keine gelehrte Rechtsausleger sind, und die sich also auch nicht an so genaue und abgezirkelte Formeln im peinlichen Proceß, als wir, gewöhnet haben. Man mag aber an der Arbeit des Concipienten des Urtheils so viel auszusetzen finden, als man immer will, so ist es doch ein gewaltiger Unterschied, ob ein Urtheil schlecht geschrieben, oder ob es widerrechtlich, und grausam sey.

So falsch man also schließen würde, wenn man annehmen wollte, daß ein schlecht abgefaßtes Urtheil nicht gerecht seyn könne, so unrichtig raisonirt man meinem Bedünken nach auch, wenn man das pein-

liche Recht eines Freystaats mit dem peinlichen Recht einer Monarchie verwechselt, und ohne Einschränkung festsetzt, daß ein Urtheil, welches in einem Monarchischen Staat hart gewesen wäre, es in einem Freystaat auch sey. Ein Monarch kann ohne Gefahr einen unruhigen Kopf entweder verbannen, oder begnadigen, oder höchstens in ein ewiges Gefängniß einsperren, weil er stets mit vielen Tausenden geübter Krieger gegen einen Aufrührer, und den Pöbel, den dieser etwa in Bewegung setzen könnte, gewaffnet ist. In einem Freystaat hingegen, wo der Magistrat gegen die übrigen Bürger, oder der regierende Theil des Staats gegen den nicht regierenden den kleinsten Theil ausmacht, und keine stehende Heere zu Gebote hat, wodurch er sich behaupten kann, in einem solchen Staat sind Aufrührer, die den größern und unwissenden Haufen gegen den kleinern und aufgeklärten empören wollen, viel gefährlichere Leute, und Versuche, Aufstände zu erregen, viel größere und strafwürdigere Verbrechen, als in monarchischen Verfassungen. In einer Republik, wie Zürch, ist ewiges Gefängniß auch keine so angemessene Strafe, oder erfüllt wenigstens nicht alle die Absichten, die es in einer Monarchie erfüllt. In einem Freystaat werden in einem Zeitraum von wenigen Jahren die regierenden Cörper durch den Abgang alter, und die Aufnahme neuer Glieder gleichsam umgewandelt. Die Nachfolger bringen in den Platz ihrer Vorgänger andere Gesinnungen und Verbindun-

bindungen mit, oder sind auch nicht genug von allen den triftigen Gründen unterrichtet, um welcher willen man diesem oder jenem eine solche Strafe aufgelegt hat. Aus diesen Ursachen hat man in den Schweizerischen Republiken fast kein Beyspiel, daß ein zum ewigen Gefängnisse Verurtheilter seine Strafe ausgestanden hätte, und hingegen unzählige, daß Verbrecher, die man auf ewig von den übrigen Bürgern absondern wollte, nach einigen Jahren wieder freygelassen worden sind. Eben dieses musten Wasers Richter auch fürchten, wenn sie ihn zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilt hätten; und er erfuhr daher, wie viele andere in ähnlichen Fällen, die Milde und Gelindigkeit nicht, zu welcher seine Richter sich wahrscheinlich würden hingeneigt haben, wenn sie sich und ihr Vaterland nicht durch eine gelindere, leicht zu vereitelnde Strafe, allen den Gefahren und Unruhen ausgesetzt hätten, die man von einem so fähigen und rachsüchtigen Mann, als Waser war, vorausehen und befürchten muste. Viele haben geglaubt, daß Waser zwar nicht ungerecht sey gerichtet worden, daß es aber doch klüger und politischer gewesen wäre, wenn man ihm das Leben geschenkt hätte. Ich selbst war Anfangs dieser Meynung. Ein Mann, dachte ich, der durch seine Verläumdungen und Verräthereyen so verhaßt, und durch seine vielen kindischen Uebereilungen so verächtlich geworden war, würde wahrscheinlich niemals eine Parthey gemacht, oder großen Schaden gethan haben,

wenn er auch mit der Zeit wieder wäre in Freyheit gesetzt worden. Allein, als ich nach Zürch kam und hörte, daß seine Schrift wider die Obrigkeit auf allen Dörfern und von allen Bauren sey gelesen worden, und daß sie wahrscheinlich große Bewegungen würde hervorgebracht haben, wenn nicht die Falschheit seiner Beschuldigungen allgemein bekannt gewesen wäre, da hielt ich den Mann, der freylich keine Verschwörung hätte zu Stande bringen können, doch nicht mehr für so unbedeutend, als vorher, weil er schreiben und durch seine Schriften Unruhen erwecken konnte.

An den peinlichen Gesetzen und der Processordnung in Zürch könnte ein unparteyischer Reisender vielleicht mehr, als an den Richtern von Waser oder andern Verbrechern, aussetzen. Zürch hat eben so wenig, als die übrigen Schweizerischen Republiken, vollständige und bestimmte Strafgesetze. Schon oft hat man daran gedacht, diesen wichtigen Theil der Staatsverfassung zu ergänzen und zu vervollkommnen; allein man hat immer viele Schwierigkeiten und die größte darin gefunden, daß man es nicht wagen durfte, so gelinde Strafen auf Vergehungen zu setzen, als man gemeiniglich zuerkennt, und daß man, wenn man härtere Strafen drohte, als vollzöge, den Gesetzen dadurch ihr ganzes Ansehen nehmen würde. In so ferne aber dieses eine Schwierigkeit gegen die Abfassung eines peinlichen Gesetzbuchs ist, findet es in allen Ländern Europens statt, und

hat

hat deswegen doch nicht die Ausführung eines so wichtigen Werks zurückgehalten. Kein Staat, sagt man ferner, könne einen Codex von Criminalgesetzen leichter entbehren, als Zürch, weil die Stelle derselben durch milde unveränderliche Maximen ersetzt, und die aus diesem Mangel zu befürchtende Folgen durch die Verfassung selbst gehoben würden. Man werde nicht leicht ein Land nennen können, wo die Todesstrafen so selten seyen, als im Zürchischen. Zwar sey es einigemal geschehen, daß man Personen wegen unzulänglicher Argwöhne und Angaben eingezogen und selbst gefoltert habe; allein man wisse kein Beyspiel, daß jemand unschuldig hingerichtet worden, oder daß man nur so etwas geglaubt hätte. Endlich könne auch der kleine Senat, oder die Blutrichter niemals, wie in andern Freystaaten, Tyrannen des Volks werden, weil die Hälfte derselben von den Zünften und aus den Zünften gewählt werde. *). Alles dieses macht den Sitten der Bürger und der Weisheit und Gelindigkeit der Richter Ehre. Es wäre

*) Die regierende Hälfte des kleinern Raths hat die höchste peinliche Gerichtsbarkeit, und diese Hälfte besteht aus einem Bürgermeister, zwölf Rathsherren und zwölf Zunftmeistern, welche letztere auf den Zünften von den Zunftgenossen aus ihrem eigenen Mittel erwählt werden. Von peinlichen Gerichten wird der Bürgermeister ausgeschlossen, und in seine Stelle tritt der jedesmalige Seckelmeister, der das Präsidium führt.

wäre aber doch immer besser, auch in den Gesetzen für schlimme Zeiten zu sorgen, und zum voraus die Eigenmacht gewaltthätiger Richter einzuschränken, als es darauf ankommen zu lassen, daß unvollkommene Gesetze stets durch einsichtsvolle und gutdenkende Richter verbessert werden. Eben diese Mangelhaftigkeit und Unbestimmtheit der peinlichen Gesetze hat in vielen Freystaaten und selbst in Genf Gewaltthätigkeiten und Empörungen, anderswo übereilte und ungereimte Aussprüche, wie neulich in Glaris, und noch öfter Ungewißheit und Aengstlichkeit der Richter und Unzufriedenheit mit ihren Urtheilen hervorgebracht. Glücklich ist diejenige Republik, welche diese Uebel noch nicht erfahren hat! Allein billig sollte man nicht darauf rechnen, daß man sie nie erfahren könnte. Teutsche und noch mehr Engländer müssen die Zürchische Proceßordnung noch viel fehlerhafter, als die Gesetze finden. Der Delinquent wird in Zürch nicht, wie in mehrern Republiken der Schweiz geschieht, öffentlich, sondern bey verschlossenen Thüren in seinem Gefängnisse nur von zween seiner Richter und einem Secretär verhört. Diese Männer haben also durch Fragen und Relationen den Lauf des Processes in ihrer Hand, und können ihren Richtern den Gesichtspunct bestimmen, aus welchem sie die Schuld oder Unschuld des Gefangenen anzusehen haben. Auch erhält kein Delinquent einen Defensor, der die Unschuld unberedter, ängstlicher, sich selbst zu sehr anklagender Personen retten, oder ihre scheinbare

bare Schuld mindern könnte. Wenn zuletzt von den Blutrichtern ein Todesurtheil ausgesprochen worden ist, so findet gar keine Milderung oder Abänderung des Urtheils, gar keine Appellation statt, da in Bern, Genf und andern Republiken Aussprüche des kleinen Raths von dem großen können aufgehoben oder gemildert werden. Diese Abwesenheit einer begnadigenden Macht ist in der That etwas fürchterliches. Denn wie leicht kann es geschehen, daß die ersten Richter eines Schuldigen sich übereilen; und wenn dieses sich zuträgt, wie entsetzlich ist es dann nicht, daß gar kein Mittel übrig bleibt, einem Unschuldigen Leben und Ehre zu retten! Ich wiederhole es noch einmal, daß es den Sitten der Zürcher und ihrer Obern die größte Ehre bringt, daß die Mängel ihrer peinlichen Gesetzgebung noch keine so schlimme Folgen nach sich gezogen haben, daß man gezwungen worden wäre, ihnen abzuhelfen. Fast aber sollte man glauben, daß in Zürch kein Urtheil gefällt werden könnte, ohne daß nicht die Richter in den Verdacht von Parteylichkeit oder Härte kämen. Und diesen Richtern liegt also eben so sehr oder noch mehr, als den Bürgern, daran, daß Fehler abgeschafft werden, die ihre Macht nicht allein nicht vermehren, sondern sie in der That einschränken, indem sie dadurch unvermeidlichen Argwöhnen ausgesetzt, und schüchtern oder ängstlich gemacht werden, daß sie nicht frey und unbefangen, wie sie sonst thun würden, ihr Urtheil auszusprechen wagen.

Doch

Doch genug hievon. Schließlich will ich noch ein paar Züge zu Wasers Charakter hinzufügen. Waser hatte einen so ungeheuren Stolz, und einen so großen Hang zur Dieberey, daß ich nicht umhin kann, beyde für Wirkungen und Zeichen eines verrückten Kopfs zu halten. So groß bisweilen auch seine Armuth oder doch Verlegenheit war, die ihn verführten, die Capitalien seiner Frau zu verkaufen und falsche Obligationen unterzuschieben, so nahm er doch niemals von seinen Verlegern Honorarium an. Er drohete der physikalischen Gesellschaft, die ihm ein kleines Jahrgehalt ausmachen wollte, herauszutreten, wenn sie ihn so beschimpfen würde. Er kündigte endlich selbst ein Collegium über die Experimentalphysik wieder auf, welches der große Heidegger und der Chorherr Geßner besuchten, um dem Manne Beyfall zu verschaffen. Waser stahl selten aus Noth oder Geiz, sondern entweder um andere zu quälen, und in Verlegenheit zu setzen, oder weil ihm, wie Kindern und Verrückten, eine plötzliche unwiderstehliche und bald wieder verschwindende Neigung oder Liebhaberey selbst für Dinge aufstieg, die er nicht brauchen konnte, und die er einige Augenblicke nachher, wenn er sie entwandt hatte, wieder vergaß und vernachläßigte. Einst schnitt er einem seiner Wohlthäter und Freunde, der ihn auf einem Landgute auf das beste bewirthete, elende Kupfer aus einem Buche, die gar keinen Werth hatten: wahrscheinlich in keiner andern Absicht, als weil er sich zum voraus an der

Ueberraschung und den vergeblichen Untersuchungen und Nachfragen ergötzte, welche die Entdeckung der Verstümmelung des Buchs verursachen würde. Ein anderes mal stahl er aus dem Cabinet der physikalischen Gesellschafft einen Tubum, machte zuerst Lärm und lenkte den Verdacht auf einen unschuldigen Mann, der viele Verdrießlichkeiten davon hatte, aber doch seine Unschuld erhärten konnte. Eben dieser seltsame Mann, der mit Verbrechen wie mit Possen spielte, war nicht ganz Tugendleer. Er war vielmehr zärtlich gegen Weib und Kind, fleißig und so dienstfertig, daß er für eben die Freunde, denen er kurz vorher einige Kleinigkeiten gestohlen hatte, acht und mehrere Tage unaufhörlich arbeiten konnte.

Bern am 20sten Jun.

Gestern Abends sind wir glücklich hier angelangt. Bis ich die schöne Stadt, wo wir uns jetzt aufhalten, genauer kennen lerne, will ich den Rest meiner Beobachtungen über Zürch nachholen. Sie werden finden, daß ich mit den merkwürdigen Menschen mehr, als mit den merkwürdigen Seltenheiten dieser Stadt bekannt geworden bin. Wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, bey meiner Reise durch die kleinen Cantone von Einsiedlen auf Zürch zurück zu kommen, so würde ich es mir selbst nicht verzeihen, daß ich so viel schönes, vorzüglich die Fabriken, nicht gesehen habe.

Während unsers Aufenthalts in Zürch haben wir dreymal Partien aufs Land gemacht; und zwar das erste mal nach Richterswyl mit Herrn Lavater zum Herrn Doctor H. — einem der berühmtesten Aerzte in der Schweiz. Der Weg war fast durchgehends uneben und steinigt, und die Aussichten nicht ausgedehnt (denn links hatten wir meistens Rebhügel und rechts nahe Berge); allein die Reise war doch sehr angenehm, und zwar nicht bloß durch die gute Gesellschafft, worin wir waren, sondern auch durch den unaufhörlichen Anblick der Wohlhabenheit des Landmanns. Das sicherste Merkmal derselben ist die außerordentliche Cultur des Bodens, der wahrscheinlich seiner Unfruchtbarkeit wegen in wenigen Jahren verwildern würde, wenn ihn nicht die unermüdlichen Hände glücklicher Menschen bearbeiteten. Wo man seine Augen nur hinwendet, entdeckt man kraftvolle und sorgfältig gewartete Reben, oder üppige Wiesen und stolze Kornfelder. Kein Fleckchen ist vernachläßigt, es may so mühsam zu bearbeiten seyn, als es immer will. Dies ist um desto mehr zu bewundern, da die Bauren in dieser Gegend zu den fleißigsten Manufacturiers in der Schweiz gehören, und fast alle manufacturirende Bauren sich sonst weniger, als andere, um ihr Land bekümmern. Landgüter findet man an dieser Seite des Sees nur wenig; diese liegen meistens an dem entgegengesetzten wärmern Ufer, wo auch der beste Wein wächst. Allein Dörfer folgen so schnell auf einander, daß

man

man oft schon in einem neuen ist, bevor man noch einmal bemerkt, daß man das vorhergehende verlassen hat. Auch an diesen sieht man, daß ihre Bewohner weder durch Auflagen ausgesogen, noch durch Herrndienste unterdrückt werden. Die Häuser haben ein städtisches Ansehen: noch mehr aber die Gärten, die alle in Gemüse- und Blumenbeeten abgetheilt, mit kleinern und größern Gängen durchschnitten, und mit zierlichen Hecken oder Zäunen, oder gar mit dicken Mauren eingefaßt sind. Beym Zürcher Landmann selbst muß man mehr auf den starken gesunden Leib und das volle zufriedene Gesicht, als auf die Kleidung sehen, denn diese ist noch eben so schlecht und einfach, als sie vielleicht vor einigen Jahrhunderten getragen wurde. So wenig der Landmann auf Kleidung und Putz wendet; so freygebig ist er, wenn Kirchen zu verschönern oder gar zu erbauen sind. Unterwegens sahen wir eine ganz neue, die man in ansehnlichen Städten Teutschlandes würde prächtig genannt, und die viele tausend Gulden muste gekostet haben. Man hat mehrere Beyspiele, daß Dörfer, die bisher anderswo eingepfarrt waren, und ihre eigene Kirche haben wollten, nicht nur eine neue Kirche aus ihren eigenen Mitteln erbaut, sondern auch eine Summe von zehn tausend Gulden als ein Pfand niedergeleget haben, daß sie ins künftige ihren Pfarrer selbst unterhalten wollten. — Unterwegens kehrten wir in Oberried im Pfarrhause ein, wo Lavater in der schönen Jahrs-

zeit bey seinem Freunde zu wohnen pflegt, entweder um sich zu erholen, oder auch ungestört zu arbeiten. Lavater nennt diesen Ruhesitz die Wiege oder den Geburtsort seiner Physiognomik, weil er hier zuerst daran gearbeitet hat. Nach einer Reise von ohngefähr fünf Stunden kamen wir in Richterswyl an, wo wir zu unserm großen Vergnügen zween Russische Herren antraffen, mit denen wir von Schaffhausen nach Zürch gefahren waren, und die auf ihrem Rückwege von Einsiedel nach Zürch bey dem Herrn D. H. eingekehrt waren, weil sie seinen Bruder im letzten Kriege wider die Türken hatten kennen lernen. Wir wurden von Herrn D. H. mit einer Freundlichkeit und Gastfreundschafft aufgenommen, die unsern ganzen Dank verdiente, musten aber wegen eines anhaltenden Regens, der bald nach unserer Ankunft einfiel, zu Hause bleiben, ohne die umliegende Gegend, eine der schönsten am Zürcher See übersehen zu können. Wir beschäfftigten uns daher mit Durchsehung der Archiven der Physiognomik, die Lavater zum Theil hier verarbeitet hat. Diese Archive bestehen in mehrern ansehnlichen Kästchen, die mit Schattenrissen angefüllt sind, welche man grösstentheils aus unsern Gegenden eingeschickt hatte, und unter welchen wir also manche wieder erkannten. Herr H. verließ uns häufig, weil er beständig von Kranken besucht, oder in ihrem Namen um Rath gefragt wurde, und auch selbst für die Zubereitung der verschriebenen Arzneyen sorgte. In einem lan-

gen

gen Gespräch, was ich mit ihm über einen medicinischen Fall, und vorzüglich über die Frage führte, ob meiner Frau das Leuker Bad in Wallis heilsam seyn würde, hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß er neben dem Ruhm eines frommen und rechtschaffenen Mannes auch den Ruhm eines erfahrnen und einsichtsvollen Arztes, den er in einem großen Theile der Schweiz hat, mit Recht verdient. Er hat meistens mehrere Patienten, besonders Schwermüthige, bey sich, die in einem schönen, bequemen, und von dem seinigen abgesonderten Hause wohnen. Als wir nach Tisch wieder wegfuhren, dauerte der Regen noch immer fort. Ohngefähr auf der Hälfte des Weges kehrten wir bey einem Freunde von L. dem Herrn Landvogt E. ein, theils um diesen Herrn kennen zu lernen, theils um uns an der Aussicht von seinem Schlosse, das auf einem ziemlich hohen und steilen Berge liegt, zu ergötzen. Aber leider wurden unsere Hoffnungen, daß der Regen aufhören würde, vereitelt. Wir warteten eine Zeitlang, und stiegen alsdann des Regens ungeachtet in einen schönen Pavillon hinab, der vor dem Schlosse nach dem See hin erbaut ist. Aus den Trümmern der herrlichen Landschaft, die unmittelbar unter unsern Füßen lagen, oder hin und wieder aus den sich verdünnenden Regenwolken hervorstiegen, konnten wir abnehmen, was man uns allgemein versicherte, daß die Aussicht von dieser Höhe eine der reichsten und ausgedehntesten an dem ganzen Zürcher See sey. Wir

erblickten nur bloß den nächsten Vorgrund, in welchem Weinberge, Wiesen und Fruchtfelder mit einander abwechselten, und einen schmalen Streifen des Sees, allein der gröste Theil des Sees, in dessen äußerste Busen man bey hellem Wetter hineinschauen kann, seine gesegneten Ufer, und die Schneegebirge waren mit undurchsichtigem Gewölke bedeckt. Ohngefähr anderthalb Stunden vor der Stadt heiterte sich das Wetter auf, und wir kehrten daher noch bey schönem Sonnenschein in die Thore von Zürch zurück.

Die beyden andern Spatzierfahrten machten wir zu Wasser: und zwar die erstere auf dem See in einer zahlreichen und vielleicht der ausgesuchtesten Gesellschafft, die für mich aus ganz Zürch hätte zusammengebracht werden können. Der Himmel war so heiter, das Wasser so ruhig und die Luft so erfrischend, daß man dadurch doppelt zum Genuß gestärkt wurde. Wir landeten nahe bey Thalwyll, nicht weit vor der sogenannten Aue, an, wo wir in ein reinliches und geräumiges Wirthshaus einkehrten, das aber bey weitem nicht so viel versprach, als es nachher leistete. Nachdem wir uns ein wenig erfrischt hatten, giengen wir auf den Kirchhof des Dorfs hinab, von welchem man eine Aussicht hat, die sich in mehrern Stunden nicht erschöpfen läßt. Man übersieht von hier aus nicht nur die ganze Länge und die Gränzen des Sees, sondern auch alle Beugungen und Krümmungen seiner Gestade. Am

Ende

Ende des Sees erheben sich zuerst fruchtbare mit Sennen besetzte Alpen, und hinter diesen die majestätischen Schneegebirge, die noch bis an ihre Füße herab mit Schnee belegt schienen. Wir betrachteten die unermeßliche Landschaft, die wir vor uns hatten, bald in großen Gruppen, bald aber untersuchten wir mit den Fernröhren, die unsere Freunde mitgenommen hatten, einzelne Gegenstände und Puncte, vorzüglich die Sennhütten und Schneeberge, denen wir uns so viel, als möglich, zu nähern wünschten. Als wir einige Stunden alle Segnungen und Herrlichkeiten der uns umgebenden Natur genossen hatten, kehrten wir wieder ins Wirthshaus zurück, wie wir glaubten, um uns zur Rückfahrt anzuschicken. Wie sehr wurden wir daher nicht überrascht, als wir eine lange Tafel gedeckt, und mit allem, was zu einem ausgesuchten ländlichen Abendessen gehört, besetzt fanden! Hier erfuhren wir es zum erstenmale, was man uns schon oft gesagt hatte, daß man in der Schweiz mehr, als in Teutschland esse, weil die Luft viel schärfer und zehrender sey. Ungeachtet wir unsern Mittagstisch noch nicht fünf Stunden verlassen, und gar keine starke Bewegung gehabt hatten; so aßen wir doch mit Appetit, besonders von den Fischen, die wir in Teutschland nie so frisch oder so gut zubereitet, als in diesem Zürcherischen Dorfe, gefunden hatten. Gegen halb acht Uhr setzten wir uns wieder in unser Schiff, und ruderten unter muntern Gesprächen und den frohen Gesängen unserer geist-

reichen und liebenswürdigen Begleiterinnen wieder nach der Stadt zu. Wir sahen die ganze umliegende Gegend, und besonders die Schneeberge, von der hellsten Erleuchtung und Vergoldung an alle Schattirungen durchgehen, und sich endlich in die dunkelsten Schatten hüllen, indem wir erst gegen zehn Uhr wieder in der Stadt ankamen. Beyde Ufer des Sees sind gewiß eben so schön bebaut, und wahrscheinlich noch stärker bevölkert, als die des Bodensees, allein sie fallen doch nicht so angenehm ins Auge, als die letztern, wie ich glaube, aus keiner andern Ursache, als weil die Ufer sich zu schnell erheben, zu nahe durch Berge begränzt werden, und diese Berge keinen so ausgebreiteten mit Landhäusern, Dörfern und Städten besetzten Vorgrund haben. Der Zürchersee selbst ist viel lebhafter, als der Bodensee, besonders um diese Jahrszeit, wo täglich viele Schiffe mit Wallfahrern von beyderley Geschlecht entweder nach Maria Einsiedeln hin, oder zurückfahren. Vielleicht geben ihm manche deßwegen den Vorzug vor dem Bodensee, weil er nicht so breit und beyde Ufer näher und unübersehbarer sind; allein gerade diese Nähe der Ufer war es, weßwegen er mir weniger prächtig als der Bodensee schien.

Am folgenden Tage machte ich eine zweyte Spazierfahrt auf der Limmat in Gesellschaft des Herrn — —, seiner vortrefflichen Gattinn und liebenswürdigen Schwägerin. Dieser Fluß ist so reißend, und die Bewegung des Schiffs, wenn man ihn hinab-

fährt,

fährt, so schnell, daß man in den ersten Augenblicken nicht ganz sicher zu seyn glaubt, und gewiß auch in Gefahr käme, wenn man mit den kleinen Fahrzeugen, wie es bisweilen geschieht, auf einen Pfahl oder Stein stieße. Fast in einer viertel Stunde erreichten wir das Landgut des Herrn Chorherrn G., wo ich den Nachmittag unter dem Schatten prächtiger Bäume, gegen den schnellen und von der Sonne glänzenden Fluß gekehrt, und mit den herrlichsten Wohlgerüchen umduftet, an der Seite meines vortrefflichen Freundes hinbrachte. Gegen Abend gingen wir in das bescheidene, aber bequeme Landhaus, aus dessen Fenstern wir ein Schauspiel beobachteten, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Wir selbst und alle Gärten und Landhäuser, die zwischen uns und der Stadt lagen, waren in tiefes Dunkel versenkt: die von der Abendsonne erleuchtete Stadt hingegen glänzte, als wenn sie in vollem Brande stünde: und die entferntern Schneegebirge, die sich unsern Augen nie sichtbarer darstellten, waren mit einem sanftern rosenfarbnem Lichte umstrahlt.

Zu den angenehmsten Einladungen, welche ich in Zürch erhalten habe, rechne ich die des Herrn Professor Usteri zu dem Schmause, welcher nach geendigter Zunftmeisterwahl auf der Weberzunft, wie auf den übrigen Zünften, gegeben wurde. Die Kosten solcher Schmäuse stehen zum Theil die Zünfte, die nicht nur prächtige Häuser, sondern auch große Capitalien besitzen, zum Theil aber auch die neu er-

wählten Zunftmeister selbst. Dieser Aufwand ist zwar nicht so groß, daß er einen begüterten Bürger zu Grunde richten, aber doch immer so beträchtlich, daß keiner vom Pöbel es wagen kann, auf die Stelle eines Zunftmeisters Anspruch zu machen. Dieser wichtige und heilsame Zweck, der nie auf eine sicherere und weniger auffallende Art erreicht wurde, ist aber noch nicht die einzige Frucht dieser demokratischen Schmäuse. Sie dienen auch dazu, daß das Volk und seine Vorsteher wenigstens zweymal im Jahre nicht im Verhältnisse von Obrigkeit und Gehorchenden, sondern als Genossen desselbigen Tisches, als Bürger desselbigen Staats, als solche, die sich gegenseitig Wohlthaten erwiesen haben, und wieder empfangen, mehrere Stunden beysammen sind, ihre kleinen Streitigkeiten beylegen, neue Freundschafften stiften, und sich gegenseitig zu künftigen wechselseitigen Diensten verpflichten. Damit aber diese Volksschmäuse, weder der Zunftcasse, noch dem jedesmaligen Zunftmeister (der gewöhnlich alle Jahr wieder erwählt wird) beschwerlich fallen, so hat man einer schädlichen Verschwendung durch strenge sumtuarische Gesetze vorgebeugt, die auf das genaueste beobachtet werden. Es dürfen weder fremde Weine, noch Geflügel oder Wildpret, oder Fische, oder andere kostbare Leckereyen gegeben werden, wodurch die Epulae unter den Römern die Reichen zu verderblicher Verschwendung verleiteten, im Volke neue und schädliche Begierden entzündeten, und eine wichtige

Mit-

Mitursache des Untergangs der Freyheit wurden. Gleich nachdem mein Freund und ich auf dem Speisesaale des Zunfthauses anlangten, und dies war ohngefähr um halb fünf Uhr, setzten wir uns zu Tische, und speisten an mehrern Tafeln in einer Gesellschafft, die man nur in einem Freystaate, und bey einer solchen Gelegenheit so gemischt finden kann. Viele der Anwesenden hatten nach alter Weise ihre Häupter bedeckt; alle redeten ohne Zurückhaltung mit ihren Nachbaren, oder Bekannten; allein nirgends hörte man wildes Lachen, oder Geschrey, oder Zänkerey. Als wir einige Stunden gegessen hatten, machte man eine Pause, während welcher die Vornehmen sich vertraulich mit den Geringeren unterhielten. Gegen acht Uhr setzten wir uns wieder, und um neun nahmen Herr Statthalter N. — die übrigen Mitglieder des Raths, mein Begleiter und ich freundlichen Abschied. Nach der Entfernung der gnädigen Herren wurde die Gesellschafft sowohl auf der Zunft, wo ich gespeist hatte, als auf mehrern andern, die nicht weit vom Schwerdt sind, etwas lärmender, als vorher. Man ließ Weiber, Töchter und Musikanten kommen, und sang und tanzte bis an den frühen Morgen. Alle diese nächtlichen Feste aber zogen weiter keine Unbequemlichkeiten oder Unordnungen nach sich, als daß die Ruhe der nächsten Nachbaren bisweilen ein wenig unterbrochen wurde: ein Opfer, welches auch Fremdlinge gerne den frölichen Söhnen der Freyheit bringen.

Zürch selbst ist in zwo ungleiche Hälften getheilt. Die so genannte große Stadt sieht einer teutschen Reichsstadt ähnlich. Diese größere Hälfte hat wie fast alle alte Städte meistens enge, krumme, übelriechende und oft so steile Gassen, daß es nicht möglich wäre, mit einem Fuhrwerk oder auch nur mit einem Pferde hinanzuklimmen. Die öffentlichen Gebäude sind alle schön oder prächtig: die Häuser der Einwohner aber im Durchschnitt weder in die Augen fallend, noch weitläuftig; doch finden sich in der kleinen Stadt viele schöne Privatgebäude, so wie auch gerade und breite Straßen. Die Häuser haben alle Zeichen und Benennungen, wie in Teutschland die Gasthöfe: zum Beyspiel zur Reblaube, zum gewundenen Schwerdt. Auch hier, wie in einigen teutschen Städten, sinkt der Preis, und steigt hingegen die Miethe der Häuser. Unter den Bürgern und Einwohnern von Zürch findet sich viel Wohlhabenheit; allein noch hat das Glück nicht in den Händen von Wenigen ungeheure Reichthümer versammlet: welchem Umstand die Zürcher hauptsächlich die Erhaltung ihrer Sitten und Staatsverfassung zu danken haben. Hunderttausend Gulden machen in dieser Stadt, wo Handel und Fabriken so sehr blühen, schon einen reichen Mann; und nur wenige giebt es, die zwey- oder dreymal so viel besitzen. Als ich dieses hörte, wünschte ich, daß die Zürcher niemals in ihren Mauren von Millionärs hören möchten. Die Sitten sind im Ganzen genommen in Zürch so

rein,

rein, oder so wenig verdorben, als man sie, glaube ich, in keiner andern Stadt von gleicher Grösse und Reichthum in ganz Europa finden wird. An den Frauenzimmern sieht man hier gar keine Schminke, und sehr wenig von französischen Moden und Sitten, ungeachtet viele Jünglinge und Männer in Frankreich gedient haben, oder noch dienen. Weiber und Jungfrauen haben noch die liebenswürdige Bescheidenheit und Schüchternheit, die sich bey einem beständigen und vertrauten Umgange mit Personen unsers Geschlechts verliert, und von unaufmerksamen Reisenden für Aengstlichkeit und Verlegenheit gehalten wird. Die Zürcherinnen reden anfangs in Gesellschaft von Fremden, besonders von Teutschen, nicht viel, aber nicht deßwegen, weil sie nicht reden könnten, sondern weil sie fürchten, daß Fremde durch ihre Aussprache beleidiget werden möchten, die aber in ihrem Munde viel weniger auffällt und unverständlich ist, als in dem Munde von Mannspersonen. Da ich überzeugt bin, daß man äußere Politur, oder sogenannte feine Welt, und glänzende Kenntnisse immer viel zu theuer um den Verlust guter Sitten kauft, so war es mir angenehm, daß Frauenzimmer lieber ihre Muttersprache, von welcher sie wissen, daß sie für Teutsche befremdend ist, als Französisch redeten, welches ich mich nicht besinne irgendwo in Gesellschaft gehört zu haben. Die Ehen sind zwar hier so wenig, als an irgend einem andern Orte auf der Erde, unverletzlich; allein, daß

ehe-

eheliche Treue hier nicht so selten, oder gar Thorheit ist, wie in manchen nicht größern Städten, kann man allein daraus schließen, daß die Frauen und Mütter sich ihres Hauswesens, und der Erziehung ihrer Kinder mit Ernst annehmen. Vielleicht könnte es Manchem einfallen, die Unverdorbenheit der Sitten daraus zu erklären, daß die Aufwandsgesetze in Zürch strenger, als in irgend einem andern Staate in der Schweiz sind. Allein vielmehr muß man aus der Aufrechthaltung dieser Gesetze schliessen, daß die Sitten noch wenig verfälscht sind. Die Geschichte aller Freystaaten lehrt, daß die Gesetze von den Sitten erhalten, und daß, wenn diese verlohren gehen, die geschärftesten Aufwandsgesetze immer übertreten und verspottet werden. Mannspersonen dürfen weder Gold noch Silber, noch Sammet oder Seide; Frauenzimmer keine Edelgesteine, Spitzen oder Federn tragen. Wenn die letztern in die Kirche gehen, müssen sie mit einem schwarzen langen Kleide von wollenem Zeuge angethan, und ihr Haar mit einem Schleyer oder Haube bedeckt seyn; und selbst im härtesten Winter ist ihnen kein Pelzmantel erlaubt. In der Stadt darf niemand in Kutschen Besuche machen, wiewohl dies Gesetz bisweilen eludirt werden soll. Der Einfalt in Kleidern entspricht das übrige Hausgeräth, selbst in wohlhabenden Häusern. Man findet es durchgehends bequem, reinlich und zierlich; aber nirgends oder selten sehr kostbar. Fremde Weine dürfen in Privathäuser nicht anders als mit ausdrück-

drücklicher Erlaubniß und auf ein Zeugniß des Arztes, daß man sie als Arzneymittel brauche, eingeführt werden. Wenn nun bey solchen Gesetzen und Sitten, als die Zürcher noch immer haben, die Zahl der Bürger (ich unterscheide hier Bürger von blossen Einwohnern, die zu keiner Zunft gehören) jährlich abnimmt, so muß freylich der Grund in gewissen Gebrechen der Staatsverfassung liegen, die sich leichter entdecken und tadeln, als wegschaffen lassen. Schon tausendmal hat man es gesagt, daß die Zünfte eben so viele unabhängige oder für sich bestehende Cörper sind, wovon ein jeder beständig gegen den Staat und das Wohl des Ganzen streitet, wenn es mit seinem Interesse unvereinbar ist: daß eben diese abgesonderten Cörper sich untereinander aufreiben und Fessel anlegen; indem eine jede Zunft die Beschwerden der Privilegien und Monopolien aller übrigen trägt: daß der Zwang und die Vorrechte der Zünfte Industrie und Nacheiferung ersticken, und die Waaren in eben dem Verhältnisse vertheuren, in welcher sie an Güte verlieren: daß endlich die Eifersucht der Zünfte eine Quelle harter und drückender Maaßregeln gegen den Landmann und die Municipal-Städte werde. Allein, wenn man alles dieses gesagt hat, so weiß man doch nicht, wie man diese Uebel ausrotten soll, ohne überwiegendes Gutes zugleich mit auszureißen. Ohne die Mischung von Demokratie, welche die Zünfte in die sonst Aristokratische Verfassung von Zürch bringen, würden Gewerbe, Manufactu-

nufacturen und Handel noch weit weniger blühen; würde der Luxus gewiß viel größer und die Sitten nicht mehr so unverdorben, als jezt seyn.

Von den eigentlichen Merkwürdigkeiten Zürchs will ich Ihnen nichts schreiben, entweder weil sie denen anderer Städte ähnlich sind, wie das Zeug- und Rathhaus u. s. w. oder weil andere sie schon beschrieben haben, (und dies ist der Fall mit der Bibliothek, deren Katalogus der verstorbene große Heidegger selbst verfertigt hat) oder weil ich auch nicht als Kenner davon reden könnte. So habe ich zwar die zahlreiche Bibliothek und das weitläuftige Cabinet des ehrwürdigen Chorherrn Geßner gesehen: habe besonders seine kostbare Sammlung von Edelgesteinen und Crystallen, und noch mehr sein eignes Werk bewundert, welches das ganze Linnäische Pflanzensystem in 80 bis 90 Tafeln enthält, auf denen ein jedes Geschlecht in seiner natürlichen Ordnung und in einem eigenen Felde mit lebendigen Farben dargestellt sind; allein ich würde mir selbst zuerst lächerlich vorkommen, wenn ich mich unterfangen wollte, dies Werk und die Schätze seines Besitzers nach Würden zu beschreiben. Eine andere Seltenheit aber, und meinem Urtheile nach die größte, die man in Zürch sehen kann, will ich ihnen ausführlich schildern: ich meyne die Töchterschule, welche ich für eine der vollkommensten, wenn gleich am wenigsten ausposaunten Erziehungsanstalten halte, die in neuern Zeiten sind errichtet worden. Lesen Sie, was man bisher

gelei-

geleistet hat, und entscheiden Sie dann, ob ich zu viel sage.

Der Schöpfer dieser Töchterschule ist der Herr Professor Usteri, der um dieses seines unsterblichen Werks willen nicht nur den Dank seiner Mitbürger, sondern auch so sehr, als irgend ein anderer, ein öffentliches Denkmal ihrer Dankbarkeit verdient. Dieser patriotische und thätige Gelehrte bemerkte nicht bloß, daß es in Zürch an einem zweckmäßigen Erziehungsinstitut für junge Frauenzimmer fehle, (denn eben dieses hatten wahrscheinlich tausende vor ihm auch bemerkt) sondern er faßte auch den Entschluß, diesem Mangel abzuhelfen, und mit einigen seiner Freunde Hand ans Werk zu legen. Er ließ zu dieser Absicht im Julius 1773. einen kleinen Aufsatz drucken, in welchem er seine Mitbürger zuerst auf das Bedürfniß einer bessern Erziehung ihrer Töchter aufmerksam macht, dann Vorschläge thut, wie eine solche Madchenschule zweckmäßig eingerichtet werden könnte, und endlich alle wohldenkende Personen auffordert, eine Unternehmung zu unterstützen, die das Heil ihrer Töchter und künftiger Geschlechter beträffe. Wenn sich, sagte er, eine gewisse Anzahl von Patrioten anheischig mache, so viel beyzutragen, als erfordert werde, eine solche Anstalt mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolgs anzufangen, und drey Jahre zu erhalten; so verspreche er mit Hülfe seiner Freunde, eine Lehrerin aufzusuchen, und alles übrige einzurichten und zu besorgen. Bey dieser Gelegenheit

heit zeigte sichs, daß Eigennutz und selbstsüchtige Leidenschafften in Zürch noch nicht allen Patriotismus und Eifer fürs gemeine Beste erstickt, und daß verzehrender Luxus noch nicht alles Vermögen genommen habe, gemeinnützige Absichten kräftig zu befördern. Kaum war die kleine Schrift ausgetheilt worden, als nahe an hundert und fünfzig Personen beyderley Geschlechts nicht nur für das gegenwärtige, sondern auch für ein jedes der beyden folgenden Jahre über tausend Gulden herschossen, oder unterschrieben. Durch diese reichlichen Beyträge wurde Herr Prof. Usteri in Stand gesetzt, nach erhaltener obrigkeitlicher Erlaubniß die von ihm errichtete Schule nach Ostern 1774. zu eröffnen. Die Vorsehung führte ihm in der Mademoiselle Goßweiler eine Vorsteherin zu, die eine jede weibliche Tugend mit einem männlichen Geiste und männlicher Aufklärung vereinigt, und nicht bloß in alle Theile seines Plans hineinging, sondern auch Klugheit, Geduld und Kinderliebe genug besaß, diesen Plan einem jeden Charakter anzupassen. Mit Recht preist Herr U. das Glück, diese vortreffliche Erzieherin gefunden zu haben, als einen besonderen Segen, womit die Vorsehung seine Vaterstadt habe begünstigen wollen, und erkennt es öffentlich, daß ohne sie die besten Vorschläge und Absichten unerfüllt geblieben wären. Mad. Goßweiler ist gerade in dem glücklichen Alter, in welchem eine Lehrerin die Achtung und Ehrfurcht reifender Mädchen gewinnen kann, ohne sie durch

einen

einen zu großen Abstand der Gemüthsart und der Jahre von sich zu entfernen. Sie ist liebenswürdiger durch den in ihrer ganzen Person so sichtbaren Ausdruck von Bescheidenheit, Milde, und Frömmigkeit, als tausende durch die frischen Reitze der blühenden Jugend nicht sind. Durch die Bemühungen dieses vortrefflichen Frauenzimmers machten die ersten Zöglinge in einer kurzen Zeit schnelle Fortgänge, und erhielten einen so ausserordentlichen Beyfall, daß man nach neun Monaten, von der Errichtung der Schule angerechnet, gleichsam gezwungen wurde, eine zweyte Classe zu errichten, deren Mitglieder eben den Unterricht, den die erste von 10 bis 12 Uhr erhält, von 1 bis 3 empfangen, und in die leer gewordenen Plätze der ersten Classe einrücken. Die Früchte des Unterrichts waren so sehr in die Augen fallend, daß auch die vornehmsten Familien kein Bedenken trugen, ihre Töchter in die öffentliche Schule zu schicken. Die Zahl der Kinder, die aufgenommen zu werden wünschten, nahm, wie die der Wohlthäter, und die Fonds der Anstalt mit jedem halben Jahre zu. Mad. Goßweiler brachte es bald durch Unterweisung in besondern Stunden dahin, daß mehrere von ihren Zöglingen unter ihrer Anleitung in den Familien unterweisen, und daß man noch eine dritte Classe errichten konnte, in welcher unter einer von ihr gebildeten Lehrerinn zwanzig Mädchen von einem zartern Alter für die beyden obern Classen (von welchen eine jede auch nicht mehr, als zwanzig

Schülerinnen enthält,) vorbereitet werden. Alle drey Classen stehen unter einem von der Obrigkeit bestellten Collegio von fünf Aufsehern, unter welchen mehrere Mitglieder des kleinen und großen Raths sind. Jährlich werden öffentliche Prüfungen gehalten, und die Rechnungen der ganzen Anstalt öffentlich bekannt gemacht, die jetzo schon einen Fond von zehntausend Gulden Capitalien hat, und also bald auch ohne fernere Beyträge aus ihren eignen Einkünften wird bestehen können. Die Kosten, welche dies Institut in Zürch erfordert, sind unbedeutend gegen die, welche ein ähnliches Institut in Teutschland, oder einem jeden Lande, wo man mehr dem Fürsten, als dem Vaterlande dient, erfordern würde. Die Aufseher lassen sich nicht allein ihre Bemühungen nicht bezahlen, sondern liefern selbst noch ansehnliche Beyträge. Nur die beyden Lehrerinnen werden besoldet; und ungeachtet diese Besoldungen ansehnlich sind, so machen sie doch mit den Ausgaben, für Miethe Zimmer, Bücher und andere Kleinigkeiten, nur eine geringe Summe für die Erhaltung eines Instituts aus, in welchem 60 Mädchen unentgeltlich unterrichtet werden.

Nachdem ich Ihnen ietzo die Geschichte des Instituts kürzlich erzählt habe; so will ich Sie nun mit der innern Einrichtung desselben und der Art des Unterrichts genauer bekannt machen. In die beyden obern Classen nimmt man nur Mädchen auf, die das zwölfte Jahr erreicht haben, die lesen und schreiben

gelernt,

gelernt, den ersten Unterricht in der Religion empfangen haben, und endlich die Zahlen kennen. Bey der Wahl von Schülerinnen, denn es sind immer mehrere, die aufgenommen zu werden wünschen, als Plätze erledigt sind, sieht man zuerst auf Kenntnisse und Fähigkeiten, und wenn diese gleich sind, auf die Zeit, ob sie sich früher oder später gemeldet haben. Alle Aufzunehmende müssen außer dem neuen Testament und Osterwalds Betrachtungen die biblischen Geschichten und Gellerts Lieder mitbringen. Wenn Predigten oder andere Bücher gelesen werden; so versieht sie die Schule damit. Eben diese giebt auch Feder und Dinte her, mit Papier aber zu Schreib- und Rechnungsbüchern müssen die Schülerinnen sich selbst versorgen. Für den Unterricht wird nichts bezahlt, und selbst das kleine Neujahrsgeschenk, welches die Zöglinge ihrer Wohlthäterin zu machen die Erlaubniß haben, ist bestimmt, damit auch in diesem Puncte aller Unterschied unter Reichen und Armen aufgehoben, und die Lehrerinnen in der Folge nie durch größere Geschenke gewonnen, oder der Stolz und die Nachläßigkeit reicher Mädchen befördert werde. Wenn aber wohlhabende Eltern sich für die Bildung ihrer Töchtrr dankbar beweisen wollen, so steht es ihnen frey, die Schulcasse zu beschenken, wiewohl dergleichen nicht erwartet wird. Man verlangt von den Schülerinnen, und hält strenge darauf, daß sie sich sowohl in ihrem Anzuge, als in allem, womit sie umgehen, der äußer-

Städtische Bibliothek Passau

sten Reinlichkeit befleißigen, und daß sie ihre Stunden nicht anders, als in der höchsten Noth verabsäumen, damit sie diejenigen, die auf ihre Stellen warten, nicht unnöthig aufhalten. Ueber drey Jahre behält man keine. Viele aber, die gut vorbereitet, und mit vorzüglichen Kräften begabt waren, haben den ganzen Cursus in achtzehn Monathen gemacht.

In einer jeden Classe werden täglich nicht mehr als zwo Stunden, und also wöchentlich nur zwölf Stunden gegeben, von welchen ohngefähr der dritte Theil auf Lesen, und die beyden übrigen Drittel auf Schreiben und Rechnen verwandt werden. Lesen, Schreiben, und Rechnen sind die einzigen Kenntnisse, welche in dieser Schule vorgetragen werden. Von weiblichen Arbeiten, oder bloß modischen und gelehrten Kenntnissen ist gar die Rede nicht. Dies Institut ist daher auch nicht für solche Eltern eingerichtet, die sich der ganzen Last der Erziehung ihrer Kinder entladen, und auf öffentlichen Anstalten nicht bloß die Mühe ihre Kinder zu unterrichten und zu bilden, sondern sie auch beständig zu unterhalten, werfen wollen. Die erste Uebung in allen drey Classen ist Lesen, eine schwere Kunst, die viele Schriftsteller und Gelehrte beyderley Geschlechts nicht verstehen, ungeachtet sie tausende von Büchern verschlungen, oder vom Anfange bis zu Ende mit ihren Augen durchlaufen haben. Die Zürcher Töchter, (so nennt man in der ganzen Schweiz unverheirathete Frauenzimmer) werden angehalten, vernehmlich, mit Anstand

stand, und mit Sammlung zu lesen, so daß sie entweder verstehen, was sie gelesen haben, oder über dunkle Stellen sich Erläuterungen ausbitten. Eben dies thun sie, wenn sie auf fremde ihnen unbekannte Wörter, Redensarten und Wortfügungen stoßen. Von dem Gelesenen geben sie jedesmal Auszüge oder Rechenschafft, und stellen darüber Unterredungen mit ihrer Lehrerin an. Damit ihnen aber die Aufmersamkeit, die man von ihnen verlangt, nicht zu beschwerlich werde; so läßt man sie außer dem neuen Testament, und den biblischen Historien, gutgewählte Erzählungen, Gespräche, Lieder, Briefe u. s. w. lesen, die eben so unterhaltend und faßlich, als lehrreich sind.

Beym Schreiben sah man Anfangs mehr auf Rechtschreibung, und einen leserlichen, als schön gezeichneten Buchstaben; allein man erfuhr bald, daß die Handschrift der Kinder durch die vielen Uebungen im Rechnen und Schreiben, eher verschlimmert, als verbessert wurde. Man würde daher genöthiget, auch auf das Schönschreiben mehr Rücksicht zu nehmen, und ich kann versichern, daß unter den Proben von Handschriften, die ich zum Andenken mitgenommen habe, mehrere sind, die manchem Gelehrten zum Muster dienen können. Schön schreiben ist aber doch immer nur einer von den geringern Zwecken, die man durch die Uebungen im Schreiben zu erreichen sucht. Am allermeisten nutzt man sie als vortheilhafte Gelegenheiten den Verstand der Kinder

unvermerkt zu schärfen, und ihr Gedächtniß mit Kenntnissen zu füllen, die ihnen als künftigen Hausfrauen und Müttern nützlich oder unentbehrlich sind. Sie schreiben daher Obligationen, Quitungen und Rechnungen von allerley Art, von Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern, und erfahren dadurch den Preis aller Waaren und Lebensmittel, und wie oder wo man die einen oder andern am besten und wohlfeilsten erhalten kann. Sie schreiben ferner Briefe, oder bringen Erzählungen, die sie gehört, oder Anmerkungen, die man gemacht hat, zu Papier, ja die Geübtern erhalten Anleitung, nach Wochen- oder andern moralischen Schriften, Charaktere, besonders weibliche, zu entwerfen, ihre Fehler und Vorzüge aus einander zu setzen, und Mittel vorzuschlagen, wie sie von den erstern geheilt werden könnten. Eben diese Geübtern hat man mit großem Vortheil dazu angehalten, aus guten Predigten, die sie hören, Auszüge zu machen, und mehrere Personen über interessante Materien sich unterreden zu lassen. Eins von den wichtigsten Stücken, welche zu den Haushaltungsschriften gehören, ist ein vollständiges Verzeichniß eines Brautschatzes, oder alles dessen, was eine Braut aus einem guten Hause ihrem Bräutigam zubringt.

Auch der Unterricht in der Arithmetik ist so eingerichtet, daß Kinder nicht nur mit den leichtesten Methoden, Zahlen zu behandeln, bekannt gemacht, sondern auch mit vielen, für ihre künftige Bestim-

mung

mung nothwendigen Kenntnissen bereichert werden. Alle Fälle, die man ihnen vorlegt, sind so gewählt, daß sie auch dadurch die Preise von Waaren und Arbeiten erfahren. Die Anweisungen oder Bücher, nach welchen die Kinder im Schreiben und Rechnen geübt, und die Muster und Beyspiele gewählt werden, sind meinem Urtheile nach so passend und vortreflich, daß sie mehr als manche gepriesene Werke über die Erziehung bekannt gemacht zu werden verdienten.

Ungeachtet ich überzeugt bin, daß Sie, mein Bester, und ein jeder anderer denkender Mann, die Vortrefflichkeit dieser Anstalt eben so gut, als ich, einsehen werden, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen noch kürzlich einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Die Absicht des Instituts ist offenbar mehr zu nützen, als zu glänzen, und nicht schimmernde Mädchen und gelehrte Weiber, sondern reinliche, fleißige, erfahrne Hausfrauen, aufgeklärte Gattinnen, und gewissenhafte fromme Mütter und Erzieherinnen ihrer Kinder zu bilden. Wie lobenswürdig und groß ist dieses in einem Zeitalter, wo alles mehr scheinen, als seyn will, und noch dazu in einem Freystaat, dessen Fortdauer und Wohlstand auf den guten Sitten seiner Töchter beruht, und der durch französische Artigkeit, und Verachtung aller häuslichen Tugenden unwiederbringlich verloren gehen würde. Auch könnte kein glücklicheres Mittel erdacht werden, die Trennung oder Absonderung von Stän-

den, die schon in Aristokratien, noch mehr in aristokratischen Demokratien so gefährlich ist, zu verhindern, und Reiche und Arme, Vornehme und Geringe durch die Bande bürgerlicher Liebe und Eintracht und ähnliche Ausbildung zu vereinigen, als eine Mädchenschule, wo die Töchter der ältesten und wohlhabendsten Häuser neben andern aus geringern sitzen, und nicht anders als diese unterrichtet und gezogen werden. Es war für mich ein rührendes Schauspiel in dieser Schule der weiblichen Weisheit und Tugend, zwanzig meistens schöne und blühende Mädchen beysammen zu sehen, von welchen wenigstens die Hälfte aus den vornehmsten Familien war, und wovon der größte Theil das vierzehnte, einige schon das funfzehnte und sechszehnte Jahr zurückgelegt hatten. Wo wollte man jetzo wohl in Teutschland ein Provinzstädtchen finden, in welchem nicht diejenigen Eltern, die sich die Vornehmsten zu seyn dünken, es sich zum Schimpfe anrechneten, ihre Töchter in oder nach dem vierzehnten Jahre noch in eine öffentliche Schule zu schicken, und sie darin neben den Kindern armer Nachbaren nur im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten zu lassen? In der That glaubte ich der Stadt Zürch keinen größern Segen wünschen zu können, als daß die Eltern die Denkungsart, die sie jetzo haben, noch lange behalten, und daß ihre Kinder den herrlichen Unterricht, den sie jetzo empfangen, noch lange genießen mögen. — Die Schülerinnen sind zwar in jeder

Classe

Classe den Jahren nach einander nicht gleich, allein in Rücksicht auf Fähigkeiten und Kenntnisse viel ähnlicher, als man bey einer jeden andern Anstalt erwarten kann, wo man Zöglinge ohne Unterschied der Jahre, und ohne Rücksicht auf ihre Kenntnisse aufnimmt. Weil nur zwanzig Kinder in einer jeden Classe sind, so kann die Lehrerin alle unter ihrer Aufsicht erhalten, und weil auch nur zwo Stunden hintereinander gegeben, und in diesen abwechselnde Arbeiten vorgenommen werden, so kann die Aufmerksamkeit nicht leicht ermüdet, und die Lernbegierde nicht leicht abgestumpft und unterdrückt werden. Man erleichtert endlich den Eltern die Erziehung der Kinder und nimmt ihnen einen der schwersten und wichtigsten Theile des Unterrichts ab; allein man veranlaßt sie nicht zu dem verderblichen Gedanken, daß sie sich nicht weiter um ihre Kinder zu bekümmern brauchen. — Doch ich breche ab, weil ich Ihnen sonst nur Bemerkungen, die Sie gleichfalls schon werden gemacht haben, wiederholen würde.

Ehe ich nach Zürch kam, wußte ich wohl, daß der Rathsherr Geßner ein vortreflicher Zeichner sey; allein so lange man seine Arbeiten noch nicht gesehen hat, kann man nicht wissen, daß er ein eben so großer Mahler, als Dichter ist. Es war mir in der That eine rechte Angelegenheit, ihm zu sagen, daß seine unnachahmlichen und jetzo durch den Beyfall aller Nationen Europens gleichsam geheiligten

Gedichte mich von meiner ersten Kindheit an gerührt, entzückt und gebildet haben. Seine Gemälde sind lauter kleine Originale Landschafftsstücke, und seinen Idyllen in aller Rücksicht von Seiten der Erfindung, Composition, Zeichnung, und Farbengebung ähnlich. In beyden sind Fabel, Kunst und Natur auf die gefälligste Art zusammengemischt. Kein Stück ist bloße Nachahmung der Natur: Menschen und Gebäude sind fast immer nach Griechischen Idealen gezeichnet; die ländlichen Gegenstände aber sind aus seiner vaterländischen Natur gesammlet, die freylich keine Kunst oder Phantasie übertreffen kann. Niemals habe ich Wasserfälle und angefressene Bäume so glücklich und täuschend, als von Geßner gemahlt gefunden. Der größte Theil seiner Arbeiten geht nach England, wo Geßner der Mahler allem Vermuthen nach berühmter ist, als Geßner der Schäferdichter.

Den sogenannten philosophischen Bauren habe ich aus Mangel von Zeit nicht besuchen können, ungeachtet Herr Rathsherr Hirzel sich gütigst erbot, mich hinaus zu begleiten. An dessen Statt habe ich einen andern gleichfalls merkwürdigen Bauren kennen gelernt, der während meines Aufenthalts in Zürch in die Stadt kam, und mir von Lavater zugeschickt wurde. Dieser Mann, mit Namen Boßart, unterscheidet sich in seiner Kleidung, Gange, Stellung, gar nicht von andern Zürcher Bauren; allein seine schwarze, feurige, tief im Kopf liegende Augen,

und

und die scharfen Umrisse seiner hochgewölbten Stirn kündigen sogleich einen Genievollen Mann an. Ich habe mich über eine Stunde mit ihm über allerley Gegenstände unterhalten, und nicht das geringste von Eitelkeit oder geheimen Stolze an ihm wahrgenommen. Wenn Lavater es mir nicht geschrieben, oder ich es auch nicht aus ihm herausgefragt hätte, so würde ich es gar nicht erfahren haben, daß er die besten philosophischen Schriftsteller der neuern Zeit, die ausländischen freylich in Uebersetzungen, gelesen hat. Die unaussprechlichen Schönheiten der Natur, sagte er zu mir, welche die Vorsehung seinem Vaterlande so reichlich geschenkt, hätten ihn zuerst veranlaßt, die Werke Gottes aufmerksamer zu betrachten, und in ihm den Wunsch erregt, sie genauer kennen zu lernen. Er könne mir gar nicht ausdrucken, mit welchem Eifer und Frölichkeit er die gefährlichsten Felsen erklimme, um neue Wunder der Natur zu finden, und mit welchem Entzücken er auf ihren schwindlichen Höhen den Schöpfer der Natur anbete. Bey einer solchen Stimmung der Seele ist es begreiflich, daß er gern solche Bücher liest, in welchen die Absichten und Geheimnisse der Wege Gottes entfaltet werden; allein seltsam ist es, daß eben dieser Mann eine so außerordentliche Liebhaberey für die Erdbeschreibung, und besonders für die alte Geographie hat. Er dankte mir herzlich für die Nachricht, daß D'Anville's Charten nebst einem Auszuge seiner Erdbeschreibung jetzo in Nürnberg herauskämen.

men. Die Beobachtung und das Studium der Natur hat ihn im geringsten nicht gegen die Arbeiten seines Standes gleichgültig gemacht; er baut sein Feld und seinen Weinberg so gut, als andere Bauren, und wendet nur diejenigen Stunden, in welchen andere schlafen, oder die Schenken besuchen, auf Lesen und Nachdenken an. Die großen Gedanken und Vorstellungen aber, die er sich allmälig von Gott und der Welt erworben hat, sollen zu einer gewissen Zeit seine Einbildungskraft so sehr erhitzt haben, daß er darüber in Schwärmereyen verfiel, und seinen Nachbaren zu predigen anfing, von welchen Reden auch einige gedruckt worden sind. L. versicherte mich, daß Boßart von diesen Verirrungen lange zurückgekommen sey.

Nachdem wir am 17ten Junius von unsern Freunden und noch am letzten Abend von der verehrungswürdigen S — Familie mit Thränen Abschied genommen hatten, reisten wir am folgenden Morgen früh um 6 Uhr ab, um noch bey guter Zeit ins Nachtquartier zu kommen. Sowohl die Wege, als der Boden sind im Zürchischen Gebiete eher schlecht, als mittelmäßig. Der letzte ist fast durchgehends dürre und steinigt, und dies ist um desto mehr zu verwundern, da in kleinen Entfernungen ziemlich hohe Berge liegen, welche, scheint es, das unten liegende Land tränken sollten. Zu Baden fütterte unser Kutscher seine Pferde, und wir hatten Zeit zu frühstücken, und die Stadt nebst den nächsten

umliegenden Gegenden zu besehen. Die Stadt selbst ist meistens schön bebaut, sie ist aber an allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, und die Aussichten sind deßwegen zu eingeschränkt. Wir machten einen Spaziergang zu dem Thore hinaus, vor welchem die berühmten Bäder liegen. Allein die Hitze des Tages, und die Versicherungen aller derer, welche wir gefragt hatten, und noch fragten: daß wir außer der Lage nichts merkwürdiges an den Gebäuden finden würden, bewogen uns, vor den Bädern umzukehren. Diese Bäder finden sich am Fuße eines sehr hohen drohenden Gebirges, welchem gegenüber andere minder hohe Berge sich empor heben. Zwischen beyden fließt die Limmat in einer gräßlichen Tiefe fort. Ich zweifle nicht, daß die Bäder sehr wirksam sind; allein ich kann kaum glauben, daß ein langer Aufenthalt in einer so eingeschlossenen und feuchten Gegend kranken und schwächlichen Personen heilsam sey. Nirgends habe ich wunderlichere und in ominösere Hörner auslaufende Kopfputze und abgeschmacktere Inschriften, als in Baden gesehen. — Dies Haus (so dichtete ein Töpfer) der liebe Gott behüt, hier ist Hafner Geschirr aufs Feuer, und glüht. — Behüt uns Herr, hieß es auf einem andern Hause, für Feuer und Brand, denn dies Haus wird zum geduldigen Schaaf genannt. Keine von diesen Inschriften giebt denjenigen viel nach, von welchen ein Freund mich versicherte, daß er sie in Basel und Schaffhausen gelesen hätte. Die erstere

war

war diese: Ihr Menschen thut Buß, dann dies Haus heißt zum Rindesfuß; und die zweyte: Auf Gott deine Hoffnung bau, denn dies Haus heißt zur schwarzen Sau. In der That ist es merkwürdig, daß man solchen Unsinn nur in den Städten, nicht aber auf den Dörfern in der Schweiz findet, wo übrigens der Geschmack, Häuser, besonders Gasthöfe mit Sprüchen und Figuren zu bemahlen, sehr herrschend ist. Die Sujets sind meistens aus der alten Schweizergeschichte genommen: am häufigsten sieht man die Wappen und Trachten der verschiedenen Cantone vorgestellt, die ich mehrmalen mit folgenden Versen begleitet gefunden habe: Als Demuth weint, und Hochmuth lacht, da ward der Schweizer Bund gemacht. Einige Stunden hinter Baden fährt man in einer mäßigen Entfernung an den Ruinen von Habsburg vorbey auf welchen der Canton Bern einen Hochwächter unterhält, der bey entstehenden Feuersbrünsten der Nachbarschafft durch zween Schüsse ein Zeichen gibt. Ungeachtet ich mit großen Erwartungen hieher kam, und die tiefste Ehrfurcht für den erhabenen Stamm hege, der von hier aus den teutschen Kaiserthron bestiegen, und so viele Jahrhunderte mit Ruhm behauptet hat; so wurde ich doch beym Anblick der Habsburgischen Ruinen viel weniger, als von den Hohenzollerischen gerührt. Ich wuste mir durchaus keine andere Gründe dieser Erscheinung anzugeben, als folgende: daß die Habsburgischen Ueberbleibsel in der Ferne einen zu geringen

gen

gen Umfang haben, und zu gut erhalten zu seyn scheinen: weßwegen man sie eher für Wachtthürme, als Reste eines so berühmten Schlosses hält. Auch schadet es dem Eindruck, den diese ehrwürdigen Denkmäler sonst machen würden, daß der Berg, auf welchem sie liegen, andere viel höhere hinter sich hat, gegen welche er wie ein Hügel erscheint. Wahrscheinlich würde ich von eben dem heiligen Schauer ergriffen worden seyn, den ich beym Anblick von Hohenzollern empfand, wenn die Ruinen des Oesterreichischen Stammhauses auf dem Berge gelegen wären, wo das Schloß Lenzburg, eine der schönsten und einträglichsten Bernischen Landvogteyen, steht. Ich hatte große Lust das letztere zu besteigen, um mich an der Aussicht zu ergötzen, die von hier aus nach allen Seiten fast unbegränzt seyn muß; allein erst hielt mich die Erwartung des Mittagsessens, und nachher die unleidliche Hitze ab. So bald man ins Bernische Gebiet kommt, werden die Wege und Gegenden besser, die Dörfer und einzelnen Wohnungen wohlhabender und häufiger, endlich Wiesen und Felder reicher und lachender, weil aus den Bergen unzählige kleine Quellen und Bäche hervorquillen, die nirgends, glaube ich, haushälterischer und kunstmäßiger, als hier, genutzt werden. Die Bernischen Bauernhäuser, von denen ich Ihnen künftig einmal eine genauere Beschreibung geben will, sind nur mit Stroh gedeckt, und fallen beym ersten Anblick nicht angenehm in die Augen; sie reizen aber doch die

Neu-

Neugierde, weil sie von allen Baurenhäusern, die man sonst gesehen hat, verschieden sind, und einen Freund der Schweiz auf eine angenehme Art fühlen lassen, daß er jetzo auf Schweizerischem Grund und Boden sey. Die Bauren selbst gehen bey ihren großen Reichthümern noch viel einfacher einher, als im Zürchischen, wie Sie in der Folge lesen sollen. Im ganzen Jahre hätte ich keine glücklichere Zeit treffen können, die Reise von Zürch nach Bern zu machen. Es war eben Heuerndte, die in dem größten Theile des Bernischen Gebiets und auch der übrigen Schweiz wichtiger, als Kornerndte und Weinlese ist. Das ganze Land wimmelte von muntern Schnittern oder Arbeitern, und die Luft war mit balsamischen Düften der kräftigsten Frühlingskräuter und Blumen angefüllt. Die schönsten Gegenden fanden wir zwischen Rotherist, wo wir schliefen, und Morgenthal, oder noch etwas weiter. Zur Linken hatten wir Wiesen, die gleich den Fruchtfeldern oft mit grünen Hecken eingefaßt, mit Obstbäumen besetzt, und durch unzählige kaum sichtbare Röhrchen und Aermchen von Bächen durchschnitten waren. Diese Wiesen heben sich gewöhnlich sanft empor: bisweilen aber senken sie sich erst in mahlerische Thäler hinab, steigen dann wieder fruchtbare Hügel hinan, werden aber noch, ehe sie dieselben erreichen, durch niedliche Wäldchen, oder Reihen von Bäumen unterbrochen, und endlich mit sanften Bergen und milden einladenden Waldungen begränzt.

begränzt. Rechts waren zuerst Aecker, dann Wiesen, die bis an die Aar hinabliefen, und gleich mit dem entgegengesetzten Ufer wieder anfingen: hinter den Wiesen Aecker, die sich bis an Wälder oder die Füße des blauen ehrwürdigen Jura fortzogen, von welchem der ganze Gesichtskreis majestätisch geschlossen wurde. Wo wir nur hinblickten, in den Gründen, wie auf den Höhen, sahen wir Arbeiter oder Schnitter, die ununterbrochen und ohne sich nach uns umzusehen, den Segen des Sommers einsammleten; oder auch dichte Haufen von ruhenden Personen beyderley Geschlechts, die unter dem Schatten fruchtbarer Bäume ihr einfaches Frühstück zu sich nahmen, und sich reichlicher, als sonst, ihren gesunden und unverfälschten Wein zutranken. In St. Nicolaus speisten wir am zweyten Tag zu Mittag, und erreichten von hieraus in einigen Stunden den Hindelbank, wo alle Reisende aussteigen, um das von Nahl verfertigte Grabmal der Mad. Langhans zu sehen. Die Verstorbene, welcher zu Ehren dies Denkmal errichtet ist, war die Gattin des ehemaligen Pfarrers, die für eine der schönsten Frauen im ganzen Berner Gebiet gehalten wurde, und gleich im ersten Wochenbett starb. Der Anblick und die Ausführung dieses berühmten Kunstwerks hat mir aber weniger gefallen, als der Gedanke selbst, da ich ihn zum ersten mal hörte oder auf einem Kupferstich vorgestellt sah. Die Hauptursache war wohl diese, daß man es wider alle Absichten und alles Costume von

Grabmälern einige Schuh in das Chor der Kirche eingesenkt hat, und also erst einige hölzerne Läden geöffnet werden müssen, ehe man es sehen kann. Durch diese Eröffnung von Thüren und das Hinabschauen in eine, wenn gleich geringe, Tiefe, entstand in mir die Vorstellung, nicht von einem Ehrendenkmal, sondern von einer Todtengruft, wo man entfleischte Gerippe und modernde Gebeine erblicken könnte. Ueberdem ist das Werk für die Erwartung, die man mitbringt, zu klein, und nicht aus Marmor oder einem andern harten, sondern aus einem weichen oder doch so scheinenden Steine verfertigt, der in einem jeden nachdenkenden Zuschauer den unangenehmen Gedanken erregt, daß dies schöne Werk nicht so lange dauren werde, als es seiner Vortrefflichkeit nach verdiene. Aus einem solchen Stoffe aber, als der Künstler bearbeitet hat, kann nicht leicht etwas schöneres und edleres, als dies Denkmal gemacht werden. Der Grabstein ist, wie durch die Stimme des Weltrichters, in drey Stücke zersprengt, die sich gegen einander zu heben scheinen, als wenn sie den Erwachten, welche sie bisher bedeckten, einen Ausgang verschaffen wollten. Die Risse selbst, und die Ränder der Bruchstücke sind mit so täuschender Kunst gearbeitet, daß die Natur selbst nicht natürlicher seyn kann, oder zersprengte Felsstücke nicht natürlich scheinen würden, wenn sie anders als diese aussähen. Durch die Oeffnung erblickt man die Mutter, eine schöne, ausdrucksvolle

Grie-

Griechische Figur, in einem sanften, aber sichtbaren Bestreben sich aufzurichten, und in ihrem Schooße das holde Kind, dessen linkes Händchen noch in den Händen der Mutter liegt, das sich aber mit der rechten Hand an den geborstenen Grabstein anklammert, als wenn es sich durch eigne Kraft aus seinem Lager erheben wollte. Diese Attitüde ist über alle Beschreibung rührend, und meinem Bedünken nach der glücklichste Theil der schönen Erfindung, die so viele Bewunderer gefunden hat. Auf dem Grabsteine stehen außer dem Namen und dem Todesjahre der Verstorbenen noch einige Verse von Haller, die Sie schon werden gelesen haben, und dann die vortreflichen Worte: Hier bin ich Herr, und das Kind, was du mir gegeben hast. Gleich der Thüre gegenüber, durch welche man in die Kirche hineingeführet wird, sieht man noch ein anders viel prächtigeres marmornes Monument, was der Schultheiß von Erlach seinem verstorbenen Vater hat errichten lassen. Die Arbeit oder Ausführung ist sehr schön, und gleichfalls von Nahl; allein Erfindung und Composition sind weit unter denen, die man in dem bescheidenern Nachbarn wahrnimmt. Zierrathen und räthselhafte Figuren sind an das erstere in einem solchen Uebermaaße verschwendet, daß man nicht weiß, wohin man sehen soll, und was man eigentlich sieht. Nicht bloß Liebe und Dankbarkeit gegen die verstorbene Langhans, in deren Hause Nahl während der Verfertigung des Erlachischen Monuments wohnte, son-

dern auch eine, ich weiß nicht woher entstandene, Unzufriedenheit mit dem Herrn von Erlach selbst, sollen den Künstler bewogen haben, bey dem Denkmal seiner Freundinn alle Kräfte seines Genies anzuspannen.

Als wir von Hindelbank wegfuhren, ahndeten wir nichts davon, daß wir noch vor Bern das prächtigste Schauspiel sehen sollten, was wir in der ganzen Schweiz gehabt hätten. Wir fuhren eben in den Grund hinunter, aus welchem man die nächste oder letzte Anhöhe vor Bern erreicht, als meine Frau auf einmal fragend ausrief, was doch das für ein Brand wäre, den wir vor uns hätten. Indem sie dieses sagte, wies sie mit der Hand vor sich hin; allein ich sah nichts, weil sich zwischen uns, und den Gegenständen, die meine Frau so lebhaft rührten, schon Bäume gestellt hatten. Einen Augenblick nachher aber erschien der Brand wieder, und nun sagte uns ein guter Freund aus Bern, den wir von Zürch aus mitgenommen hatten, daß das, was so heftig zu brennen schiene, die von der Abendsonne erleuchteten Schneeberge wären, die wir nicht erkannten, weil wir sie noch nicht so nahe, und so hoch erleuchtet gesehen hatten. Kaum erfuhr ich, was wir vor uns hatten, und nun nicht mehr sahen, weil wir schon tief im Grunde waren, so wurde ich so unruhig, und der Wagen wurde mir so enge, als wenn ich in einem düstern Gefängnisse eingeschlossen wäre. Nur die Versicherung, daß ich den Hügel vor uns nicht

früher

früher zu Fuß, als in dem von vier raschen Pferden gezogenen Wagen erreichen würde, hielt mich vom Aussteigen zurück. Ich war so voll von ängstlicher Erwartung, als wenn ich die erhabenen Gegenstände, die ich zu sehen wünschte, nur dies einzigemal sehen könnte, und fürchtete jeden Augenblick, daß sie verschwinden, oder sich verwandeln möchten. Mein Herz klopfte immer stärker und stärker, bis wir zuletzt auf die so heftig ersehnte Höhe hinauf kamen. Die feierliche Bewunderung, welche die ungeheuren von der Abendsonne glänzenden, und die ganze Oberfläche der Erde und alle ihre Bewohner und deren Werke an Alterthum übertreffenden Felsmassen in uns hervorbrachten, kann ich Ihnen eben so wenig, als meine Empfindungen beim Rheinfall ganz schildern. Unsere Augen blieben fast unverwandt auf dem Wetterhorn, dem Schreckhorn und deren Brüdern und Schwestern geheftet, und wir bemerkten kaum den prächtigen mit Blumen besetzten Weg, auf welchem wir fuhren, die schönen Landhäuser, die wir zu beyden Seiten hatten, und die noch schönere Stadt, der wir noch ganz nahe waren. Die Füße der Berge hatten sich schon in Schatten gehüllt, und nur ihre Häupter schimmerten noch von einem schwächern Glanze, als wir in Bern einfuhren, wo wir im Falken abstiegen.

Bey der Schönheit der Wege, der Reinlichkeit, Bequemlichkeit, und guten Bewirthung in den Gasthöfen, bey der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Land-

schafften, endlich bey dem reizenden Anblick eines allgemeinen Wohlstandes würde es in der Schweiz besser, oder doch wenigstens eben so gut, als in irgend einem Lande in Europa zu reisen seyn, wenn man nur nicht gezwungen wäre, sich so langsam zu bewegen. Man kann nirgends in der ganzen Schweiz, eine oder die andere Gränzstadt ausgenommen, Extrapost haben, sondern man muß Fuhrleute, oder wie man hier sagt, Kutscher miethen, welche Reisende mit denselbigen Pferden von Stadt zu Stadt bringen. Ungeachtet die Pferde größer und stärker sind, als unsere teutschen Postpferde, so kann man doch damit täglich nie mehr, als zehn, höchstens zwölf Stunden zurücklegen, weil die Schweizerstunden größer, als die unsrigen sind, und drey derselben vielleicht zwo teutsche Meilen betragen. Von Zürch bis Bern rechnet man 24 Stunden, ein Weg, den man mit Extrapost bequem in einem Tage machen würde, den man aber mit denselbigen Pferden nur kaum in zween Tagen zurücklegt, und deßwegen den Zürcherischen Kutschern für dritthalb Tage bezahlen muß. Diese Nothwendigkeit mit denselbigen gemietheten Pferden zu reisen, ist es auch hauptsächlich, was das Reisen in der Schweiz so theuer macht. Zuerst muß man dem Miethkutscher fast zweymal so viel geben, als Extrapost in Teutschland kosten würde. Gewöhnlich zahlt man täglich für jedes Pferd einen neuen Thaler, oder den vierten Theil einer Caroline, aber nicht bloß so lange, als man sie selbst braucht,

sondern

sondern auch für alle die Tage, welche der Kutscher zum Rückwege nöthig hat. Ich gab also zum Beyspiel meinem Zürcherkutscher für die Reise nach Bern mit drey Pferden, und wieder zurück, fünfzehn, und Trinkgeld einen neuen Thaler, zusammen also vier neue Louisd'or. So hoch dieser Fuhrlohn manchem Reisenden auch scheinen mag; so gewinnen doch die Kutscher selbst wegen der hohen Preise der Lebensmittel und der Futterung nur wenig dabey. Man ist aber sicher, daß man in seinem Kutscher einen treuen Begleiter hat, und daß man auch nichts für ihn zu zahlen braucht. Dies verlangen die Schweizerkutscher nicht, und die Wirthe kennen auch ihre Vortheile zu gut, als daß sie sich mit den Fuhrleuten in Verschwörungen wider die Reisenden einlassen sollten. Der größere Fuhrlohn ist aber nur noch ein geringes gegen die übrigen Ausgaben, welche diese Art zu reisen verursacht. Weil die Pferde unmöglich ununterbrochen fortlaufen können, so muß man alle Tage wenigstens ein- oder zweymal einkehren, ehe man das Nachtquartier erreicht. Zwischen Zürch und Bern haben wir also einigemal Frühstücke oder Erfrischungen, zwey Mittags- und ein Abendessen nebst einem Nachtlager bezahlen müssen, da wir mit einem Mittagsessen hätten auskommen können, wenn wir mit Extrapost gereist wären. Eben diese Art zu reisen ist auch eine Hauptursache, warum man selbst in Dörfern und Flecken so schöne Gasthöfe, so gute Betten, so geräumige Zimmer, so reinliches Service,

so vieles Silbergeschirr, und einen mit so mancherley Confitüren besetzten Nachtisch antrifft. Die Wirthe in Baden, Lenzburg, Rotherist, Herzogenbuchsee, St. Nicolaus, und an allen andern Orten, wo Fremde Halte machen müssen, können darauf rechnen, daß vom Anfange Mays an bis Ausgang Octobers täglich Reisende ankommen, und bey ihnen essen oder übernachten werden. Wenn sie also auch ein großes Capital ins Haus, Wäsche u. s. w. hineinstecken; so wissen sie doch, daß sie ihr Geld gehörig nutzen werden. In Teutschland hingegen kann es einem reichen Mann in einem Dorfe oder Flecken gar nicht einfallen, ein Wirthshaus nach Schweizerischem Muster anzulegen, weil die Reisenden von Stadt zu Stadt eilen, und sich in den dazwischen liegenden Orten gar nicht aufhalten. Da sich nun einmal in den Städten so viele Kutscher, und auf dem Lande so viele Wirthe eingerichtet haben, Fremde fortzubringen und aufzunehmen, so liegt darin vermuthlich der wichtigste Grund, warum man bisher in einem Lande, wo man früher, als in Teutschland, schöne Wege gebaut, noch keine Extraposten zur Bequemlichkeit von Reisenden angelegt hat. In Freystaaten mag und kann man nicht leicht etwas umändern, oder zu einem landesherrlichen einträglichen Rechte machen, was bisher ein Nahrungszweig von Bürgern und Unterthanen war. Vielleicht aber könnte ohne den Schaden der letztern den Reisenden geholfen werden, wenn man ohne die geringste Pacht

den Kutschern in den Städten und den Wirthen auf dem Lande die Extrapost überließe. Jene würden alsdann nicht mehr so weit, aber desto öfter fahren; und diese würden nicht mehr so oft Fremde bewirthen, aber sich ihres Schadens durch Fuhren erholen. Die Schweizerischen Kutscher lassen von dem einmal festgesetzten Fuhrlohn nicht allein nichts nach, wenn man seinen eignen Wagen bey sich hat, sondern sie sehen es so gar lieber, wenn man sich ihres Fuhrwerks bedienet, weil sie alsdann auf dem Rückwege wieder Personen mitnehmen können.

Die Stadt Bern, wo wir uns schon mehrere Tage aufhalten, und wegen der günstigen Aufnahme, die wir gefunden haben, wie eingewohnt sind, ist die niedlichste und reinlichste Stadt, die ich kenne. Sie hat gut gepflasterte, gerade und breite Gassen, welches um desto mehr zu verwundern ist, da sie in einem Jahrhundert erbaut wurde, in welchem man sich anderswo eben so wenig um gesunde und offene Straßen als um schöne Häuser bekümmerte. Auch hieraus könnte man schließen, daß die Erbauer der Stadt Bern sich von den Stiftern der meisten alten Städte so wie durch Geburt und Erziehung, also auch durch Kenntnisse und Geschmack unterschieden haben. Durch alle Hauptstraßen sind in der Mitte mehrere Schuh tiefe Canäle geführt, die mit Quadersteinen ausgesetzt sind, und in welchen beständig lebendiges Wasser in einer solchen Fülle und mit einem so starken Falle fließt, daß man es in der Nacht

wie das Rauschen von Bächen hört. Diese Canäle sind nicht nur bey einem entstehenden Brande von dem grösten Nutzen, sondern sie führen auch alle flüßigen Unreinigkeiten in die Aar hinab. Damit dieses desto gewisser geschehe, haben die beyden Hälften der Straßen, welche durch die Canäle von einander getrennt werden, einen sanften Abhang gegen die letztern. In Bern ist man also sicher, daß man in den Hauptstraßen nicht durch stinkende Gossen beleidigt werde, die den Aufenthalt in den meisten grossen Städten, besonders in der heißen Jahrszeit so ungesund, und das Gehen durch die Straßen für empfindliche Personen so ekelhaft und unleidlich machen. Alle Hauptstraßen werden den Tag über ein oder mehrmalen von den sogenannten Schellenwerkern, oder den Gefangenen beyderley Geschlechts gesäubert, die um ihrer Thaten willen entweder auf ewig oder nur auf gewisse Jahre zu öffentlichen Arbeiten verdammt sind. Diese Verbrecher räumen im Winter den beschwerlichen Schnee und Koth, und im Sommer den noch beschwerlichern Staub weg, und begiesen oder besprengen täglich mehrmalen nicht nur die Straßen, sondern auch die bedeckten Gänge an beyden Seiten der Häuser. Diese Polizeyanstalt ist um desto nöthiger und vortrefflicher, da Bern ganz aus weißen Steinen erbaut ist, und also nach einer langen Dürre einen unerträglichen, und der Gesundheit gewiß nachtheiligen Grad der Hitze erhalten würde. Wahrscheinlich hätte man diese Einrichtung

richtung auch schon in andern Städten, wo sie vielleicht eben so nöthig und heilsam wäre, nachgeahmt, wenn man nur Fonds ausfündig machen könnte, aus welchen sich geringere Verbrecher zur Beförderung der Bequemlichkeit und Gesundheit der Mitbürger unterhalten ließen. Alle Häuser (die in einigen entfernten Nebengassen ausgenommen) sind, meistens aber erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, massiv gebaut, und einander nicht nur in Ansehung der Materialien, sondern auch durch Bauart und Höhe ähnlich. Alle haben vier Stockwerke, und unterscheiden sich nur durch die ungleiche Breite und Tiefe, wodurch aber die in ganzen Städten so angenehme Gleichförmigkeit nicht gestört wird. Wenn man das Erlachische, und vielleicht noch ein oder das andere Gebäude ausnimmt, so hat Bern keine Pallastähnliche Privathäuser, aber dagegen auch keine elende zusammenfallende Hütten, die oft in Städten, wo die Ungleichheit der Güter und Stände größer ist, neben den stolzen Wohnungen der Reichen und Ueppigen stehen, und das Auge des Kenners sowohl, als des Menschenfreundes viel mehr beleidigen, als die letztern sie ergötzen können. Die Häuser der Berner verkündigen eine glückliche Mittelmäßigkeit, und eine größere Gleichheit ihrer Bewohner, als man bey einer genauern Untersuchung antrifft. Unter allen Häusern (doch muß man auch hier wieder eine einzige Nebenstraße ausnehmen) gehen Arcaden, oder bedeckte Gänge weg, in welchen man im Sommer

vor den Strahlen der Sonne, und im Winter vor Schnee und Regen sicher ist. So groß die Bequemlichkeit dieser Arcaden, besonders für die Fußgänger ist; so haben sie doch auch wiederum ihre Nachtheile. Zuerst hindern sie, daß der erste Stock, oder weil dieser Ausdruck zweydeutig ist, derjenige Theil des Hauses, der an der Erde liegt, (rez de chaussée) fast niemals von den Besitzern oder ihren Bedienten bewohnt werden kann, weil die Zimmer an der Erde zu niedrig oder doch zu dunkel sind. Die untersten Theile der Häuser sind daher entweder an Handwerker oder Krämer und Kaufleute vermiethet, und wenn man also in den Arcaden oder so genannten Lauben spatzieren geht, so hat man an der einen Seite eine fast ununterbrochene Reihe von Buden, in welchen alle Arten von Waaren verkauft werden. Ein anderer Nachtheil der Arcaden scheint mir dieser zu seyn, daß die Schönheit der Häuser und der ganzen Stadt dadurch nicht wenig verliert. Wenn man nämlich in den Lauben selbst geht, so erblickt man weder von den Häusern, unter welchen man sich findet, noch von denen, welche gegenüber stehen, irgend einen angenehmen in die Augen fallenden Theil, sondern an beyden Seiten dunkle oder niedrige Boutiquen. Sieht man aber im Anfange oder am Ende einer Straße an beyden Reihen der Häuser hinunter, so entdeckt man zwo Reihen von unförmlichen Pfeilern, auf welchen die Häuser ruhen, und die gegen die Straße zu nach unten gleichsam

Aus-

Auswüchse haben, oder viel dicker als oben werden. Die Mißgestalt dieser Pfeiler würde man vermeiden können, wenn man an ihrer Statt starke, aber gerade und schön gearbeitete Säulen brauchte. Der Boden der Arcaden ist fast immer um einige Fuß über die Straße erhaben, und vor jedem Hause sind deßwegen mehrere Stuffen, wodurch man ohne Umweg auf die Straße kommen kann. An den Seiten dieser Stuffen sind gemeiniglich steinerne Bänke angelegt, auf welchen man fast in jeder Stunde des Tages ruhende oder auch arbeitende Personen sieht, die der freyen Luft genießen, und sich durch die Beobachtung der Vorübergehenden oder Vorüberfahrenden zerstreuen. In den Häusern selbst sind die Eingänge oder Dielen und die Treppen meistens schlecht: die erstern zu schmal, und die letztern zu enge und dunkel. Uebrigens ist das Innere der Häuser eben so zweckmäßig vertheilt, als die Zimmer schön und mit Geschmack möblirt sind. Das Hausgeräth und die Verzierungen der Zimmer lassen schließen, daß ihre Bewohner zwar die Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens kennen, und zu genießen wissen, aber zu ihrem Glück noch weit von der verderblichen Ueppigkeit entfernt sind, die nicht zu ihrem eignen Vergnügen, sondern zu anderer Quaal verschwendet.

Bern ist nicht bloß die reinlichste, sondern, wie ich glaube, auch die gesundeste, oder doch eine der gesundesten Städte in der ganzen Schweiz. Ungeachtet

achtet die Sitten nicht so rein sind, als in Zürch, so ist die Sterblichkeit doch viel geringer, als in der letztern Stadt. Ein Gelehrter, an dessen Genauigkeit im Beobachten ich gar nicht zweifeln kann, hat mich versichert, daß von vier Menschen, die geboren werden, einer ein Alter von siebenzig Jahren erreiche, und daß im gegenwärtigen Jahrhunderte weniger sterben, als im vorhergehenden. Aus dem letztern Dato folgt eins von beyden, entweder, daß die Stadt durch die neuen, festern und geräumigern Häuser an Gesundheit gewonnen habe, oder daß die groben Sünden der Unmäßigkeit, denen die Vorfahren ergeben waren, wenigstens in Bern gefährlicher und tödtlicher seyen, als die weniger beleidigenden, aber sonst die Menschennatur mehr untergrabenden Sünden der Weichlichkeit, und der verfeinerten Sinnlichkeit. Zur Gesundheit der Stadt trägt ihre Lage gewiß das meiste bey. Sie ist nicht nur auf einer Anhöhe erbaut, zu welcher man, wenn man von Zürch kommt, mehrere hundert Schuh hinaufsteigen oder fahren muß, sondern sie wird auch an drey Seiten von der Aar umflossen, welche die Luft beständig reinigt, und in einer mäßigen Bewegung erhält. Ueberdem ist keine unter den größern Städten der Schweiz den höchsten Schneegebirgen so nahe, als Bern. Diese Nachbarschafft gewährt ihr eine dünnere und reinere Luft, als die entfernten und also niedriger liegenden Städte genießen können. In eben dieser Nachbarschafft muß man

aber

aber wahrscheinlich auch den Grund suchen, warum in der Gegend von Bern keine andere Früchte und Gewächse, als bey uns, und dieselbigen Früchte und Gewächse auch nicht früher als bey uns wachsen, da doch Bern mit Paris unter gleicher Breite, und fünf Grad weniger nördlich, als Göttingen liegt. Eine andere Folge dieser Nachbarschafft sind wahrscheinlich die Kröpfe, oder Anlagen zu Kröpfen, die man in keiner andern schweizerischen Stadt so häufig, als in Bern sieht, wogegen man aber besonders bey jungen Personen sichere Heilmittel haben soll. Zu den endemischen Uebeln der Stadt gehören auch verdorbene Zähne und Zahnschmerzen, welchen vorzüglich diejenigen Personen, die nahe an der Aar wohnen, ausgesetzt sind, und die man daher der scharfen Luft dieses Flusses, ich weiß nicht ob mit Recht, zuschreibt.

Da die Berner so nahe an den Quellen der Ströme wohnen, welche den Rhein am meisten vergrößern, so ist es zu verwundern, daß sie in Italien, Spanien, Frankreich, ja selbst in dem niedrigen Holland so gesund bleiben, wo die aus ihrem Vaterlande herabströmenden Gewässer sich mit dem Rhein in die See stürzen. Am liebsten sollen die Berner in Italien, und noch dazu in dem südlichern Italien dienen, und man sagt daher im Scherze, daß, wenn sie einmal die Alpen überstiegen haben, sie alsdann nicht rückwärts, sondern vorwärts eilen. Das Heimweh ist keine Krankheit des Städters, der fast

in

in allen übrigen Städten Europens, wo nicht dieselbige Luft, doch dieselbigen oder ähnliche Nahrungsmittel, Wohnungen, Vergnügungen und Beschäfftigungen wieder findet. Es überfällt eigentlich nur diejenigen, welche ihre Kindheit und Jugend auf den hohen Alpen als Hirten zubrachten, und mit ihrem Vaterlande auf einmal alles, die reine Bergluft, die einfachen Milchspeisen, und eine jede gewohnte Arbeit und Belustigung verlieren. Wenn man es aber von irgend einer Stadt sagen kann, daß ihre Söhne und Einwohner in der Ferne von einem kleinen Grade des Heimwehs, oder einer beschwerlichen Sehnsucht nach dem Vaterlande befallen werden, so kann man es, glaube ich, am ehesten von Bern behaupten; wenigstens werden unter den Schweizern die Berner, wenn sie in andern Ländern krank geworden sind, bey der Rückkehr in ihr Vaterland am leichtesten wieder hergestellt. In der ganzen Schweiz ist man nirgends gegen den Aufenthalt in Göttingen so sehr als in Bern eingenommen. Man erkennt den Fleiß und die Verdienste unserer Lehrer, und die Vortrefflichkeit unserer Anstalten; allein man hält die Nahrungsmittel für schlecht und unverdaulich, das Wasser für hart und ungesund, und die Luft für fieberhaft und besonders den Bernern gefährlich. Diese Vorurtheile sind zuerst aus einem Ausspruche des großen Herrn von Haller entstanden, der gewisse Unpäßlichkeiten, die ihn während seines Aufenthalts in Göttingen anfochten, der

unge-

ungesunden Luft zuschrieb; theils aber sind sie auch durch die auffallenden und wiederholten Todesfälle von Bernischen Studierenden in den letzten zehn Jahren veranlaßt worden. Ich bemerkte aber gegen diejenigen, die mir den einen oder die andern anführten, daß ich bey aller der Ehrfurcht, die ich gegen den Hallerischen Namen hegte, dennoch nicht umhin könne, zu glauben: der große Mann habe unserer Universität zu viel gethan. Wenigstens wisse kein Mensch in Göttingen von solchen periodischen Krankheiten, als er für epidemisch erklärt habe. Freylich würde es besser seyn, wenn die Stadtgräben, deren Ausdünstungen er sein Uebelbefinden zuschrieb, ganz ausgefüllt wären, welches vielleicht mit der Zeit geschehen könnte; allein man müsse doch auch nicht glauben, als wenn sie Pfützen von stillstehendem und faulendem Wasser seyen, indem entweder Quellen von dem nächsten Berge, oder auch Wasserabflüsse aus der Leine hineingeleitet, und dadurch immer eine gelinde Bewegung darin erhalten würde. Nur in den Sommermonathen, und besonders nach einer anhaltenden Dürre, seyen diese Gräben empfindlichen Nasen bisweilen beschwerlich. Daß sie aber die Luft nicht auf eine gefährliche Art vergifteten, könne man allein daher schließen, daß, wenn epidemische Krankheiten in der Nachbarschafft herrschten, sie entweder gar nicht nach Göttingen kämen, oder sich auch um vieles milderten. Ausserdem aber lasse es sich gar nicht absehen, warum die Luft in Göttingen unge-

sund seyn sollte. Die Stadt liege an dem Fuße eines Berges, in einem fruchtbaren, überall bebauten und offenen Thale, welches eine oder einige Stunden breit und mehrere Meilen lang sey, das zwar von vielen kleinen Bächen und der Leine durchströmt werde, aber nirgends sumpfigte Gegenden oder Moräste habe. Als die sichersten Beweise für die Gesundheit der Göttingischen Luft, könne man diese anführen, daß unsere Universität unter ihren Gelehrten, von denen doch bekannt sey, daß sie ihre Kräfte nicht schonten, einige muntere Greise zwischen achtzig und neunzig, und mehrere berühmte Schriftsteller zwischen sechszig und siebenzig Jahren aufweisen könne, denen diejenigen, die sie nicht kennten, gewiß nur ein Alter von vierzig und einigen Jahren zutrauen würden. Wenn also in den letztern Jahren mehrere Berner gestorben seyen; so liege die Schuld gewiß nicht an unserer Luft, sondern an dem Saamen von Krankheiten, den sie mit hergebracht, und der sich in ihrem Vaterlande wahrscheinlich eben so wohl, als in Göttingen entwickelt hätte. Ich berief mich hier auf die Zeugnisse einiger Freunde der Verstorbenen, und forderte zugleich einige ältere Zöglinge unserer Universität auf, welche alle versicherten, daß zu ihrer Zeit keiner von ihren Landsleuten gestorben, oder gefährlich krank gewesen wäre. Unser Wasser, fuhr ich weiter fort, sey zwar nicht so kalt und leicht, als das beste Wasser in der Schweiz; allein es enthalte doch auch gar keine der Gesund-

heit

heit schädliche Theile. Vielmehr habe man bemerkt, daß Steinschmerzen in Göttingen seltener, als anderswo wären, und es sey also falsch, wenn man sich eingebildet habe, daß unser Wasser dazu geneigt mache. Unsere Nahrungsmittel seyen zwar nicht so vollkommen, als in manchen andern Gegenden sowohl des südlichen, als des nördlichen Teutschlandes; wir könnten es aber doch von dieser Seite mit einem jeden Orte der teutschen Schweiz, wo wir bisher gewesen wären, aufnehmen. Wenn unser Kalbfleisch nicht so fett, und unsere Hämmel nicht so schmackhaft wären, als in gewissen Gegenden der Schweiz, so sey unser Rindfleisch wenigstens so gut, und meistens zarter und schmackhafter, als was wir in Zürch und Bern gefunden hätten. Alle Arten von Gemüsen und Obst, besonders die feinern, finde man um Göttingen wenigstens eben so gut, und in noch größerer Menge, als in Bern; und man könne mit Grunde hoffen, daß sie sich mit jedem Jahre veredeln und vermehren würden, da nicht nur reiche Pächter und Amtleute, sondern auch Prediger und Bauren in den umliegenden Gegenden sie mit Sorgfalt zu ziehen anfingen. Fische hätten wir zwar weniger, aber dagegen auch mehr Wildprett, als man in der Schweiz esse. Bey alle dem aber müsten junge Leute aus guten Häusern immer einen großen Unterschied merken, wenn sie auf einmal von ihrem elterlichen Tische an den Tisch Göttingischer Speisewirthe versetzt würden. Wenn man aber billig seyn

wolle, so müsse man die Speisen der Göttingischen Traiteurs nicht mit dem Essen im väterlichen Hause, sondern mit dem der Traiteurs auf andern Universitäten vergleichen; und wenn man dieses thue, so wisse ich es aus sorgfältigen Erkundigungen und vielen glaubwürdigen und übereinstimmenden Zeugnissen, daß Studierende in Göttingen zufrieden zu seyn Ursache hätten.

Nidau am 27sten Junius.

Wir trafen schon vorgestern vor Tisch in diesem niedlichen Städtchen ein, das fünf Stunden von Bern am Ende des Bielersees, und nahe am Jura liegt. Wir wurden nicht allein von unserm Freunde, Herrn Pfarrer Feer, und seiner würdigen Gattin erwartet, und gütig aufgenommen, sondern waren auch so glücklich, den Herrn D. M. vorzufinden, der unsertwegen schon einige Tage in Nidau geblieben war. Eins schmerzt uns, daß wir keine Briefe von Göttingen fanden, wie wir gewiß gehofft hatten. Wir trösteten uns aber in der Gesellschafft sowohl unserer Schweizerischen, als unsers teutschen Freundes, welcher letzterer Göttingen mehrere Wochen nach uns verlassen hatte, und uns also viel neues und interessantes erzählen konnte.

Noch nie habe ich mich so sehr nach Ruhe und Einsamkeit gesehnt, als gegen das Ende unsers Aufenthalts in Bern, und auch noch nie habe ich die Süßigkeit der tiefsten Muße und die Wonne, gar

nichts

nichts zu thun, in dem Grade empfunden, worin ich sie jetzo in Nidau zu empfinden anfange. Wir waren schon über zween Monate unterwegens, und hatten diese ganze Zeit entweder mit der Betrachtung schöner oder erhabener Gegenstände oder auch in Gesellschafft merkwürdiger Menschen zugebracht. Wir waren also beständig zerstreut oder angespannt gewesen; und unsere Sinne, Kräfte und Neugierde fingen nachgerade an stumpf zu werden. Ich hatte dieses zum Theil vorausgesehen, und welch ein Glück also war es, daß ich an einem so bequemen und angenehmen Orte, als Nidau ist, einen alten geprüften Freund fand, der so gütig war, mir während der Ruhepuncte, die ich in der Schweiz nöthig haben würde, sein Haus und seinen Tisch anzubieten. Ich werde gewiß nicht eher von hier aufbrechen, als bis mir die Muße, die ich noch so ganz und innig koste, beschwerlich wird, und die abgespannten Sinne und Kräfte ihre Schnellkraft wieder erhalten haben. Wenn man auf Reisen nicht von Zeit zu Zeit solche Pausen macht, so bringt die unaufhörliche Bewegung und Zerstreuung zuletzt eine Art von Schwindel oder Taumel hervor, und das, was man gesehen oder gehört hat, dreht sich im Kopfe in reißenden Wirbeln herum, in welchen alles aus seiner Stelle verrückt, und verstümmelt wird. Ich wenigstens würde die vielen interessanten Sachen, die ich in Bern beobachtet und erfahren habe nicht behalten, und weder für mich, noch für meine Freunde auf-

schreiben können, wenn ich jetzo, an statt auszuruhen, gleich in die Gletscher und in die kleinen Cantone, wohin ich zuerst zu gehen gedenke, hätte reisen wollen. Für die letzte Reise ist ohne das die Jahrszeit noch nicht weit genug vorgerückt, und ich werde also gewiß mehrere Wochen hier bleiben. Die hiesigen Gegenden will ich Ihnen umständlicher beschreiben, wenn ich erst einige Excursionen werde gemacht haben. Vors erste fahre ich mit meinen Anmerkungen über Bern fort.

Die umliegenden Gegenden von Bern sind bey weitem nicht so schön, so fruchtbar, und bebaut, als die von Zürch. Man mag sich aber der Stadt nähern, von welcher Seite man will, so trifft man schon in der Entfernung von einer halben oder ganzen Stunde bequeme Landhäuser an, auf welchen die reichen oder wohlhabenden Berner den Sommer zubringen. Unter den der Stadt nahe gelegenen Landhäusern, oder wie man hier immer sagt, Campagnen habe ich kein einziges vorzüglich weitläuftiges oder prächtiges gesehen, doch finden sich in einer Entfernung von 1 $\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden wenigstens sechs, die beynahe den Namen von Lustschlössern verdienen. Ich besinne mich nicht in der Nachbarschafft der Stadt von merkwürdig schönen Gärten gehört zu haben. Der Grund davon liegt weder im Mangel von Vermögen, noch im Mangel von Geschmack am Landleben, sondern darin, daß die reichsten Familien ihre Schlösser und Güter entweder in Païs de Vaud,

oder auch im Fürstenthum Neuenburg, oder endlich am Murtner- und Bielersee haben. Von den Ländereyen, die zu den Landsitzen in der Nachbarschafft der Stadt gehören, nimmt man meistens nur gerade so viel zum Garten, als nöthig ist, einige Blumen, und die für das Haus nöthigen Gemüse zu ziehen; alles übrige läßt man zu Wiesen liegen, weil man Ländereyen auf diese Art am vortheilhaftesten, und mit dem geringsten Aufwande und Gefahren nutzen zu können glaubt. Diese Wiesen sind zwar mit Fruchtbäumen besetzt, aber selten mit Gängen durchschnitten, die zwo Personen neben einander fassen könnten. Als ich mich wunderte, daß man um Bern herum so wenig auf das bloße Vergnügen sehe, antwortete man mir, daß dieses aus einer allgemeinen Sparsamkeit herrühre, die in der That einer reichen Aristokratie Ehre macht, und so lange sie dauert, eine der vornehmsten Säulen der Staatsverfassung seyn wird.

Daß Bern jährlich an Einwohnern zunehme, kann man aus den steigenden Preisen der Häuser und Ländereyen schließen, wiewohl die letztern seit einigen Jahren etwas gesunken seyn sollen, seitdem man Gelder mit großen Vortheilen in auswärtigen, besonders Französischen Fonds, hat belegen können. Andere leiten die steigenden Preise der Häuser nicht so wohl aus der zunehmenden Bevölkerung oder dem immer sich vergrössernden Zuflusse von Fremden, als vielmehr daher ab, daß in jedem Jahre mehrere kleinere

Häuser in ein grosses zusammengebaut werden, wodurch nothwendig die Miethe der Wohnungen steigt. Die Zahl der Häuser belief sich im Jahre 1780. auf 1068, unter welchen auch die öffentlichen oder obrigkeitlichen Gebäude mit begriffen, und meistens für zwey gerechnet sind. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf 12000 und darüber. In dieser ganzen Zahl sollen sich etwa 250 bürgerliche Familien und dreyßig von ewigen Einwohnern befinden, und das übrige soll aus sogenannten Insassen bestehen. Die ewigen Habitans haben mit den bürgerlichen Familien einerley Vorrechte, den Weinverkauf im Kleinen abgerechnet, sind aber von allen obrigkeitlichen Bedienungen und der Regierung ausgeschlossen. Die Insassen hingegen können gar keine Häuser eigenthümlich besitzen *), dürfen gar keinen Wein verkaufen, und müssen jährlich von $7\frac{1}{2}$ Batzen bis zu 3 Bernthalern Schutzgeld geben, zum Beweise, daß sie weder zu der einen noch der andern der beyden eben genannten Classen gehören. Ungeachtet die Insassen viel weniger Vorrechte haben, als die Bürger und ewigen Einwohner, so nehmen jene doch alle Jahre an Zahl zu, und diese hingegen ab: eine wichtige Erscheinung, deren Ursachen Sie in der Folge lesen sollen.

Der

*) Doch soll man in den letzten Jahren einige Ausnahmen gemacht, und mehrern Insassen Häuser zu kaufen erlaubt haben.

Der Vorwurf: daß die Einwohner von Bern stolz seyen: ist in und außer der Schweiz zu allgemein, als daß er niemals gegründet gewesen, oder auch jetzo ganz ungegründet seyn sollte. Ich war bey meiner Ankunft so sehr wider den Bernischen Stolz eingenommen, daß ich mir vornahm, mich demselben höchstens nur einige Tage auszusetzen. Allein alle Bekanntschafften, die ich sowohl unter verschiedenen würdigen Gelehrten, als in Familien von der Regierung gemacht habe, liessen mich von diesem verschrienen und gefürchteten Stolze keine Spur finden. Vielmehr können wir die Gefälligkeiten nicht genug rühmen, die man uns allenthalben, und besonders in allen Zweigen der angesehenen und verehrungswürdigen Hallerischen Familie erwiesen hat. Die verwittwete Frau von Haller und alle ihre Kinder denken noch immer mit so vieler Zärtlichkeit an Göttingen zurück, daß es ihnen nichts weniger, als gleichgültig zu seyn schien, in meiner Frau die Tochter eines ihrer besten ehemaligen Göttingischen Freunde zu sehen — — Doch ich muß hier abbrechen, wenn ich meinen Brief noch mit der Post fortschicken will. Leben Sie wohl, u. s. w.

Dritter Brief.

Nidau am 9ten Jul.

Liebster Freund,

Erst vorgestern habe ich einen Brief an Sie abgeschickt, und heute fange ich schon einen wieder an, weil das Schreiben jetzo eine von meinen wichtigsten Beschäfftigungen ist. Da ich wegen der Hitze nicht immer spazieren gehen kann, und meinem Freunde Feer seiner Amtsgeschäffte wegen nicht immer beschwerlich fallen mag; so wechsle ich in den Morgenstunden mit Lesen und Schreiben ab. Meine Lectüre besteht ganz allein in unterhaltenden Büchern, besonders in historischen, geographischen oder topographischen Werken über die Schweiz; denn wissenschafftliche Schriften, die anhaltende Aufmerksamkeit fordern, fliehe ich jetzo eben so sehr, als langes ernstliches Nachdenken. Wenn ich des Lesens überdrüßig werde; so setze ich mich hin, an Sie zu schreiben, oder ich denke auch, aber ohne mühsame Anstrengung, an das, was ich Ihnen schreiben will.

Daß ich Ihnen von Bern noch vieles zu sagen habe, werden Sie aus meinem letzten Briefe schon ersehen haben, und ich fahre also dreist fort, Ihnen meine Beobachtungen und Gedanken mitzutheilen,

bis

bis Sie mir schreiben, daß ich Ihnen und meinen übrigen Freunden lästig dadurch werde.

So wie aus dem allgemeinen Wohlstande und Reichthume der Bernischen Bauern die Milde und Weisheit der Regierung hervorleuchtet; so beweisen alle öffentliche Werke, Gebäude und Einrichtungen nicht nur den Reichthum des Staats, sondern auch das Bestreben und die Kunst, die ersparten Reichthümer zum Wohl und Vergnügen des Ganzen anzuwenden. Ungeachtet Bern nur eine kleine Stadt ist, so entdeckt man in ihr doch viel mehr öffentliche Pracht, als in manchen vielmal größern Städten. Um von den Promenaden anzufangen, so wird man, glaube ich, nur wenige Städte nennen können, die schönere und besser unterhaltene Spaziergänge hätten. Innerhalb der Stadt giebt es deren zwey vorzüglich schöne, und eine gleich vor dem Thore. Auf allen dreyen hat man die Aussicht auf die Schneeberge, die sich fast in jeder Stunde anders, am schönsten aber gegen Untergang der Sonne darstellen, um welche Zeit man am häufigsten spazieren zu gehen pflegt. Vor allen andern gefällt mir die sogenannte Platteform, oder der Spaziergang neben der Hauptkirche, der mit mehreren Reihen hoher ehrwürdiger Castanienbäume besetzt ist, unter denen man zu allen Zeiten des Tages gegen die Strahlen der Sonne Schutz findet. Hier hört man unaufhörlich das Brausen der Aar, die in einer Tiefe von drey oder noch mehr hundert Schuhen wegfließt, und wovon ein Theil mit einem gewaltigen Geräusch

über

über einen Damm wegstürzt, welchen die ehemalige Bubenbergische Familie aufgeführt hat, um den Fluß in ein engeres Bett zu zwingen, und ihm dadurch eine größere Kraft und Geschwindigkeit zur Treibung von Mühlen zu geben. Man erstaunt, wenn man in die gräßliche Tiefe hinabsieht, und sich denn dabey besinnt, daß die erhabene Fläche, auf welcher man steht und umhergeht, von Menschenhänden ist zusammen getragen, gestützt und befestiget worden. An den beyden Enden, welche gegen die Aar gekehrt sind, stehen zween schöne aus Steinen erbaute Pavillons, die den Spaziergängern bey einem plötzlichen Regen einen sichern Zufluchtsort darbieten. In der Mauer, womit diese Promenade eingefaßt ist, findet sich ein Stein, in welchen die berühmte Geschichte eines gewissen Weinzäpflis eingegraben ist, der mit einem flüchtigen Pferde von der Platteforme heruntergestürzt seyn soll, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Als ich diese Inschrift zum erstenmal las, und dann gleich in die fürchterliche Tiefe unter mir hinabblickte, rief ich gleich aus, daß ich das Factum für ganz unglaublich halten würde, wenn es nicht durch eine so feierliche und öffentliche Urkunde bestätigt würde. Mir fiel es aber doch nicht ein, daß die Obrigkeit eben so wohl, als in andern Fällen einzelne Menschen, oder auch das ganze Publicum hintergangen werden könnte. Ich wiederholte die innere Unwahrscheinlichkeit der Geschichte in mehreren Gesellschafften, und traff endlich einen

eben so gelehrten, als scharfsinnigen Mann, der mir aufrichtig gestand, daß des Weinzäpflis abentheuerlicher Fall allem Vermuthen nach eine Erdichtung sey. Er selbst habe von mehrern glaubwürdigen Männern, die es von Zeitgenossen des Helden der Geschichte erfahren, gehört, daß Weinzäpfli einstens mit andern muthwilligen jungen Menschen einigen Bauren die Pferde, womit sie zur Stadt gekommen wären, heimlich entführt, und damit in den Strassen von Bern herumgejagt hätten. Weinzäpfli habe sich sogar auf den Kirchhof gewagt, wo sich das wild gewordene Pferd in den Abgrund gestürzt, nachdem es vorher den Reuter abgeworfen hätte, oder dieser auch freywillig heruntergesprungen sey. Um der Strafe seines Muthwillens zu entgehen, und mehr Staunen und Dank über seine wundervolle Erhaltung, als Unwillen gegen sich und seine Freunde zu erregen, habe er sich mit seinen Mitschülern verabredet, bey der Aussage zu beharren, daß auch er mit dem Pferde hinuntergefallen, aber durch eine besondere Fügung der Vorsehung erhalten worden sey. Diese erdichtete Erzählung fand einen fast allgemeinen Glauben, selbst bey der Obrigkeit, von welcher er abgehört wurde, und es läßt sich also leicht erklären, warum er in der Folge nicht widerrufen konnte. Mir kommt es viel wahrscheinlicher vor, daß die Sache so geschehen sey, als ich sie ietzo aus dem Munde eines gelehrten und zuverläßigen Mannes aufgeschrieben habe, als daß Weinzäpfli den

Sprung gemacht habe, der auf dem öffentlich errichteten Denkmale erzählt wird. Doch möchte ich die gleichzeitigen Urkunden sehen, von welchen mir einer der scharfsinnigsten Alterthumsforscher in Bern sagte, daß sie den Fall des Abentheurers außer Zweifel setzen.

Nach der Platteform ist die Engi, oder die Promenade außer der Stadt die schönste. Die letztere hat darin einen Vorzug vor der erstern, daß man einer weitläuftigern Aussicht genießt, und nicht bloß gehen, sondern auch fahren kann; allein ihre Hecken und Lauben oder Cabinetter schützen lange nicht so sehr gegen die Sonne, als die dichten Alleen auf der Platteforme. Die Engi stößt an einen Wald, in welchen Gänge hineingehauen sind, wo man auf einmal allem Städtischen Getümmel entrückt ist. Nach dem Kirchhof und der Engi findet man die Promenade auf dem Wall nicht mehr vorzüglich schön, ungeachtet man sie in einer jeden andern Stadt bewundern würde.

Unter allen Denkmälern öffentlicher Pracht, an welchen Bern so reich ist, hat keins mich so sehr interessirt und gerührt, und keins mir die väterliche Sorge der Regierung für die öffentliche Wohlfarth so stark bewiesen, als das große Kornmagazin, von welchem ich überzeugt bin, daß auch Sie und ein jeder anderer Menschenfreund es lieber, als die seltenste Sammlung von Gemählden gesehen hätte. Dies herrliche Gebäude ist aus großen Quadersteinen

erbaut,

erbaut, und hat vier Böden über einander, die hundert vier und achtzig Fuß lang und vier und sechszig breit sind. Ein jeder dieser Böden hat nach drey Seiten hin geräumige Luft- oder Zuglöcher, vor welchem Vorhänge von grober Leinwand herabhängen, die durch den sanftesten Wind bewegt werden. Die beständige Zugluft, die durch diese Oeffnungen unterhalten wird, und die Lage des Gebäudes gegen Norden, machen, daß die Frucht sich hier länger, als in allen andern Magazinen hält. Ungeachtet man den Truppen vor Genf schon einen beträchtlichen Vorrath von Getraide nachgeschickt hatte; so fanden sich doch noch auf den verschiedenen Böden nur allein 7000 Mütt Waizen und Dinkel, diejenigen nicht einmal mitgerechnet, die in Säcken standen, oder aufgethürmt lagen. Ein jeder Mütt hält zwölf Mäß, und ein jedes Mäß ist nach dem abwechselnden innern Gehalt der Frucht wieder achtzehn bis ein und zwanzig Pfund schwer. Unter diesem Vorrath waren fünf und zwanzig hundert Mütt Sicilianischer Waizen und 1500 Mütt gedörrte Frucht, die man auf einer großen Dörrmaschine, welche ich hier zum erstenmal sahe, selbst hatte trocknen lassen. Den Sicilianischen Waizen ließ der Rath mit unsäglichen Kosten zur Zeit der letzten großen Theurung kommen. Er ist viel grobkörnichter und schwerer, als alle andere Arten, die ich gesehen habe, und man hat von ihm als etwas eigenthümliches angemerkt, daß er besonders Anfangs beträchtlich aufgelaufen ist,

oder an Volumen zugenommen hat, an statt daß andere Frucht in sich verschwindet. Als man ihn zuerst nachmaß, fand man achtzig Mütt mehr, als man bezahlt hatte, und zu besitzen glaubte.

Dies Magazin ist zwar das größte, aber nicht das einzige im Berner Gebiet; denn es sind noch sieben, einige sagen gar, zwanzig andere an bequemen Orten angelegt. Ueberdem sind alle Landvögte verbunden, für die Rechnung des Staats eine gewisse Quantität von Getraide stets bereit zu halten. Hierauf wird so strenge gehalten, daß man schon verschiedene Landvögte absetzte, und aller bürgerlichen Ehre und Würden verlustig erklärte, weil sie einen Theil der Frucht, die dem Staat gehörte, verkauft hatten, um sie bey wohlfeilern Preisen wieder zu erstatten. Von Zeit zu Zeit werden Bevollmächtigte herum geschickt, welche die Kornhäuser und die Vorräthe der Landvögte untersuchen müssen.

So große Kosten diese Kornhäuser auch verursachen, so sind sie doch in einem Lande unumgänglich nothwendig, das nicht so viel Getreide baut, als es braucht, und mit Ländern umgeben ist, die entweder in demselbigen Fall sind, oder auch bey dem geringsten Anschein von Hungersnoth und Theurung alle Ausfuhr verbieten. Man hebt aber nicht bloß durch die angelegten Kornmagazine alle Gefahren von Theurung und Hungersnoth auf, sondern man gewinnt dadurch auch noch den unschätzbaren Vortheil, daß man die Preise des Getreides gleichsam in

der

der Hand hat, und sowohl die verderblichen Anschläge von Wucherern zernichtet, als die gleichfalls schädliche Wohlfeilheit der Frucht zurückhält. Wenn das Mäß auf dem wöchentlichen Markte über zwanzig Batzen steigt, so läßt der Stand aus seinen Magazinen dieselbige Quantität zu achtzehn Batzen verkaufen. Sinkt aber das Mäß unter fünfzehn Batzen herab, so fängt der Staat an, einzukaufen, und hindert dadurch das fernere Sinken der Kornpreise, wodurch der Bauer oft eben so sehr, als durch Mißwachs zu Grunde gerichtet wird.

In eben den Absichten, in welchen der Stand Bern acht große Kornhäuser erbaut hat, in eben den Absichten hat er auch zwey große Weinläger angelegt, von welchen eins teutsche Weine, vornemlich solche, die um den Bielersee herum wachsen, das zweite aber welsche Weine, das heißt, solche Weine enthalten, die in der Französischen Schweiz wachsen, und von welchen die eine Art, die man zwischen Lausanne und Nyon baut, La Cote, und diejenige, die zwischen Lausanne und Vevay gezogen wird, Ryfwein, oder vin de la Vaud genannt wird. Das größte oder doch eins der größten Weinläger findet sich unter dem großen Kornhause in Bern, und enthält welsche Weine von verschiedenen Jahrgängen. Dies Weinlager ist eben so lang und breit, als die Kornböden, und giebt, glaube ich, dem großen Weinlager auf der Insel Meinau im Bodensee nichts nach. Es liegen vier Reihen mächtiger Fäs-

ser hinter einander, zwischen welchen man bequem durchgehen kann. Das große Faß, das erst im Jahre 1781. aufgefüllt worden war, enthielt zweyhundert und sechs und zwanzig Säume, jeden Saum zu hundert Maaß oder zweyhundert unserer Quartiere gerechnet. Nie habe ich einen Keller so hoch gewölbt, oder den Fußboden eines Kellers so reinlich gesehen, als hier. In dem Fußboden sind an verschiedenen Orten vier geräumige Behälter ausgemauret, um darin den Wein aufzufangen, wenn etwa ein Faß springen oder sonst verunglücken sollte.

Nach dem großen Kornhause und dessen Einrichtung habe ich nichts mehr bewundert, als die Insel: ein Gebäude, das einem königlichen Pallaste ähnlicher als einem Hospital sieht. In diesem Hospital waren jetzo, wenn ich nicht irre, achtzig Kranke, von welchen ein jeder ein reinliches mit grünen Umhängen versehenes Bett hatte. Sechs bis sieben lagen in einem jeden der großen Säle, die alle so reinlich waren, daß man sie als Besuchzimmer hätte brauchen können. Diese Kranken sind gegen Feuersgefahr vollkommen sicher. Die Insel ist nicht nur aus Quadersteinen gebaut, sondern auch in allen Stockwerken gewölbt. Venerische oder mit andern ansteckenden und unheilbaren Krankheiten behaftete Personen werden hier nicht aufgenommen, sondern in ein Hospital geschickt, das außer der Stadt liegt.

Un-

Unmittelbar aus der Insel gingen wir in das so genennte Hotel de Musique, das von einer Gesellschafft reicher Privatpersonen erbaut worden ist, und zu einem Schauspielhause bestimmt war. Der Stand hat sich aber der Einführung eines beständigen Theaters bisher nicht allein widersetzt, sondern auch zugleich auf ewige Zeiten verboten, daß das sogenannte Hotel de Musique zu einem Schauspielhause gebraucht werden soll. Jetzo werden daher Bälle und Concerte darin gegeben, doch findet man auch schön möblirte Zimmer, in welchen kleine oder grössere Gesellschafften zusammenkommen und speisen können. Der große Saal und die darüber angelegten Logen müssen eine herrliche Wirkung machen, wenn sie schön erleuchtet sind. Die Treppen und Gallerien schienen mir in diesem sonst niedlichen Gebäude zu enge und dunkel, und es freute mich, daß die Wohnungen der Schwachen und Elenden in Bern ohne alle Vergleichung prächtiger, als der Sitz des Vergnügens und der Glücklichen sind.

Das schönste, oder wenn man diesen Ruhm der Kirche zum heiligen Geist zuerkennen will, gewiß das weitläuftigste öffentliche Gebäude in Bern, das auch am allermeisten in die Augen fällt, ist das sogenannte Spital. Nur wenige Fürsten in Europa wohnen so schön, als die armen, alten und unvermögenden Personen, aus bürgerlichen Familien, deren funfzig, von einem jeden Geschlechte fünf und zwanzig, in diesem Spital frey unterhalten werden.

Außer diesen nimmt man noch eine unbestimmte Zahl von Kostgängern auf, die aber entweder selbst, oder für die auch ihre Zünfte Kostgeld bezahlen müssen. Ein jeder Bewohner des Spitals hat sein eigenes Bett mit grünen Umhängen, deren vier bis sechs in großen und schönen Sälen stehen. Das Zimmer, in welchen die Curatoren zusammen wohnen, ist kostbarer möblirt, getäfelt und vergoldet, als ich manche fürstliche Audienzsäle gefunden habe. In diesem Zimmer waren auf einer Tafel die Namen der Wohlthäter verzeichnet, welche dem Spital seit dem Jahre 1719. beträchtliche Vermächtnisse hinterlassen hatten. Unter diesen Legatis war eins von 20000, ein anders von zehntausend, und mehrere von fünftausend Gulden. Der nützlichste Gebrauch, den man von den unermeßlichen Fonds des Spitals macht, ist gewiß dieser, daß man eine Schule unterhält, in welcher beständig 15 bis 20 Hebammen unterrichtet werden. Sehr schädlich hingegen scheint mir die Barmherzigkeit, oder vielmehr die Verschwendung zu seyn, womit man alle herumstreichende Bettler ohne Unterschied aufnimmt, mit Brod und Suppe speist, die Nacht über beherbergt, und am folgenden Morgen mit einem oder einigen Batzen Zehrgeld weiter schickt. Im Sommer geschieht es häufig, daß an jedem Tage fünfzig, hundert, ja wohl gar hundert fünfzig solcher gefütterter und beschenkter Landstreicher im Frieden entlassen werden. Als ich dieses hörte, pries ich die Schweizer glücklich,

lich, daß man in ihrem Lande, wohin sich wegen der ungemessenen öffentlichen und privat Freygebigkeit liederliche Bettler aus allen benachbarten Gegenden hinziehen, nicht noch mehr von Diebstählen und Räubereyen höre. Die Sicherheit gegen heimlichen oder gewaltsamen Raub ist in manchen Gegenden auf dem Lande so groß, daß man nicht einmal daran denkt, Zimmer, die man nicht bewohnt, oder die man auf eine kurze Zeit verläßt, zu verschließen, wie es anderswo gewöhnlich ist. Ungeachtet aber die übertriebene Güte gegen fremde Bettler hier nicht alle die schlimmen Folgen hat, welche fast unzertrennlich davon zu seyn scheinen; so ist doch gar kein Zweifel, daß die großen Summen, womit man jährlich die Liederlichkeit und Faulheit unbekannter Vagabonden nährt, viel nützlicher zur Errichtung eines Werkhauses verwendet werden könnten, in welches alle Bettler gebracht, und eine Zeitlang zum Arbeiten angehalten werden müsten.

Hinter dem Spital liegt das Zuchthaus, in welches nicht nur Verbrecher, sondern auch einzelne Blödsinnige und Verrückte eingesperrt werden. Die Säle und Gänge waren zwar nicht so sauber, als im Spital, aber doch viel mehr, als sie in ähnlichen Anstalten gewöhnlich sind. Besonders war die Arbeitsstube der Weiber so reinlich, daß ich mich gar nicht würde gescheut haben, während meines Aufenthalts in Bern darin zu wohnen. Ich weiß nicht ob es zweckmäßig ist, so schöne Zuchthäuser zu bauen,

als das Bernische ist, aber davon bin ich überzeugt, daß man die Gefangenen strenger halten müsse, als hier geschiehet, wenn die Absicht ihres Gefängnisses erreicht werden soll. Die Bewohner des Bernischen Zuchthauses befinden sich so wohl, daß mehrere, die man um gewisser Vergehungen willen aus dem Spital hineingesetzt hatte, nicht wieder heraus wollten, weil sie darin weniger Klatschereyen und Zänkereyen, als im Spital, ausgesetzt wären.

Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden ist keins, wenn ich etwa noch die Hauptwachen ausnehme, das sich durch vorzügliche Schönheit auszeichnete. Die Bibliothek ist reich an kostbaren Werken, vorzüglich an Handschriften, von denen ich Ihnen aber nichts sage, weil der ehemalige gelehrte Bibliothekar Sinner sie alle umständlich in seinem Katalogus beschrieben hat. Daß das Zeughaus mit groben und kleinem Geschütz und allen andern Arten von Kriegsbedürfnissen reichlich versehen ist, werden Sie schon in vielen Reisebeschreibern gelesen haben, und läßt sich aus dem Reichthum und der Vorsicht des Staats vermuthen. Am aufmerksamsten betrachtete ich unter den Burgundischen Siegszeichen die Waffen der Leibgarde des Herzogs von Burgund und besonders die Leibpistolen Carls des Kühnen, die ausnehmend schön mit Silber und Elfenbein ausgelegt sind. Eben so merkwürdig schienen mir die Rüstungen der Bernischen Helden, welche glänzende Siege erfochten, oder große Eroberungen gemacht haben. Unter allen

diesen

diesen Rüstungen kündigte nur die einzige, die dem Stifter von Bern, dem Herzoge von Zähringen gehört hatte, eine außerordentliche Figur, die übrigen alle aber kleinere Männer an, als der Canton Bern jetzo gewöhnlich hervorbringt. Man hat schon lange daran gedacht, ein neues prächtigeres Zeughaus zu erbauen; allein man hat bisher keinen Platz zu finden gewußt, wo man unterdessen den ganzen Kriegsvorrath hätte lassen können. Eine ähnliche Ursache hat die Erbauung eines neuen Rathhauses zurückgehalten, indem das jetzige nicht abgebrochen werden kann, ohne die unsichtbaren Heiligthümer des Staats, nämlich den Schatz zu bewegen, und anderswo hinzubringen. Zu einem neuen Waisenhause ist, wie ich höre, schon der Plan und Anschlag gemacht worden. Das jetzige ist ohngefähr vor dreyßig Jahren gestiftet worden, und soll doch schon einen Fond von mehrern hundert tausend Gulden haben. Aus diesem Facto allein können Sie den mächtigen Hang der Berner zu frommen Vermächtnissen sehen, welcher Hang durch ein ausdrückliches Gesetz unterhalten und befördert wird. Ein jeder Notarius (ein Factum, das einige läugnen wollen) ist bey seinem Eide verbunden, Sterbende oder Testirende zu erinnern, ob sie nicht an irgend ein pium corpus etwas zu vermachen gedächten. Ehemals fielen diese Vermächtnisse vorzüglich dem Spital und den Zünften, seit einer gewissen Zeit aber am meisten dem Waisenhause zu. Im letztern

werden die Kinder armer Bürger auf eine Art erzogen, wie die wenigsten es in ihrem elterlichen Hause erwarten könnten, und nicht bloß in den nöthigen und nützlichen, sondern auch in manchen schönen aber entbehrlichen Kenntnißen unterrichtet. Aus diesem sorgfältigen Unterricht entsteht die nachtheilige Folge, daß die Waisenkinder sich über ihren Stand erheben, und lauter Künstler, oder Gelehrte, oder Schreiber in den Collegiis und auf dem Lande, nicht aber Handwerker, werden wollen.

Während meines Aufenthalts in Bern hatte ich keine Zeit, Cabineter zu besehen, nach welchen ich überhaupt zuletzt frage. Doch habe ich mit so vielem Vergnügen, als ein Profaner empfinden kann, die Münzsammlung des Herrn Gerichtschreibers von Haller, und die Vögelsammlung des Herrn Pfarrers Sprüngli betrachtet. Jene ist die reichste Sammlung von eidgenossischen Münzen, diese von einheimischen Vögeln in der ganzen Schweiz. Herr Sprüngli sagte mir, daß ihm, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht trügt, noch zwölf Gattungen von Vögeln fehlen. Bey dem Herrn Obristen von Braun, einem würdigen Officier, der acht Jahre in Bengalen unter Lord Clive gedient hat, sahe ich mehrere Indische Seltenheiten, unter andern Gemälde, sowohl Portraite, als Phantasien von Indischen Meistern, in welchen viel mehr Zeichnung und

Aus-

Ausdruck war, als in allen Sinesischen, die mir jemals vorgekommen sind.

Am 2ten Jul.

Erst gestern haben wir Ihren und unserer übrigen Freunde letzte Briefe erhalten. Sie waren uns um desto erfreulicher, da wir sie so lange und sehnlich erwartet hatten, und schon zu fürchten anfingen, daß ihnen auf der langen Reise irgend ein Unfall möchte zugestoßen seyn. Die Ursache ihrer spätern Ankunft war wahrscheinlich diese, daß Sie dieselben nicht auf die Casselsche, sondern auf die kaiserliche Post gegeben hatten, weßwegen sie die Reise queer durch Teutschland machen musten, ehe sie in die Schweiz und zu uns kamen. Lassen Sie also inskünftige Ihre Briefe den nächsten Weg am Rhein hinauf nehmen, auf welchem ich sie viel früher erhalten werde.

Jetzo bin ich mit Nidau schon so bekannt, daß ich Ihnen eine Beschreibung sowohl von der Stadt, als der umliegenden Gegend geben kann. Beyde haben dem großen Naturmahler Aberli so sehr gefallen, daß er sie auf einer seiner artigsten Blätter vorgestellt hat, mit welchem Blatt in der Hand ich diesen Brief zu lesen bitte. Die Stadt selbst besteht nur (einige Häuser an beyden Seiten der Kirche gegen den See hin abgerechnet) aus einer einzigen wohlgepflasterten Straße, die so breit ist, als wir keine in Göttingen haben. Die Häuser haben fast

alle das Ansehen der Neuheit, auch ohngefähr dieselbige Höhe und Bauart, sie sind von drey Stockwerkern und mit einer Seite ihrer überhängenden Dächer nach der Straße zugekehrt. Der vortheilhaften Lage ungeachtet hat die Stadt weder Gewerbe, noch Fabriken, noch Handel, etwas Speditions- und Commißionshandel ausgenommen. Der größere Theil der Einwohner ist wohlhabend, und besitzt so viele Weinberge oder Wiesen, oder Aecker, oder Capitalien, daß sie von ihren Einkünften gemächlich und ohne anstrengende Arbeit leben können. Die Aermern beschäfftigen sich lieber mit dem Fischfange, oder der Fortbringung der Schiffe, die aus der Aar in den Bieler und Neuenburger See oder aus diesen in jene fahren, als mit anhaltenden und ununterbrochenen Arbeiten. Auch brauchen sie außer ihrem Bürgerrecht nur noch wenig um gegen die äußerste Noth geschützt zu seyn. Das Bürgerrecht in Nidau ist zwar bey weitem so einträglich nicht, als in andern Municipal-Städten; es bringt aber doch jährlich an Holz und andern Naturalien für drey neue Louisd'or werth ein, und wird deßwegen auch von Fremdlingen, die es kaufen, mit tausend Gulden bezahlt. Wegen der Wohlhabenheit eines großen Theils der Einwohner giebt es hier auch mehr gute Gesellschafft, als man sonst in einem so kleinen Landstädtchen erwarten sollte. So wohl hier als in andern Städten der Schweiz ist es gebräuchlich, daß, wenn ein Fremder bey einem angesehenen Mann einkehrt, alle diejenigen,

jenigen, die mit dem Fremdlinge von demselbigen oder von einem etwas geringern Range sind, ihm die ersten Besuche machen. Diese einen Teutschen fast beschämende Ehre ist also auch uns wiederfahre 1. — Das Schloß, auf welchem der jedesmalige Landvogt wohnt, liegt, wie Sie aus Aberli's Zeichnung sehen werden, nicht in, sondern gleich außer der Stadt. Es war der ehemalige Wohnsitz der Grafen von Nidau, und eben so fest, als hohe Bergschlösser, weil es von allen Seiten mit den verschiedenen Ausflüssen des Bieler Sees umgeben ist. Der jetzige Landvogt ist Junker Tscharner, (so titulirt man die Bernischen Landvögte aus diesem und einigen andern adelichen Geschlechtern) ein Bruder des verstorbenen Landvogts von Aubonne, der außer andern Schriften die besten Aufsätze in dem Dictionnaire helvetique gemacht hat. Auch der hiesige Landvogt ist nicht nur ein aufgeklärter, sondern zugleich ein so rechtschaffner, gerechter und gelinder Richter, daß alle, denen er vorgesetzt war, seinen bevorstehenden Abzug bedauren.

Als ich zuerst von Bern nach Nidau kam, glaubte ich nicht, daß die Stadt so gesund wäre, als ich aus dem Munde selbst von einsichtsvollen Aerzten gehört hatte. Nidau liegt am Ufer und gegen das Ende des Bieler Sees, und ist fast rund herum entweder mit dem hohen Jura Gebürge, oder auch mit niedrigern aber nähern Hügeln eingeschlossen. Auch lassen sumpfigte Weiden, und stehende Wasser, die

man

man an mehrern Seiten entdeckt, anfangs fürchten, daß sie durch ihre Ausdünstungen die Luft verderben könnten. Beyde rühren von den Ueberschwemmungen des Sees und der Zihl her, die im Frühling, wenn der Schnee auf dem am Neuenburger und Bieler See sich herum ziehenden Jura zu schmelzen anfängt, acht, zehn, zwölf und noch mehrere Fuß anwachsen, und alsdann die niedrigen Gegenden überschwemmen. Dieser der Gesundheit nachtheilig scheinenden Umstände ungeachtet lehrt die Erfahrung, daß die Luft hier gesunder, als an manchen höhern Orten, und hektischen und schwachbrüstigen Personen vor allen andern zuträglich sey: daß es hier weniger Krankheiten und besonders Fieber als anderswo, und hingegen mehr alte Leute gebe, indem ein glaubwürdiger Mann mich versichert hat, daß er selbst einmal in einem kleinen Hause am See drey Personen, die alle über achtzig Jahre alt gewesen seyen, angetroffen habe. Die Hauptursache der Gesundheit der Luft ist die sogenannte Bise, oder der Bergwind, der sich alle Abend nach Untergang der Sonne vom Jura erhebt, und so durchdringend ist, daß man es auch nach dem heißesten Tage Abends ohne Bewegung in der freyen Luft nicht aushalten kann, und daß im Garten des Schlosses, der dem Berge am nächsten liegt, oft die Kirschen nicht reif werden. Dieser Abendwind ist aber nicht der einzige Reiniger der Luft. Der Bieler See, und seine vier Arme oder Ausflüsse, die sich alle sammt der trüben Schüß

in

in der reißenden Zihl oder Sihl vereinigen, säubern die Atmosphäre gleichfalls von schädlichen Dünsten, und erhalten sie in einer beständigen Bewegung. Ich glaube zwar nicht, daß die Dünste aus den stehenden Wassern und sumpfigten Gegenden um Nidau herum von einer besondern Art sind; allein es hat mir doch merkwürdig geschienen, daß ich sie nie so faulend oder nur übelriechend gefunden habe, als sie anderswo zu seyn, oder bald zu werden pflegen.

So wie die Herren von Bern nie etwas versäumen, was zur Vervollkommnung des Landes und zur Erhaltung ihrer Bürger und Unterthanen dienen kann, so haben sie auch schon seit mehrern Jahren angefangen, den Ueberschwemmungen des Sees und der Zihl entgegen zu arbeiten, und die Ursache derselben, so viel es in menschlicher Macht ist, zu heben. Sie lassen mit großen Kosten das Bett aller Ausflüsse des Sees, und vorzüglich der Zihl von dem beweglichen Grand und Steinen reinigen, um es einige Schuh tiefer zu machen, damit es mehr Wasser, als vorher, fassen, und den Ueberfluß des anwachsenden Sees besser aufnehmen könne. Die Art, wie man den Grund der Zihl säubert, ist eben so sicher, als einfach. Man wirft einen großen eisernen Rechen, dessen Zacken einige Schuh lang sind, und dicht beysammen stehen, in das Bett des Flusses, und läßt alsdann den Rechen sammt dem Schiff nach dem Ufer zu winden. Das Schiff begleitet die Maschine, damit es dieselbe, wenn sie irgend-

wo hängen bleibt, sogleich wieder los machen könne. Wenn der Rechen ans Land kommt, so bringt er allemal eine beträchtliche Ladung von harten Steinen und groben Grand mit, von welchem ich oft gewünscht habe, daß wir ihn in unserm Lande hätten, um unsern Chaußeen damit eine feste Decke geben zu können.

Das Pfarrhaus, worin wir wohnen, liegt gerade mitten in der Stadt, dem neuen Brunnen gegenüber, und ein wenig seitwärts von der Kirche, so daß zwischen der letztern, und den ihr parallel gebauten Häusern eine freye Aussicht auf den Jura und den See übrig bleibt; letztern kann ich wenigstens aus unserm Zimmer sehen, das im dritten Stock liegt. Wenn der See von der Sonne erleuchtet, und seine Oberfläche vom Winde ein wenig gekräuselt wird, so läßt sich der zitternde Glanz der zurückfallenden Sonnenstrahlen kaum an unserm Fenster aushalten. Schon einigemal habe ich ihn von heftigen Windstößen fürchterlich empört, und große aber doch offene Kähne mit seinen erzürnten Wellen kämpfen gesehen. Viel seltenere und mannigfaltigere Scenen, als der See, bietet uns der Jura dar. Dies prächtige und vielleicht das fruchtbarste Gebürge gleicher Größe auf der ganzen Erde, den Libanon ausgenommen, ist uns nicht so nahe, daß es uns beängstigen könnte; (denn Nidau ist durch die Breite des Sees von demselben getrennt) allein es ist auch nicht so weit entfernt, daß wir nicht alle seine Theile,

und

und die an ihm vorgehenden sichtbaren Veränderungen recht gut beobachten könnten. Auch bey dem heitersten Wetter sieht der Jura in einer mäßigen Entfernung blau, und in einer etwas größern schwarz aus, welche Farben durch unendliche Schattirungen bald erhellet, und bald wieder verdunkelt werden. Die interessantesten Phänomene zeigt er bey schlechtem Wetter, oder vielmehr, wenn es schlechtes Wetter werden will; denn aufmerksamen Beobachtern verkündigt er nahe bevorstehende Gewitter, oder Regen fast untrüglich vorher. Bisweilen lagert sich an der Mitte des Berges eine umgestürzt scheinende Wolkensäule her, die bald unbeweglich da liegt, bald aber auf eine furchtbar langsame Art sich fortbewegt. Noch häufiger rauchen die Spitzen, wie die Kratere von Vulcanen, oder der ganze Berg ist in dichte Wolken gehüllt, bis auf kleine Fleckgen von Wäldern, die in der Luft zu hängen, oder wie unversehrte Reiser in einem brennenden Scheiterhaufen scheinen. Zu einer andern Zeit ist es, als wenn man Wolken entstehen, oder in ihrer Geburt sähe. Es erheben sich nämlich an unzähligen Stellen aus den Spitzen der Wälder leichte Nebelwölkgen, die kaum diesen Namen verdienen, empor, und vereinigen sich bald nachher in dichtere Wolken, die man aufsteigen und fortziehen sieht. An andern Stellen stehen dicke Wolken in den Wäldern oder an dem Berge gleichsam mit den Füßen eingewurzelt, und strecken ihre grauen Häupter kühn in die höhere Luft empor.

Eben

Eben diese Erscheinungen kann ich auch im Garten betrachten, der mir noch überdem eine Menge von reizenden Gegenständen und Aussichten darbietet. Er geht, wie alle seine Nachbaren, bis an die Zihl, oder ist gleich diesen mit einer acht bis zehn Schuh hohen Mauer gestützt, die aus dem Bette des Flusses aufgeführt ist. An der linken Seite des Gartenhauses, welches an und selbst auf der Mauer stehet, liegt gleichsam als die Zinne der Mauer ein großer ebener viereckigter Stein, auf welchem zwo nicht zu breite Personen bequem sitzen können. Auf diesen Stein ziehe ich mich alle Mittage nach Tisch, wenn das Wetter nicht zu schlecht ist, zurück, weil ich nirgends einen schönern und zugleich kühlern Platz finden könnte, indem ich durch das Dach des Gartenhauses gegen die Sonne geschützt bin. Hier ruhe ich täglich eine oder mehrere Stunden, und freue mich meines Daseyns in der Betrachtung der herrlichen Natur, die ich vor mir sehe, und in der ich tägliche neue Schönheiten oder doch Merkwürdigkeiten entdecke, wodurch die ganze Landschafft meiner Einbildungskraft tiefer eingeprägt wird. Bisweilen lehne ich mich an die nahe Wand, und überlasse mich einem leichten Schlummer, doch thue ich dies niemals, als wenn ein guter Genius mir zur Seite sitzt, der mich vor einem Fall in den tiefen Fluß bewahren kann. Das Plätzgen ist so schön, daß ich es mir gleichsam zugeeignet habe, und daß eine kleine Beschreibung der Gegenstände, die mich

umgeben, und so oft entzücken, Ihnen nicht unangenehm seyn wird, da sie wenigstens dazu dienen kann, daß Sie sich meine beneidenswerthe Lage desto vollständiger vorstellen können. Vor mir und selbst unter meinen Füßen fließt die aus dem Bielersee ausströmende Zihl mit einer solchen Geschwindigkeit fort, als man in Gegenden, wo keine hohe Berge nahe sind, nicht einmal in Bächen bemerkt. Ungeachtet die Zihl schon mehr als einen Fuß gefallen ist, (und diesen Fall des Flusses und des Sees kann man den ganzen Sommer über genau angeben, weil die Mauern, womit beyde eingefaßt sind, von der Höhe an, bis wohin das Wasser stieg, viel weißer sind, als die unberührten Theile) so ist sie doch noch so hoch, daß ich von dem großen Steine ihr Wasser mit der Spitze des Fußes erreichen kann. Bey ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit ist ihr Wasser so klar und durchsichtig, daß ich ziemlich weit in den Fluß hinein alle Steine auf dem Grunde zählen und die Bewegungen der Fische deutlich wahrnehmen kann. Diese versammlen sich bisweilen bey hunderten unter meinen Füßen, entweder um den Salat oder das Unkraut zu haschen, was man aus den Gärten in den Strom wirft, oder weil an den Ufern der Strom weniger reißend ist, und sie sich mehr nach ihrem Willkühr bewegen können. Sie sind so wenig scheu, daß dieselbigen Fische ihr Spiel halbe und ganze Stunden lang vor meinen Augen fortsetzen. Bald schwimmen sie, wie es scheint,

um ihre Kräfte zu üben, gegen den Strom an: bald lassen sie sich wieder, als wenn sie keine willkührliche Bewegung hätten, von dem Strome forttragen: bald reiben sie sich unter allerley Wendungen an Steinen oder Pfählen, die auf dem Grunde des Flusses sind; und bald machen sie mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit auf Kirschen- oder Salatblätter Jagd, die ich in den Strom werfe. Noch nie habe ich gesehen, daß die größern den kleinern nachstellten, oder ihnen zu schaden suchten. Sonderbar ist es, daß unter den Fischen, die sich in einem so reinen und schönen Flusse finden, nur so wenige sind, die sich essen lassen. Wenn die Zihl vor mir vorübergeflossen ist, so bildet sie einen schönen Busen, und windet sich zuerst an den Gärten und bald nachher an dem Fuße eines waldigten Berges herum, der ihren geraden Lauf bricht, und sie an das entgegengesetzte flächere Ufer hinüberwirft. Ihre Breite bleibt bis an ihren Ausfluß in die Aar, mit welcher sie sich einige Stunden von hier vereiniget, fast immer dieselbige; und diese ist so beträchtlich, daß ich, glaube ich, auch mit dem aufs sorgfältigste gewählten Stein und der äußersten Anstrengung nicht hinüber werfen könnte. Selten vergeht eine viertel oder halbe Stunde, in welcher man nicht Fahrzeuge in die Aar hinab, oder aus dem Rhein und der Aar in den Bieler- und Neuenburgersee hinauf schiffen sieht. So leicht und angenehm die Fahrt den Strom hinab ist, so beschwerlich ist sie in der entgegengesetzten

Richtung. Größere Schiffe können die Heftigkeit des Stroms nicht durch bloße Ruder überwinden, sondern müssen sich an Linien von Menschen ziehen lassen. Hinter dem grünen Rücken der Berge, um welchen die Zihl sich herumzieht, hebt in großer Ferne ein Schneeberg einen Theil seines weißen Hauptes hervor, dessen Riesencörper und Brüder man aber weder hier, noch sonst in der Nachbarschafft von Nidau sehen kann. Jenseits der Zihl liegen Wiesen und Felder, und links sieht man das große Salzmagazin, wo Aberli seinen Standpunct nahm, als er Nidau zeichnete; dann die fünf Brücken, die über die Schüß und vier Ausflüsse des Sees geschlagen sind, hinter den Brücken das Schloß und zuletzt den Jura, an welchem vorzüglich eine Felsenwand das Auge des Beobachters auf sich zieht, weil sie einem unermeßlichen von Menschenhänden aufgeführten Gemäuer ähnlich ist. Diese Felsenwand hängt über den Weg her, der über den Jura, und zwischen zween Armen dieses Gebirges ins Münsterthal führt. Dies große Werk der Natur wird mir noch interessanter, wenn ich bedenke, daß unter ihm oft die Kriegszeichen der Römischen Legionen glänzten, und daß es vielleicht vor achtzehn hundert Jahren vom Cäsar, den ich unter allen Menschen zwar nicht am meisten liebe, aber am meisten bewundere, eben so aufmerksam, als jetzo von mir, ist betrachtet worden.

Weder in noch gleich außer der Stadt sind beschattete oder sonst merkwürdig schöne Spaziergänge.

Es führen zwar angenehme Wege und Fußsteige durch Wiesen und Felder in die umliegenden Dörfer; allein die Aussicht bleibt immer, so lange man keine Anhöhen ersteigt, zu eingeschränkt. Auch sind die Wiesen und Felder nicht so fruchtbar, die Häuser nicht so groß und die Dörfer nicht so reich, als im obern Aargäu oder Emmethale, wiewohl es in dieser Gegend einzelne Bauren giebt, die 60 bis 80000 neue Thaler oder 20000 neue Louisd'or im Vermögen haben. Solche einzelne reiche Bauern hält man aber eher für einen Fluch, als für einen Segen von Dörfern, weil sie allmälig das beste Land an sich kaufen, und alle ihre Nachbaren durch vorgestreckte Gelder in eine harte Abhängigkeit von sich setzen. Die Hauptbeschäfftigung der hiesigen Bauern ist Ackerbau, den sie aber meinem Urtheile nach bey weitem nicht so gut verstehen, als die Teutschen Bauren. Ich schließe dies vorzüglich aus dem sogenannten Mischelkorn *), welches ich um Nidau herum häufig antreffe, und welches in einer Mischung von Waizen, Rocken und Gerste, oder auch von drey andern Arten

*) In der Gegend von Nidau läßt sich aber doch noch ein wichtiger Grund angeben, warum das Mischelkorn so häufig gebaut wird. Um diese Stadt herum finden sich verhältnißmäßig nur wenig Wiesen, und die Heuerndte ist wegen der häufigen Ueberschwemmungen sehr ungewiß. Es würde daher oft an Futter gebrechen, wenn der Bauer keinen Vorrath von dem den Pferden nicht weniger als dem Hornvieh angenehmen Mischelkornstroh hätte.

Arten von Früchten, als Spelt, Haber und Wicken besteht, welche letztere Art hier die gewöhnliche ist. Wahrscheinlich ist die weniger sorgfältige Bearbeitung des Ackers eine Mitursache, warum Fruchtfelder um so vieles wohlfeiler als Wiesen sind, und Ackerbauende Landleute in der Schweiz zu den ärmsten gezählt werden. Diese letztern haben nur allein diejenigen unter sich, die zugleich Wein- und Ackerbau treiben, und darüber weder den einen, noch den andern recht in Acht nehmen können. Denn indem sie ihren Weinberg gehörig düngen und warten wollen, entziehen sie ihrem Acker Nahrung und Fleiß, und geben dem erstern doch nicht genug. Reicher als beyde sind die Bewohner des nordlichen Ufers des Bielersees, die sich ganz allein mit Weinbau abgeben, und ihren Reben alle ihre Zeit und Sorgfalt und auch allen den Dünger ungetheilt zuwenden, den sie von ihrem Vieh erhalten. Am wohlhabendsten aber sind die Bewohner des obern Aargäus und des Emmethals, deren Hauptgeschäfft die Veredelung und Wartung von Wiesen ist, und die damit etwas Feldbau, noch mehr aber Fabrikarbeiten verbinden. Als ich von Zürch nach Bern reisete, freute ich mich zwar über den außerordentlichen Wohlstand, den ich in allen Dörfern antraff; allein ich bedauerte es doch, daß die Bernischen Bauren so herrliche Ländereyen, als ich im obern Aargäu sah, zu Wiesen liegen ließen, und nicht in Ackerland verwandelten. Wenn sie dieses thäten, dachte

ich, würde der Staat nicht nur an Unterthanen, sondern auch sie selbst an Ertrag ihrer Ländereyen gewinnen. Ich erstaunte also nicht wenig, als ich wider alle meine bisherigen Erfahrungen und erworbene Kenntnisse hörte, daß Wiesen viel einträglicher und also auch theurer als Ackerland seyen, und daß ein Juchart Wiesen, der 31250 Quadratschuh enthalte, tausend und mehrere Gulden, und hingegen ein Juchart Ackerland zu 35000 Quadratschuhen nur zwey hundert oder etwas mehr oder weniger koste. Ich hielt es Anfangs beynahe für ein Mährchen, daß man das beste Land zu Wiesen, und das schlechteste zu Fruchtfeldern brauche, und daß man mit dem von mittlerer Güte abwechsele, indem man es einige Jahre besäe, und andere Jahre zu Wiesen liegen lasse. So wie aber Wiesen um drey oder fünfmal theurer, als Ackerland sind, so sind wieder gute Weinberge vier oder noch mehrmal theurer, als der beste Wiesengrund. Ein Juchart Rebenland am Bielersee zu 40000 Quadratschuhen, kostet im Durchschnitt 3000 und das beste 4000 Gulden, und am Neuenburgersee gar 2000 neue Thaler oder 500 neue Louisd'or und noch mehr. Es ist aber auch fast unglaublich, wie viel das Rebenland in guten und selbst in mäßigen Jahren einbringt. Ein Juchart Rebenland giebt sowohl am Bieler als Neuenburgersee im Durchschnitt jährlich 25 Säume, jeden zu hundert Maaß, und in guten Jahren vierzig bis sechs und fünfzig Säume, ja man hofft, daß er dieses

ses Jahr noch mehr bringen werde. Die Kosten der Bearbeitung steigen auf fünfzig bis sechzig Thaler, und dessen ungeachtet können reiche Besitzer ihre Capitalien, welche sie in Weinbergen am Bielersee angelegt haben, zu fünf Procent nützen. Kein Wunder also, wenn die Bauren, die Eigenthümer und Arbeiter zugleich sind, reich werden, da sonst in allen bekannten Ländern diejenigen Landleute, die sich allein mit dem Weinbau abgeben, gemeiniglich die ärmsten, wie die liederlichsten sind. Rebenland ist am Neuenburgersee theurer, als am Bieler- und selbst am Genfersee, weil die Neuenburger Weine viel edler und theurer als alle übrige Schweizer Weine sind. Gute Haushälter am Neuenburgersee verkaufen ihre Weine nie wohlfeiler, als das Maaß zu zehen Creuzern, oder dritthalb Batzen, da hingegen der Seewein in glücklichen Jahren um einen Batzen, und der La Cote und Ryfwein, der gewöhnlich 10 Creuzer kostet, um sechs Creuzer gekauft wird. Zum gewöhnlichen Tischwein, ziehe ich den Seewein, der am Bielersee wächst, dem La Cote, und selbst Ryfwein vor. Er hat eine angenehme Säure, und kommt in Ansehung seiner Lieblichkeit dem guten Markgräfler, und dem Johannisberger sehr nahe. Die Zahl der Arbeiter, welche jede Art von Länderey erfordert, verhält sich nicht genau, wie ihre Preise. Es wird hier allgemein angenommen, daß Rebenland noch einmal so viele Hände verlange, als Ackerland, und Ackerland wieder einmal soviel, als Wiesen. Um sich zu überzeugen,

daß Weinbau eine viel größere Bevölkerung hervorbringt, als Ackerbau, darf man nur die beyden Ufer des Bielersees betrachten, unter welchen das flächere, an welchem man fast nichts, als Wiesen und Ackerland sieht, bey weitem nicht so viele Städte und Dörfer zeigt, als das andere, an welchem sich steile und steinigte Weinberge erheben.

Wenn ich keine Lust habe beschwerliche Berge zu erklettern, so gehe ich zum Herrn Decan Hunziber in Mett, einem gelehrten und scharfsinnigen Mann, der in seiner Jugend ansehnliche Reisen gemacht hat, oder ich besuche auch die öffentliche Promenade in Biel, die man vor nicht langer Zeit von der Stadt bis an den See angelegt, und mit schönen Bäumen besetzt hat. An beyden Seiten des Spatzierganges sieht man Gartenland, welches in eben so viele gleiche Portionen abgetheilt ist, als es Bürger in Biel giebt. Diese Gartenländer waren vormals eine unfruchtbare sumpfigte Gemeinweide, die der Gesundheit der Einwohner von Biel gewiß nachtheiliger, als ihrem Vieh zuträglich war. Zur Zeit der großen Theurung kam man auf den vortreflichen Gedanken: diese Gemeinheit an die Bürgerschaft, und zwar an einen jeden Bürger 4 Stücke, das Stück 12 bis 14 Schuhe lang und breit auszutheilen, damit sie die nothwendigen Gemüse und Gartengewächse darauf bauen könnte. Auf diese nachahmungswürdige Art hat man aus einer morastigen Gegend hinlängliche Gemüsgärten für die Bürger, und eine schöne Promenade

nienade fürs ganze Publicum gewonnen. Hier hatte ich vor einigen Tagen das Vergnügen, den Herrn Burgermeister Walker, einen gelehrten und Staatsklugen Mann kennen zu lernen, von dem ich eine lehrreiche Geschichte seiner Vaterstadt im Manuscript gesehen habe.

Vor dem Thore, zu welchem man von Bern aus hereinkommt, giebt es keinen angenehmern Spaziergang, oder wenigstens Standpunct, als auf der Höhe, wo das Signal steht. Es wird Ihnen bekannt seyn, daß man seit dem Anfange der Freyheit in der ganzen Schweiz auf erhabenen und bequemen Orten Signale errichtet hat, wodurch man sich in kurzer Zeit die Gefahr eines herandringenden Feindes bekannt machen kann. Ein solches ist auch dasjenige, was ich vor kurzem besucht habe. Es sieht einer spitz zulaufenden, und mit Stroh gedeckten Hütte ähnlich, die gar keine Mauren oder Wände hat, und ruht auf einem festen Fundament von Holz, welches den Brand eben so lange erhalten, als das Strohdach ihn leicht empfangen kann. Zehn bis zwölf Schritte von dem Signal ist ein steinernes Wachthaus erbaut, dessen Bestimmung ich Ihnen nicht zu erklären brauche. Bey diesem Signal hat man eine sehr weite Aussicht nach drey Seiten, denn die eine wird durch nahe und höhere Berge verschlossen. Wenn man sich mit dem Gesichte von Nidau weggekehrt, so hat man die ganze Reihe der Bernerischen Schneeberge vor sich, und rechts erblickt man den

Bielersee, die Petersinsel und beyde Ufer des Sees, besonders alle die Dörfer und Städte, die am Fuße des Jura erbaut sind. Dreht man sich alsdann um, so hat man Nidau und Biel gleichsam zu seinen Füßen, bemerkt den schlängelnden Lauf der Zihl, und die ganze Oeffnung des Thals, welches sich bis nach und über Solothurn hinunter zieht.

Um aber noch schönere Aussichten, als die vom Signal zu genießen, muß man sichs nicht verdrießen lassen, entweder den Jura selbst zu ersteigen, oder von dem Ende des Bielersees an, einem steinigten allmälig sich erhebenden Pfade nachzugehen, der sich über den Fuß und Rücken des Jura bis nach Neufchatel fortzieht. Den Jura erstieg ich zuerst an einem schönen Morgen in Gesellschafft mehrerer Freunde und Freundinnen, mit welchen wir den ganzen übrigen Tag im Schooße der Natur und der geselligen Freuden zubrachte. Gleich hinter Biel fängt man an, den Berg hinanzuklettern, doch ist der Fußsteig nicht sehr beschwerlich, so lange man sich zwischen den Mauren der Weinberge findet, die bis zu einer beträchtlichen Höhe angelegt sind. Man hat in den felsigten Berg Stuffen eingehauen, damit man die Trauben so bequem als möglich herab, und Dünger und andere Nothwendigkeiten hinauf tragen könne. Dieser in den Berg hineingearbeitete Fußsteig schien mir gleichsam ein tiefer Einschnitt in seinen ungeheuren Cörper zu seyn, durch welchen man alle die verschiedenen Arten und Lagen von Steinen,

aus denen er besteht, entdecken könnte, und ich habe mich deßwegen gewundert, daß keiner der eifrigen Sucher und Beschreiber von Steinen diese merkwürdige Stelle näher beobachtet hat. Wo die Weinberge aufhören, wird der Berg steiler und unwegsamer. Hier stößt man bald auf ein großes Stück von Geisbergerstein, das in einer mäßigen Entfernung einer kleinen Hütte nicht unähnlich sieht. Diese Granitmasse ist wahrscheinlich älter, als der Jura, der sie jetzo trägt, und durch uns unbekannte und und fast unbegreifliche Revolutionen und Kräfte an den Platz hingeführt worden, wo sie jetzo liegt, schon Jahrtausende gelegen hat, und noch liegen wird. Nach allen Erkundigungen, die ich eingezogen habe, hat man niemals Geisbergerstein im Jura gefunden, oder aus dem Jura hervorgezogen, und doch findet man in dieser Gegend noch mehrere gleichfalls sehr große, aber doch nicht so große Stücke an dem Abhange des Berges, als das, was ich zuerst sah, zerstreut. Dies letztere liegt an einer so steilen Stelle, daß es scheint, als wenn die Kraft eines einzigen Menschen hinreichte, es überzustürzen, in welchem Falle es gewiß die unter ihm liegenden Weinberge verwüsten würde. Der Stoß, der es an seinen jetzigen Platz gebracht hat, muß sehr sanft gewesen seyn, indem es gar keine Vertiefungen gemacht hat, und nur an der Oberfläche des Berges zu hängen scheint. Nie habe ich einen Fels gesehen, der so sehr das Ansehen von Unvergänglichkeit gehabt hätte,

als dieses Stück. Nirgends entdeckt man Vertiefungen oder Ritzen, welche Stürme, Schnee oder herabfließender Regen gemacht hätten. Es ist allenthalben so glatt, als wenn es erst heute aus der Werkstatt der Natur herausgekommen wäre, so glatt, daß nicht einmal Moos daran hat haften können. Bey diesem ehrwürdigen Denkmale aus Zeiten, die keine Geschichte uns beschreibt, fing die Sonne an, uns ein wenig beschwerlich zu werden. Wir ermannten uns aber doch, und kamen nach einem anderthalbstündigen Klimmen bey dem alten Benz, (so spricht man hier Benedict aus) einem klugen Wiedertäufer an, der sich auf diesem Theile des Jura, welchen man den Bieler Berg nennt, vor vielen Jahren angebaut hat, weil er seines Glaubens wegen aus seinem Geburtsorte im Canton Bern weichen mußte. Er kaufte seinen jetzigen Wohnplatz, vormals eine wüste Strecke, als ein Lehn von der Stadt Biel um fünfzig Cronen, errichtete ein bequemes und geräumiges Haus, pflanzte mehrere Arten von Obstbäumen, legte einen artigen Garten an, schuff fruchtbare Wiesen und Ackerfelder, und trieb mit seinen Kindern in den Stunden, welche die ländlichen Arbeiten ihm übrig ließen, sein altes Handwerk, die Weberey. Als wir in sein Haus traten, fanden wir ihn mit seinen Kindern am Tische sitzen, wo sie ihr Frühstück einnahmen. Das Frühstück bestand in gekochtem Cartoffelnbrey, und dem Safte von gedörrten Birnen, die beyde in besonderen Schüsseln aufgetra-

getragen, und sehr schmackhaft und reinlich waren. Ungeachtet der arbeitsame Benz schon weit über sechszig Jahr alt ist, und graue Haare und Bart hat, so ist er doch noch so rüstig, daß er alle Tage ein oder mehrmalen nach Biel hinunter und wieder heraufsteigen kann. Er ist einer von den angesehensten Lehrern der Wiedertäufer, die an den Höhen und in den Thälern des Jura, welche der Stadt Biel und dem Bischofe von Basel gehören, zerstreut sind, und ohngefähr tausend Köpfe ausmachen sollen. Weil beyde Mächte seit undenklichen Zeiten keine Kriege geführt haben, und allem Ansehen nach auch so bald keine führen werden, so können sie am ehesten eine Sekte aufnehmen, die es für eine Todsünde hält, in den Krieg zu gehen, und Menschenblut zu vergießen. Außer dem alten Benz haben die Wiedertäufer noch fünf und zwanzig andere Lehrer. Der alte Prophet, der uns so freundlich aufnahm, predigt fast alle Sonntage, und geht jede dritte oder vierte Woche mehrere Stunden weit, um seinen Brüdern das Wort Gottes zu verkündigen. Wenn er so beschwerliche Reisen macht, so theilt er seine geistlichen Schätze reichlicher, als gewöhnlich aus, indem er drey bis vier Stunden hinter einander reden soll. Er erzählte mir selbst, daß Herr Pf— aus Zürch ihn gehört, und geglaubt hätte: daß er in seiner Jugend müsse studirt haben. Er besitzt eine unglaubliche Belesenheit in der heiligen Schrift, und es ist kein Spruch von einigem Gewichte, der ihm

nicht

nicht immer gegenwärtig wäre, und den er nicht ohne Anstoß hersagen könnte. Einige von unserer Gesellschaft fingen auf eine höfliche Art an, sich mit ihm über streitige oder seiner Sekte eigenthümliche Puncte zu unterreden, und wir alle musten gestehen, daß er für die seltsamsten Meynungen seiner Sekte alles sagte, was sich dafür sagen läßt, und daß er besonders die ihr günstig scheinenden Sprüche der Bibel geschickt zu nutzen wuste. Die Gespräche dieses alten, muntern, und geistreichen Mannes waren für uns eine Hauptquelle von Unterhaltung, und ich bin überzeugt, daß dieser Greis, der mit eigenen Händen einen vorher ungenutzten Fleck der Erde bebaut und verschönert, und durch seine Frömmigkeit viele Seelen getröstet und vom Verderben zurückgehalten hat, dereinst viel größer erscheinen werde, als manche berühmte Eroberer, die ganze Völker vertilgt, und große blühende Länder verwüstet haben.

Gleich nach unserer Ankunft lagerten wir uns unter den Schatten der Bäume, um die reiche Landschafft, die wir vor uns hatten, mit Muße zu betrachten. Rechts sahen wir nicht nur den Bielersee und die Petersinsel, sondern auch den Neuenburger- und Murtnersee, und selbst die Stadt, von welcher der letztere den Namen erhalten hat. Vor uns irrte das Auge in einem unabsehlichen Thale umher, das mit Städten und Dörfern angefüllt ist, unter welchen diejenigen, welche in diesen Gegenden bekannt sind, Solothurn links, wie am Ende des Horizonts

erblick-

erblickten. An vielen Stellen schimmerte die Aar hervor, von welcher das ganze Thal durchströmt wird. Nicht weit jenseits der Aar erheben sich vier bis fünf Reihen von Bergen hintereinander, welche das Auge gleichsam als Stuffen braucht, um die höhern Schneeberge, vor denen sie verschwinden, zu ersteigen. Noch nie sahen wir eine längere Kette von Schneebergen mit einem einzigen Blick, indem wir die ganze Strecke von den Savoyischen Gebirgen an bis nahe an den Gotthart vor uns hatten, und auch noch nie erschienen sie uns weißer, glänzender und näher, als hier. Wenn wir es nicht gewust hätten, daß wir über zwanzig Stunden von den nächsten Schneebergen entfernt wären, oder auch nicht die Menge von Gegenständen, die zwischen uns und den beschneiten Felsengipfeln lagen, uns auf eine größere Entfernung hätten schließen lassen, so würden wir gewiß vermuthet haben, daß wir uns ihnen in einigen Stunden nähern könnten. Wir hatten aber das prächtige Schauspiel, was diese erhabenen Naturgerüste gewähren, kaum eine Stunde genossen, als sich an verschiedenen Stellen kleine Wolken zu bilden anfingen, und sich bald nachher mit unglaublicher Geschwindigkeit ausbreiteten. Es dauerte nicht lange, so waren die meisten niedrigern Berge ganz, und von den höhern bald der Fuß und bald die Spitzen bedeckt. Im letztern Falle sahen die Wolken wie Fortsetzungen der Berge aus, und es war nicht möglich die Gränzen von beyden zu unterscheiden.

den. Ueberhaupt begegnet es einem jeden, der die Lage, scheinbare Höhe, und Gestalten von Bergen nicht genau kennt, unzählige mal, daß er die Berge mit Wolken und wiederum Wolken mit Bergen verwechselt. Das Wetterhorn, Schreckhorn und die Jungfrau erhoben ihre Häupter am längsten über die immer zunehmende Fluth. Sie ragten aus den Wolken, wie Inseln aus dem Meere hervor, wurden aber doch zuletzt wie ihre kleinern Nachbaren verschlungen, und nun sahen wir sie den ganzen Tag nicht wieder, ungeachtet es immer helles Wetter blieb, und die Sonne fast nie vom Gewölke verdunkelt wurde.

Nachdem wir uns ein wenig erholt und gestärkt hatten, stieg ich nebst einigen andern von der Gesellschafft noch weiter den Berg hinan. Wir erreichten bald eine Heerde von Geißen und Kühen, die von französisch redenden Hirten, aus dem Gebiete des Bißthums Basel, das bis hieher geht, geweidet wurden. Die Kühe waren, wie alle, die ich in dieser Gegend gesehen habe, nicht größer, als bey uns; allein die Butter, die aus ihrer Milch bereitet wird, hat eine eigenthümliche Süßigkeit, und gewürzhaften Geschmack, den ich nie in der besten Holsteinischen oder teutschen Butter gefunden habe. Nachdem wir etwa noch einmal so hoch geklettert waren, als wir von Biel bis an Benzens Haus zurückgelegt hatten, so erreichten wir den Gipfel des ersten Absatzes des Jura, und sahen Ilfingen oder Orvins zu unsern Füßen liegen, in welchem Dorfe sich jetzo ein

Lord

Lord Northampton aufhält, um seine vom Podagra zerrüttete Gesundheit durch den Genuß der reinen Bergluft wieder herzustellen. Nicht nur das eben genannte Dorf, sondern auch mehrere andere im Bißthum Basel, und so auch im Païs de Vaud haben zween verschiedene Namen, einen Teutschen und einen Französischen, die sich bisweilen fast gar nicht ähnlich sind. Diese Verschiedenheit von Namen rührt wahrscheinlich daher, daß sie auf der Gränze des Teutschen und des ehemaligen Burgundischen Reichs lagen. Als wir bey der übrigen Gesellschafft wieder anlangten, fanden wir, daß die Bewegung und die reine Bergluft unsern Appetit ungewöhnlich rege gemacht hatten. Einige Stunden nach Tische kehrten wir durch einen angenehmen Umweg nach Nidau zurück, und berührten das schöne Landgut des Herrn von Wildermett aus Biel, das hinter sich einen prächtigen Wald, rund um sich her Weinberge, und unter und vor sich das ganze fruchtbare Thal, und die Kette von Schneebergen hat, die ich Ihnen vorher beschrieben habe. Der Spaziergang zum alten Benz hat mir so viele Freude gemacht, daß ich ihn schon einigemal wiederholt habe. Einmal waren die Schneeberge nicht mit Wolken, sondern mit einem dünnen Nebel umzogen, durch welchen aber ihre rosenfarbenen Gipfel, wiewohl ein wenig trübe, durchschimmerten. Das andere mal war die Luft so rein, daß ich mit meinem dollondschen Teleskop ganz deutlich die großen Risse

und Brüche in den Felswänden der Schneeberge, und zu ihren Füßen die Reste von Lauinen unterscheiden konnte, die viel schmutziger und gelber, als der Schnee auf den Spitzen sind. Auch konnte ich in Murten nicht nur die Häuser, sondern auch an jedem Hause die Fenster, Schornsteine und andere Theile wahrnehmen. Ich ließ den alten Benz gleichfalls durch mein Teleskop sehen, und er gestand, daß er weder die Schneeberge, noch die Stadt Murten jemals so hell gesehen, ohngeachtet er beyde schon oft durch andere Fernröhre betrachtet habe. Der Grund davon lag nicht bloß in der größern Vortreflichkeit meines Teleskops, sondern auch darin, daß die Wanderer, deren Fernröhre er bisher gebraucht hatte, ihn am Morgen oder bald nach Tische, und ich hingegen nicht lange vor Untergang der Sonne besuchte, um welche Zeit die Luft immer am heitersten ist.

Viel weniger beschwerlich und dennoch viel angenehmer ist mein zweyter Lieblingsgang an dem Ufer des Bielersees und über den Fuß des Jura. Der Fußsteig, der am Ende des Bielersees anfängt, ist zwar steinigt und uneben, und läuft auch immer Berg an; er ist aber nirgends, so weit ich ihn kenne, steil, und dabey so breit, daß man ihn ohne Gefahr reiten kann. Diesen romantischen Fußsteig verfolge ich bald nicht weit über die ersten Reb- und Wirthshäuser, die am See liegen, bald bis an Gottstatthaus, bald bis an den Wald, der an dem steilen

und

und felsigten Berge bis an den See hinabläuft, und bald bis an ein Landgut des Herrn Landvogts von Tscharner, das Suz gegenüber liegt. Wenn ich entweder ermüdet bin, oder auch Lust habe, die mich umgebenden Gegenstände genauer zu betrachten, so setze ich mich auf die erste die beste Terraße oder Mauer eines Weinbergs hin, zwischen denen man fast beständig durchgeht. Dies thue ich niemals, ohne daß ich nicht eine unbeschreiblich süße Gemüthsruhe empfände. Als ich das letztemal hieher ging, sank die Sonne schon gegen halb sechs Uhr hinter den Gipfel des Jura hinab. Die dunkeln Tannen, die auf einer gewissen Höhe des Berges ganz allein wachsen, (welche Höhe ich für eben so unveränderlich halte, als an den höhern Bergen die Linie, wo der ewige Schnee anfängt,) die hellern Eichen, die ihnen folgen, die noch hellern Weinberge, zwischen welchen ich saß, und endlich ein beträchtlicher sich immer vergrößernder Abschnitt des Sees waren im Schatten: der größere Theil des Sees hingegen, das entgegengesetzte Ufer, Nidau und Biel, und zuletzt die Schneeberge waren noch alle von der Sonne erleuchtet. Ueber mir hörte ich das Geläute des Viehs, das in mir allemal angenehme Arkadische Bilder aufweckt, und von unten tönten mir Stimmen von Arbeitern und Fischern, deren Nachen ich mit dem bloßen Auge kaum entdecken konnte, und dann das sanfte beruhigende Plätschern des Sees herauf, der seine nicht einmal sichtbaren Wellen an

das steile Felsenufer rollte. Ich wurde von diesen verschiedenen Eindrücken so eingewiegt, und gleichsam aufgelöst, daß ich die Stille meiner Seele durch die Anstrengung des Rückgehens nicht stören mochte. Ich miethete daher ein kleines Boot, und wurde in einer halben Stunde bey Nidau ans Land gesetzt.

Die Menschen an dieser Seite des Sees scheinen mir viel aufgeweckter, als die Bauern an dem flachen Ufer zu seyn. Wenigstens konnte ich mich mit den erstern unterhalten, da ich die letztern eben so wenig zu verstehen als mich ihnen verständlich zu machen im Stande bin. Ich unterrede mich deswegen oft mit den Personen, die ich entweder in den Weinbergen, oder beym Heumachen, oder bey den Heerden, oder auch vor den Häusern antreffe. Nur vor wenigen Tagen ging ich in ein ansehnliches und geräumiges Haus, um mich nach den Namen gewisser Oerter und Gegenden zu erkundigen, und fand zu meinem Erstaunen ein Beyspiel von Standhaftigkeit und Ergebung in die Fügungen der Vorsehung, das ich in einer so unbekannten Wohnung nicht gesucht hätte. Als ich mich der Hausthür näherte, erblickte ich vor dem offnen Fenster eine alte Frau mit einem kränklichen, aber heitern und interessanten Gesichte, die mit grosser Begierde Kirschen aß. Meine Fragen und ihre Antworten führten uns allmälig zu einem Gespräch über ihren Zustand, indem ihr ganzer Cörper zeigte, daß sie vor kurzem krank gewesen seyn müsse. Sie erzählte mir, daß sie seit dem letzten

Herbst

Herbst die Wassersucht, und fünf beynahe tödtliche Anfälle von dieser Krankheit gehabt habe. Bey der letzten Rückkehr derselben habe sie fünf Wochen hintereinander in dem Stuhle, worinn sie jetzo sitze, ohne Schlaf und Essen, und unter unaussprechlichen Beängstigungen zugebracht; allein sie preise Gott dafür, daß sie niemals von dem Zutrauen zu ihm, und von der Geduld im Leiden verlassen worden. Vielmehr habe sie in den Stunden der Mitternacht, wenn ihr Mann und ihre Söhne geschlafen, für die Wohlfahrt dieser theuren Personen gebetet, und ihrem Schöpfer für alle die unzähligen Freuden gedankt, die er ihr in einem langen glücklichen Leben geschenkt habe. Ungeachtet jetzo Schlaf und Appetit, und mit diesen die Liebe und Süßigkeit des Lebens zurückgekehrt seyen, so wäre sie doch immer bereit, aus dieser Welt zu scheiden, wenn der Herr des Lebens sie abfordern wolle. — Ich wußte zwar, daß die rohesten Wilden die gräßlichsten Krankheiten und den martervollsten Tod mit eben der Gleichgültigkeit dulden, womit sie alle übrigen Freuden und Leiden aufnehmen; allein noch nie hatte ich selbst auf eine so rührende und beschämende Art erfahren, daß eine Person aus dem niedrigen Stande, die keine sorgfältige Erziehung und Unterricht genossen, eine langwierige Krankheit, und den nahen Tod nicht nur ohne Verdrießlichkeit, sondern auch mit frohem Danke ertragen, und erwartet hätte.

Die Lage von Nidau ist besonders für einen Fremden, der die Schweiz theilweise und zu verschiedenen Zeiten sehen will, außerordentlich günstig. Dies Städtchen ist nur fünf Stunden von Neufchatel, ohngefähr eben so weit von Bern, Murten, und Solothurn, achtzehn Stunden von Basel, und fast eben so weit von Lausanne entfernt. Am nächsten liegt es bey Biel, das man auch bey dem mäßigen Schritt eines Spaziergängers in weniger als einer halben Stunde erreichen kann, und das ich daher fast eben so genau als Nidau selbst kenne. Biel ist nicht weit von dem See, der von dieser Stadt den Namen hat, auf der letzten Abhängigkeit des Jura erbaut, wo der Fuß des Berges sich in eine ebene Fläche verliert. Die meisten Straßen sind deßwegen abhängig, und zugleich enge oder ungerade. Für ihren Umfang ist die Stadt schlecht bevölkert. Sie enthält nicht mehr, als achtzehenhundert Seelen, und unter diesen nur dreyhundert Bürger, welche Volksarmuth man schon aus dem Grase schließen kann, womit einige geräumige Plätze, besonders um öffentliche Brunnen herum bewachsen sind. Die Lage von Biel ist weder vorzüglich schön, noch auch zur Handlung besonders vortheilhaft. Rund um die Stadt herum sieht man nichts, als Wiesen und Weinberge, und man muß schon sehr hoch steigen, wenn man eine weite und mannichfaltige Aussicht haben will. Sie ist überdem mehrere hundert Schritt vom Ende des Sees entfernt, der hier sehr seicht

wird.

wird. Zwar verbindet sie die Schüß, die aus dem St. Immerthal herabkömmt, mit dem See; allein dieser Waldstrom ist zu seicht, als daß er zum Transport von Waaren gebraucht werden könnte. So viel ich gehört habe, ist die Stadt reicher, als ihre Einwohner. Jene hebt aus ihren Gütern und Capitalien jährlich etwa zwölftausend Thaler; unter diesen sollen nur einige reich, und sehr wenige wohlhabend seyn. Der größte Theil lebt von dem Ertrage von Wiesen und Weinbergen, deren Wartung die Hauptbeschäfftigung der Einwohner von Biel ausmacht. Der Wein, den die Bieler aus ihren Weinbergen gewinnen, ist viel schlechter, als der Seewein, und so sauer, daß ihn nur die gemeinen Leute in der Stadt, und die Bauren, die seinetwegen des Montags nach Biel kommen, trinken können. Man verkauft jetzo hundert Maaß, oder fünf Anker von dem Wein, den man den nächsten Herbst zu erhalten hofft (und man verspricht sich viel Gutes von der Weinlese) für zween neue Thaler, oder eine halbe Caroline. Die Säure des Bielerweins rührt nicht bloß aus einer andern Richtung her, welche der Jura am Ende des Sees nimmt, sondern am allermeisten daher, daß er die Wärme des Sees, und die Hitze, die aus den davon zurückprallenden Strahlen entsteht, entbehren muß. In der ganzen Schweiz liegen die beste Weinberge an Seen, und der Wein wird allenthalben um desto besser, je näher die Reben dem Wasser stehen. Die Weinberge der Bieler

sind fast alle hinter und jenseits der Stadt, nach Solothurn hin angelegt; denn vom See an bis an Biel ist der Jura so steil und felsigt, daß er nur wenige Reben tragen kann. Der Wohlfeilheit des Weins muß man es zuschreiben, daß in der ganzen Schweiz Völlerey und die daher entstehenden Laster und Krankheiten nicht so allgemein, als unter dem gemeinen Mann in Biel sind. Auch ist nirgends Taglohn so theuer, oder theurer als hier, indem man einem gemeinen Handarbeiter täglich neun Batzen, oder fast eben so viele gute Groschen bezahlen muß. Dieser hohe Arbeitslohn ist die Hauptursache, warum weder in Biel, noch in den meisten übrigen Städten der Schweiz Fabriken gelingen können. Man hatte vor einigen Jahren in der Nachbarschafft von Biel eine Cattunfabrike angelegt; allein sie ist schon von mehrern Herren verlassen worden, und die Zeit muß lehren, ob sie sich wird erhalten können. Merkwürdig ist es, daß die vernünftigsten Geistlichen in allen Landstädten gegen die Fabriken eingenommen sind. Sie haben durchgehends bemerkt, daß Fabriken und Manufacturen die Sitten in den Städten unglaublich schnell verdorben haben, und zwar nicht sowohl durch den größern Wohlstand und Luxus, den sie hervorbrachten, als durch die fremden und liederlichen Arbeiter, die sie herbeyzogen, und deren Umgang und Beyspiel die unschuldigen Schweizer verführte.

In der Stadt selbst ist kein einziges prächtiges, weder öffentliches, noch privat Gebäude; vor der Stadt aber sind einige schöne Landhäuser. Am merkwürdigsten ist unter den Seltenheiten in und um Biel die Quelle, die nicht nur neunzig bis hundert Brunnen in der Stadt füllt, sondern auch einige Schritte von ihrem Ausflusse durch ihr entbehrliches Wasser zwo Mühlen treibt. Diese Quelle fließt unter einer Felsengrotte hinter der Stadt mit einer stets gleichen Fülle aus einem unterirdischen Wasserbehälter hervor, dessen Tiefe über siebenzig Klafter betragen soll, und dessen Umfang kein Sterblicher erforscht hat, und vielleicht auch nie erforschen wird. Das Wasser war bis auf das Erdbeben von Lissabon niemals verändert worden; allein um diese Zeit wurde es trübe, und soll es auch nachher bey anhaltendem Regen bisweilen geworden seyn. Die Naturforscher möchten wahrscheinlich die Röhren im Jura, wodurch dem Behälter bey Biel das Wasser zugeführt wird, noch lieber, als die Beschaffenheit des Behälters selbst kennen lernen.

Nirgends glaube ich, sind seltsamere politische Verhältnisse und Theilungen oder Einschränkungen der höchsten Gewalt, als in der Schweiz, und vorzüglich in Biel und einigen benachbarten Orten und Gegenden. Biel ist eine unabhängige Republik, die alle Vorrechte der höchsten Gewalt besitzt, mit mehrern Cantonen verbürgert ist, und als ein zugewandter Ort jährlich einen Gesandten auf die Eid-

genössischen Tagesatzungen schickt. Nichts desto weniger muß diese unabhängige Republik dem Bischofe von Basel huldigen, und von ihm einen Mayer (Maire) annehmen, der in dem kleinen und großen Rath den Vorsitz hat. Wenn man dies hört, so glaubt man Anfangs, daß Biel nicht mehr souverain sey, als die Kalmukischen und Cosakischen Horden und Versammlungen, in welchen allemal ein Russischer Officier oder vornehmer Staatsbedienter gegenwärtig ist. Allein nur die Einschränkung der Souveränität, nicht die Souveränität selbst, ist scheinbar. Der Maire hat zwar in den höchsten Collegien den Vorsitz, und sammelt die Stimmen der Mitglieder, kann aber selbst keine geben. Auch hat er den dritten Theil der Einkünfte der Civilgerichte, muß aber auch wieder den dritten Theil der Kosten peinlicher Processe stehen, und darf gar keine Appellationen annehmen. So gering und wenig furchtbar auch die Gewalt des Bischofs von Basel in Biel ist, so muß er doch alsdann, wenn die Bieler ihm huldigen, feierlichst versprechen, daß er sie bey allen ihren Rechten und Gerechtigkeiten erhalten wolle. Auch muß er erlauben, daß die Bürger von Biel bis auf drey tausend Mann aus seinem Gebiet der Landschafft Erguel auffordern, wenn sie dieselben in eignen Gefahren oder auch in den Gefahren ihrer Bundesgenossen nöthig haben sollten. Dagegen ist die Stadt verbunden, ihm zu Hülfe zu ziehen; aber nur bis auf einige Stunden von ihren Gränzen.

Ohn-

Ohngefähr dieselbige Bewandtniß hat es mit der kleinen Stadt Neuenstadt, oder Neuveville am Bielersee, die gleichfalls unter dem Schutze des Bischofs von Basel steht. Sie hat beständig einen vom Bischofe ernannten Maire, erwählt übrigens ihre Obrigkeitlichen Personen, und richtet allein nach ihren eigenen Gesetzen. Diese kleine Stadt hat das Panner, oder das Recht, Mannschafft aus solchen Dörfern aufzubieten, die in Ansehung der Gerichtsbarkeit unter Bern oder Biel oder dem Bißthum Basel stehen.

Zu den politischen Seltsamkeiten gehören auch die Consistorialrechte, welche der Canton Bern über die Reformirten Bewohner des Münsterthals hat, und ausübt. Bern schickt alle Jahr einen Inspector aus dem kleinen Rath, nebst einem Geistlichen ins Münsterthal, um die dort wohnenden Glaubensgenossen bey ihren Vorrechten zu erhalten, die Klagen über Bedrückungen oder Einschränkungen, wenn dergleichen geschehen seyn sollten, zu vernehmen, und die Streitigkeiten zwischen den Unterthanen und ihrem Herrn, dem Bischofe von Basel, zu schlichten. Es ist eine Art von Vergeltung für diese mit nicht geringen Kosten verbundene Aufsicht und Schutz, daß Bern zu seiner Vertheidigung Mannschafft aus dem Münsterthal auffordern kann. Dieses Jahr ging einer der gelehrtesten Bernischen Staatsmänner, der Herr Rathsherr Jenner, als Inspector ins Münsterthal. Die Regierung von Bern läßt jährlich eine beträchtliche

liche Menge von Erbauungsschriften in diesem Lande austheilen.

Allein, es ist einmal Zeit, diesen Brief zu schliessen. In meinem nächsten sollen Sie etwas von der Petersinsel und vielleicht von Solothurn lesen. Auch werde ich noch, ehe ich in die kleinen Cantone gehe, einen Theil des Fürstenthums Neuenburg, oder Neuf Chatel besuchen. Ueber Mangel von Fleiß im Briefschreiben sollen Sie sich, hoffe ich, nicht beschweren. Grüßen Sie unsere Freunde, und melden Sie uns, ob sich die Russische Krankheit schon wieder aus Göttingen verloren hat. Ich bin u. s. w.

Vierter Brief.

Nidau am 11ten Jul. 1782.

Liebster Freund.

Sie haben meinen Rath befolgt, noch ehe Sie meinen ersten Brief von hier erhalten konnten, und haben Ihr letztes Schreiben über Cassel geschickt. Es fehlte nicht viel daran, daß es nicht seinen ältern Vorgänger erreicht hätte. Jetzo sind wir durch Ihre und unserer übrigen Freunde Güte so reich an Göttingischen Neuigkeiten, daß wir eine Zeitlang daran zehren können, und bey unserer Rückkehr kaum etwas neues antreffen werden.

Sie

Sie fordern mich auf, Ihnen eine kurze und doch vollständige Schilderung von der Bernischen Verfassung zu geben. Was Sie im Stanian, dem Dictionnaire helvetique, dem Simler, Fäsi, und noch mehr in Französischen und Englischen Reisebeschreibern gefunden hätten, das sey entweder nicht vollständig, oder nicht deutlich genug, oder auch zu sehr zerstreut, oder so widersprechend, daß Sie nicht wüßten, wem Sie folgen, oder nicht folgen sollen. Unter den genannten Werken sind die drey ersten die zuverläßigsten. Im Stanian finden sich, in so ferne er Bern beschreibt, nur eine wenige unbedeutende Fehler, und er wird selbst von den ersten Gelehrten in Zürch und Bern, wiewohl mit einigem Widerspruch, für einen der besten Schriftsteller über die Schweizerischen Staatsverfassungen gehalten.

Ihr Wunsch, einen der blühendsten Staaten auf der Erde genauer kennen zu lernen, ist zu gerecht, als daß ich nicht alles, was in meiner Macht ist, thun sollte, ihn zu befriedigen. Ich habe bisher Gelegenheit genug gehabt, die wahre Einrichtung und den gegenwärtigen Zustand des Cantons Bern zu erfahren, und ich hoffe also, daß es mir nicht an Stoff fehlen wird, Ihrer Neugierde genug zu thun. Wenn Sie aber einmal mit einem einzigen musterhaften Freystaate, wie der Bernische ist, bekannt geworden sind, so werden Sie gewiß (wenigstens ist es mir so ergangen) viele weise, oder auch thörichte und ungerechte Maaßregeln der alten Republiken besser

bemer-

bemerken, und richtiger beurtheilen, als vorher, und es werden Ihnen viele Stellen in allen Schriftstellern interessant und merkwürdig werden, die Ihnen sonst unfruchtbar und unbedeutend schienen.

Der Canton Bern ist bey allen seinen Mängeln, die ich nicht verkenne, und auch nicht verschweigen werde, eine der vollkommensten, vielleicht die vollkommenste Aristokratie, die sich je in der wirklichen Welt gefunden hat; und ich zweifle sehr, ob alle die Entwürfe von vollkommenen Republiken, welche politische Träumer in alten und neuen Zeiten zusammengedichtet haben, wenn sie von einem Gott wären realisirt worden, so glückliche Menschen würden gemacht haben, als im Bernischen Gebiet wirklich leben. So wie es untrügliche Merkmale giebt, an welchen man die gute oder schlechte Einrichtung und Verwaltung eines jeden Staats erkennen kann: so giebt es auch wiederum andere, aus denen man die Vortreflichkeit oder Ausartung einer jeden Staatsverfassung insbesondere zu bestimmen im Stande ist. Die Merkmale einer guten Aristokratie haben schon Plato, Isokrates und Aristoteles angegeben; und Sie werden sich erinnern, daß diese, wie alle übrige große Schriftsteller, keiner andern Regierungsform so günstig sind, als der Aristokratischen. Eine Aristokratie ist gewiß vortreflich eingerichtet, wenn alle Unterthanen und Bürger, selbst diejenigen, die keinen Theil an der Regierung haben, bewaffnet sind, und keine stehende Truppen unterhalten werden, wodurch eine

gewalt-

gewaltthätige Regierung sich gegen die Unterdrückten behaupten könnte: wenn man keine gehässige Maaßregeln nimmt, die geheimsten Gesinnungen von Einheimischen und Fremden zu erfahren, wodurch fast alle gesellschafftliche Verbindungen und Vertraulichkeit, und alle Freyheit zu reden und zu denken, wie in Venedig aufgehoben werden: wenn die Gerechtigkeit auf das strengste gehandhabt, und die geringste Ungerechtigkeit auf das härteste bestraft: wenn die öffentlichen Einkünfte gewissenhaft verwaltet, und die ersparten Summen nicht geplündert oder ausgetheilt, sondern zu unvorhergesehenen Bedürfnissen aufgehoben und zur Verschönerung von Stadt und Land angewendet: wenn die vornehmsten Bedienungen, die große Talente und Kenntnisse erfordern, nach Verdienst und durch Wahl, und die einträglichen ohne Cabale und Gunst durchs Loos gegeben werden: wenn nicht Erbrecht und Geburt allein, in die regierenden Collegia einführen, sondern gewisse Jahre und Verdienste erfordert werden, um hineinzukommen: wenn endlich auch den nicht regierenden Familien Hoffnungen und Wege übrig bleiben, zu den Würden und Vortheilen, die sie bisher nicht hatten, zu gelangen, und alle oder der größte Theil von Unterthanen so glücklich und zufrieden sind, daß sie die gegenwärtige Verfassung mit Gut und Blut gegen einen jeden Angriff vertheidigen würden. Alle diese Merkmale finden sich in der Bernischen Regierungsform zusammen; und wenn man also die Zürchische

Regierungsform eine Aristokratische Demokratie nennen kann, so kann man der Bernischen den Namen einer Demokratischen Aristokratie geben.

Die Regierungsform war in Bern so wenig, als in einer jeden andern Stadt und Nation von den ersten Anfängen der Freyheit an so beschaffen, wie sie jetzo ist. Vielmehr hat sie alle Veränderungen und selbst Ausartungen von bürgerlichen Verfassungen gelitten, nur die Unterdrückung eines Tyrannen oder Alleinherrschers nicht. Bern und Zürch unterscheiden sich dadurch von fast allen übrigen Freystaaten der alten und neuen Welt, daß sie nicht von einem fehlerhaften Extrem gleich in das entgegengesetzte eben so schlimme oder noch schlimmere, von ausgelassener Demokratie in Tyranney, oder drückende Oligarchie, oder von Oligarchie in Ochlokratie übergegangen sind, daß sie auch nicht Mißbräuche durch andere Mißbräuche gehoben, sondern allmälig, und ohne blutige Revolutionen durch bessere Einrichtungen geheilt haben. Die Geschichte der ursprünglichen Gestalt und der Verschlimmerung sowohl als Verbesserung der Bernischen Regierungsform ist mit vielen Dunkelheiten bedeckt, und zwar mehr die neuere, als die ältere, mehr die Geschichte der Verbesserung, als der Ausartung derselben. Ich hege so viel Ehrfurcht gegen die, wenigstens Ausländern, unbekannten Reformatoren der Bernischen Verfassung, und die Urheber der Glückseligkeit, deren jetzo ihre Nachkommen genießen, daß ich nicht leicht irgend einen andern

dern Punct so sehr, als die Verdienste dieser großen Männer in's Licht gesetzt wünsche. Dies wird man aber nicht eher hoffen können, als bis der Staat klugen und freymüthigen Geschichtforschern erlauben wird, die öffentlichen Archive zu Rathe zu ziehen. Wenn eine Regierungsform einmal so vollkommen und so festgegründet ist, als die Bernische; so darf und sollte sie billig nicht die Entdeckung fürchten, daß sie zu andern Zeiten weniger vollkommen, oder anders eingerichtet war, als sie es jetzo ist.

Bern hatte von seiner Entstehung, oder wenigstens von dem Jahre an, in welchem es von Friedrich dem zweyten für eine freye Reichsstadt erklärt wurde, (und dies geschah 1218., oder sieben und zwanzig Jahre nach der ersten Gründung) eine demokratische Verfassung. Die Bernischen Geschichtschreiber wollen dieses nicht zugestehen, und führen mehrere, aber meinem Urtheile nach sehr schwache Gegengründe an, die durch unbezweyfelte Urkunden und Thatsachen widerleget werden.

Man beruft sich zuerst auf die Art und Absicht, in welcher Bern von Berchtold dem fünften, Herzoge von Zähringen, erbaut wurde *). Bern, sagt man, entstand nicht, wie die meisten übrigen Städte in Teutschland, aus einem Haufen von Handwerkern, Künstlern und Kaufleuten, die sich in der Nähe irgend eines Bischöfflichen Sitzes, oder Klosters, oder

auch

*) Lesen Sie Diction. Geogr. Berne p. 62.

auch Hofes von Fürsten und Rittern niederließen; sondern sie wurde zur Demüthigung des hohen und zur Beschützung des niedern Adels angelegt. Die ersten Bürger von Bern waren größtentheils Edelleute und freye Besitzer von Ländereyen in der Nachbarschafft der Stadt. Als einen Beweis dieser ersten Bevölkerung und der Aristokratischen Verfassung von Bern, führt man das Factum an, daß die Stadt in einem Zeitraume von drey Jahrhunderten fast keine andere, als adeliche Schultheißen gehabt habe.

Ich will jetzo die Absicht nicht bezweyfeln, warum man sagt, daß Bern erbaut worden sey. Auch läugne ich nicht, daß Bern unter seinen ersten Bewohnern einen zahlreichen Adel, und in den ersten Jahrhunderten fast keine andere, als Schultheißen aus edeln Geschlechtern gehabt habe. Allein ich läugne den Schluß, den man hieraus zieht, daß Bern's erste Verfassung eine Aristokratische gewesen sey. Nichts war natürlicher, als daß die Einwohner von Bern in den ältesten Zeiten, wo sie unaufhörlich kriegen musten, solche Männer zu ihren Häuptern und Führern wählten, die wegen ihres Reichthums am meisten Zeit und Vermögen hatten, den Staat zu regieren, und wegen ihrer Erziehung am meisten Stärke, Muth, und Geschicklichkeit die Feinde der Stadt zurück zu schlagen. Unter welcher Classe von Bürgern konnte man solche Männer eher finden, als

unter

unter den begüterten Edelleuten, die sich in Bern niedergelassen, und die schon so oft Güter und Leben für die gemeinschafftliche Sache gewagt hatten? Daraus aber, daß die Bürger von Bern nur Edelleute zu ihren Führern ernannten, folgt eben so wenig, daß sie kein Recht hatten, diese Führer zu erwählen, als man annehmen kann, daß das Römische Volk nicht die Macht gehabt habe, seine Magistratspersonen zu wählen, und andere Vorzüge der höchsten Gewalt auszuüben, weil es eine Zeitlang seine Vorsteher nur aus den Patricischen Familien nehmen durfte.

In allen teutschen Städten, fährt man fort *), bekleideten in den ältesten Zeiten die adelichen Familien, die sich den Bedrückungen mächtiger Baronen entzogen hatten, die ersten Stellen, und übten eine Macht aus, die dem Zutrauen ihrer Mitbürger entsprechend war, bis der Geist der Gewerbe und Handlung allenthalben Demokratien erschuff, und Sprecher und Vertheidiger des Volks erweckte. Es wäre also in der That sonderbar, daß zu eben der Zeit, wo in allen übrigen Städten die Aristokratien in Demokratien übergingen, in Bern die Demokratische Verfassung in eine Patriotische Aristokratie verwandelt worden, ohne daß man den Zeitpunct dieser Verwandlung anzugeben im Stande wäre. Dies müste einem jeden um desto sonderbarer vorkommen, da das Volk in den häufigen Unruhen und Empörungen im vier-

*) Dict. helv. p. 88. 92. 93.

zehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte niemals, nicht einmal im Jahre 1384. wo man sich gemeiniglich einbilde, daß der Rath der Zweyhunderte gestiftet und die Demokratie aufgehoben worden, auf die Wiederherstellung seiner ehemaligen Vorrechte gedrungen habe.

So scheinbar diese Gründe auch sind, so enthalten sie doch lauter mißgedeutete Facta, oder unrichtige Schlüsse aus richtigen Vordersätzen. Bern läßt sich in Ansehung seiner ältesten Verfassung mit dem größten Theile teutscher Städte nicht vergleichen, indem diese entweder von Bischöffen oder Mönchen oder Fürsten unmittelbar abhingen. Mit denjenigen aber, deren Verfassung der ältesten Bernischen ähnlich war, oder wurde, hat Bern einerley Schritt gehalten, das heißt, Bern wurde je größer und reicher, desto demokratischer, und erhielt in seinen Vennern vier Zunftmeister, die es vorher nicht gehabt hatte, oder wenn diese Magistratspersonen eben so alt, als die Stadt sind, so gewannen sie doch viel mehr Gewalt, als ihnen in den ältesten Zeiten anvertraut worden war. Es ist also auch gar nicht zu verwundern, daß das Volk in den Aufläufen des 14. 15. und 16. Jahrhunderts nur auf die Absetzung einzelner verhaßter Personen, nicht aber auf die Abschaffung der Regierungsform gedrungen hat, weil diese so demokratisch war, daß kaum dem herrschsüchtigsten Pöbel etwas zu wünschen übrig blieb.

Wenn man auch wahrscheinlichere Vermuthungen für die aristokratische Regierungsform von Bern anführen könnte, als ich bisher gehört oder gelesen habe, so würden diese alle durch die ausdrücklichen Worte der ältesten Urkunden und der ältesten Geschichtschreiber widerlegt werden. Die Urkunde ist die so genannte Handveste der Stadt Bern, worin Friedrich der zweyte sie für eine freye Reichsstadt erklärt, und alle ihre Rechte umständlich angeführt und bestimmt hat. In dieser Handveste, die Sie im vierten Stück der helvetischen Bibliothek lesen können, heißt es: Wir geloben euch auch, daß wir, noch einer unserer Nachkommen, einen Schultheißen, noch einen Leut-Priester, noch einen Rath, noch einen Weibel, noch anders einen Amtmann sollen setzen, wann wen ihr setzet, den sollen wir bestätigen. Ihr möget auch alle Jahre den Schultheißen, den Rath, und alle der Stadt Amtleute, ohne einig den Leut-Priester wandeln, ob es euch gefällt. Diese Worte der Handveste lassen gar keinen Zweyfel übrig, daß die Bürgerschafft von Bern in allgemeinen Versammlungen ihre Magistratspersonen erwählt habe.

Daß aber die Bürgerschafft von Bern die ihr von Friedrich dem 2ten verliehenen Vorrechte behauptet und bisweilen auf eine nicht ganz regelmäßige Art ausgeübt worden, erhellet aus einem Vorfall, welchen Conrad Justinger, einer der ältesten und zuverläßigsten Geschichtschreiber, erzählt. Dieser Justinger, der lange Stadtschreiber gewesen war, und auf

Befehl des Raths die Chronik von Bern zwischen 1421. bis 1426. schrieb, meldet unter andern *), daß sich im Jahr 1362. in Bern eine große Rede erhoben, wie man vor 13 Jahren den Ritter Johann von Bubenberg wegen beschuldigter Bestechungen verjagt, aber nichts dadurch gewonnen habe, weil die regierenden Herren nicht weniger, als der verwiesene bestechlich gewesen seyen. Hierüber wäre die Bürgerschafft so sehr aufgebracht worden, daß sie die Vorlesung ihrer Handveste verlangt habe, weil diese lehre, daß die Bürger das, was sie der Stadt gut und nützlich hielten, auch zu thun befugt seyen. Als der Stadtschreiber, fährt Justinger fort, die Stelle, welche die Vorrechte der Bürger enthält, nicht gleich finden konnte, wurde er von einem der Umstehenden gemißhandelt, und nachdem er nun das Gesuchte gefunden und gelesen hatte, eilten die Bürger zu dem Hause des Schultheißen von Schwarzenberg, und verlangten die Panner, welche er ihnen auch willig und freundlich zum Fenster hinausreichte. Mit diesen Fahnen hohlten sie nicht nur den alten Ritter von Bubenberg feierlich ein, sondern ernannten auch sogleich ihm zu Ehren seinen Sohn zu ihrem Schultheißen. Der Geschichtschreiber muß nicht geglaubt haben, daß die Bürgerschafft durch die Absetzung eines alten und die Ernennung eines neuen Schultheißen eine unrechtmäßige Gewalt ausgeübt habe, indem er selbst gesteht, daß der Kaiser Friedrich der

2te

*) S. dessen Fragment in der Helv. Bibl. S. 29.

2te der Stadt große Freyheit über Haut und Haar zu richten, ihre Aemter zu besetzen, ihre Erbe und Erbfälle auszurichten u. s. w. verliehen hätte *).

*) Die bisherigen und folgenden Anmerkungen über die ursprüngliche Verfassung von Bern theilte ich dem Herrn Gerichtsschreiber von Haller als einem Kenner mit, der ihre Richtigkeit am besten prüfen könnte. Dieser verdienstvolle Gelehrte und Staatsmann war so gütig, auf meine Frage zu antworten: daß Bern gewiß zu allen Zeiten aristokratisch gewesen sey, und daß dieses durch die wichtigsten Urkunden, und durch das fortdaurende politische System selbst bewiesen werde, dessen keine Demokratie fähig sey. Zwar habe man zu gewissen Zeiten die Bürgerschafft, wie die Gemeinden auf dem Lande zusammen berufen; allein sie habe nie einen gesetzlichen Einfluß in die Regierung gehabt. Ursprünglich seyn zwey Rathscollegia gewesen, eins von 12, und ein anders von 50 Mitgliedern, wovon das erstere nachher auf 27, und das andere auf 272 Personen erhöht worden. Nirgends sey eine Spur zu finden, daß die Bürgerschafft Magistratspersonen erwählt, oder andere Vorrechte der höchsten Gewalt ausgeübt habe. Die Gewalt der Venner sey anfangs bloß militarisch gewesen, und durch dies Ansehen unterstützt, hätten sie sich zu dem wichtigen Einfluß in Staats- und Familiengeschäffte erhoben. Justinger sey nichts weniger, als zuverläßig, und die Geschichte der Bubenberge eine Fabel u. s. w. — Ich bescheide mich gern, daß Herr

von

Weil nun die Bürgerschafft alle ihre Vorsteher nicht nur erwählte, sondern auch (den Prediger ausgenommen) jährlich ändern konnte, so hatte sie keine Ursa-

von Haller die Zuverläßigkeit von Justinger besser, als ich, beurtheilen könne, da ich nur einen kleinen Theil der Chronik dieses Mannes gelesen habe. Weil aber doch dieser Geschichtschreiber so wohl wegen der Würde, die er bekleidete, als wegen des vom Rathe erhaltenen Anftrags, eine Chronik von Bern zu schreiben, ein Vorurtheil von Glaubwürdigkeit für sich hat, so wünschte ich, daß Herr von Haller, oder wenn es diesem seine wichtigen Geschäffte nicht erlauben, ein anderer Bernischer Gelehrter, der eine eben so tiefe Kenntniß der vaterländischen Geschichte und zugleich mehr Muße hätte, den Werth dieses Mannes und seines Werks gehörig bestimmte, und zugleich zeigte, wie die Handveste von Bern ohne Zwang sich mit der ältesten aristokratischen Verfassung vereinigen lasse. Wenn es auch außer der Handveste keine andere Urkunden gäbe, aus welchen erhellte, daß die Bernische Bürgerschafft die vornehmsten Magistratspersonen erwählt, oder andere Vorrechte der höchsten Gewalt ausgeübt habe, so würde doch daraus nicht folgen, daß die Bürger dergleichen nicht gehabt hätten. Die meisten alten Städte zeichneten zwar vor dem Zeitpuncte, in welchem Bern seine gegenwärtige Verfassung erhielt, ihre wichtigsten Begebenheiten auf, und sammleten auch wohl ihre Civil- und einige peinliche Gesetze, allein sie dachten nicht daran, ihre Grundgesetze, die

sie

Ursache, auf den Rath, der ganz in ihrer Macht war, eifersüchtig zu seyn, und sie überließ ihm daher allem Vermuthen nach die ausübende Gewalt

sie nicht auf einmal von einem Gesetzgeber, sondern zu verschiedenen Zeiten von den Umständen erhalten hatten, zusammen zu suchen und aufzuschreiben, weil es ihnen gar nicht einfiel, daß ihre Verfassung sich jemals ändern, oder daß geschriebene Gesetze jemals ein solches Uebergewicht über verjährte heilige Gewohnheiten erhalten könnten. Genf sammlete seine Grundgesetze erst im Jahr 1568., ungeachtet diese Gesetze schon seit undenklichen Zeiten gegolten hatten. — Wenn ich es für wahrscheinlich hielt, daß die vornehmsten Magistratspersonen und vorzüglich die Venner in den ältesten Zeiten vom Volke erwählt worden seyen, so hatte ich nicht bloß die Handveste im Sinne, sondern ich stützte mich auch auf die Analogie anderer Städte, und auf die Natur der Sache selbst. So wählte Genf z. B. in seinen Syndics Fürsprecher des Volks, und diese ernannten nach ihrem Gutdünken Räthe oder Beysitzer. Wenn die Bernischen Venner vom Rathe, und nicht von der Bürgerschafft erwählt worden wären, so ließe sich gar nicht begreifen, wie sie sich eine solche Gewalt hätten anmaßen, und diese so lange behaupten können. Mir ist es endlich aus der ganzen Geschichte der Stadt Bern wahrscheinlich, daß, wenn sie auch ursprünglich eine aristokratische Verfassung gehabt hätte, diese doch nothwendig bald in eine demnkratische hätte übergehen müssen. Denn wie wollte

mit uneingeschränktem Zutrauen, so lange er desselben werth war. Wahrscheinlich aber legte der Rath, um kein Murren oder Aufläufe zu veranlassen, alle wichti-

te eine kleine Zahl von edlen regierenden Familien ohne stehende Truppen die zahlreichere und mächtigere Bürgerschafft bewogen haben, Jahrhunderte lang zu kriegen, und zur Ankaufung von Herrschafften so häufige und große Beyträge (die bisweilen den fünften Theil des Vermögens überstiegen haben sollen) herzugeben, wenn man mit ihr nicht ohngefähr die gewonnenen Vortheile, wie die Lasten getheilt hätte? So lange die Berner noch Kriege führten, und Eroberungen machten, oder aus ihrem eigenen Vermögen für den Staat neue Besitzungen ankauften, war das Bürgerrecht in Bern viel weniger ein Vortheil, als eine Last, die man gleichsam ausbieten muste, oder gerne mittheilte, weil eine beständig kriegende Bürgerschafft ohne Ergänzung durch Fremde bald aufgerieben worden wäre. So bald aber die Kriege der Berner, und das Anlaufen von Herrschafften aus dem Vermögen der Bürger aufhörte, so erhielt das Bürgerrecht einen ganz andern Werth, und der Staat allmälig eine andere Verfassung, als er vorher hatte. Die Volksversammlungen wurden unnöthig, weil die Bürger nicht mehr zu blutigen oder kostbaren Unternehmungen aufzumuntern, und die nöthigen Abgaben einmal bestimmt waren; und da die Bürger nicht mehr zusammenkamen, so trat der Magistrat stillschweigend in die Vorrechte ein, die man vormals gemein-

schafft-

wichtige Fälle der versammleten Bürgerschafft, oder doch einem Ausschuß derselben vor, aus welchem in der Folge der große Rath entstand. Es ist ungewiß, ob der Rath zuerst zu seiner Sicherheit einen solchen Ausschuß aus der Bürgerschafft an sich gezogen, oder ob die letztere gewiße Personen aus ihrem Mittel ernannt habe, den Berathschlagungen des Raths beyzuwohnen, um nicht durch zu häufige Versammlungen in ihren Arbeiten gestört, oder vom Lande, wo viele wohnten, in die Stadt gelockt zu werden. So viel aber, glaube ich, kann man als gewiß

schafftlich mit der Bürgerschafft besessen hatte. Das Bürgerrecht wurde nun gesucht, und seltner ertheilt, weil die Besitzer desselben beträchtliche Vortheile vor den Insassen hatten, und der Rath um desto mächtiger wurde, je weniger zahlreich die Bürgerschafft war. Meiner Meynung nach finden sich noch jetzo in der Benennung der Mitglieder des großen Raths, die Räth und Bürger genannt werden, in der Wahl der Sechszehner, und in gewissen Gebräuchen und Einrichtungen der Zünfte manche Spuren, daß Bern vormals demokratisch gewesen sey. Ich schmeichle mir, daß weder Herr von Haller, noch irgend ein aufgeklärter Berner mir diese Bemerkungen übel deuten wird. Ich bin bereit, mich eines besseren belehren zu lassen, und würde meine Gedanken gewiß nicht niedergeschrieben haben, wenn ich hätte befürchten dürfen, daß sie einer Regierung, die ich so sehr bewundere, Nachtheil bringen könnten.

gewiß annehmen, daß die Zahl dieser Repräsentanten eben so wenig als ihre Rechte genau bestimmt waren. Wenn das Volk sie erwählte, so läßt sich kaum zweifeln, daß sie jährlich ernannt oder bestätigt worden, indem dieses in der Folge auch unter den Vennern geschah, von denen ich jetzo reden will.

Die häufigen Volksversammlungen, welche die ursprüngliche Verfassung von Bern nothwendig machte, waren mit mancherley Unannehmlichkeiten verbunden, welche selbst dem gesetzgebenden Pöbel auffielen, und beschwerlich wurden. Sie veranlaßten daher die Bürgerschafft in Bern, wie in Venedig und vielen andern Städten, zu dem Entschlusse, inskünftige ihre Magistrats-Personen nicht mehr selbst, sondern durch andere von ihr dazu ernannte Bürger wählen zu lassen. In dieser Absicht erwählte eine jede der vier Quartiere, in welche Bern eingetheilt war, einen Venner, oder ein Haupt, welche Venner mit sechszehn andern Bürgern, die sie nach ihrem Belieben aussuchen konnten, den alten Rath ergänzen und auch den nachherigen großen Rath besetzen sollten. In welchem Jahre und durch welche Veranlassungen die mächtige bald alles an sich reißende und zerrüttende Vennerwürde zuerst eingeführt, oder ihr alle die Vorzüge gestattet worden, die sie mehrere Jahrhunderte durch ausgeübt hat, kann ich Ihnen nicht melden, da ich darüber nichts gehört, und in den mir bekannten Büchern nichts gefunden habe. So lange die Venner den Absich-

ten

ten des Volks entsprachen, muste das letztere weniger Abnahme von Macht, als von Unruhen oder Beschwerlichkeiten merken. Es ernannte die Erwähler aller Magistratspersonen, wählte in den Sechszehnern selbst mit, und wurde auch in den großen Rath der Zweyhunderte gezogen, der schon in Urkunden des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts erwähnt wird. Die Vorrechte der Vennerwürde waren aber zu groß, als daß man sich nicht durch unrechtmäßige Mittel darum hätte bewerben, und sie nachher nicht hätte mißbrauchen sollen. Weil die Venner die Personen, mit welchen sie den kleinen und großen Rath ergänzten, nach ihrem Belieben wählen durften, so nahmen sie keine andere, als solche, von deren Ergebenheit sie sich zum voraus versichert hatten. Eine natürliche Folge hiervon war, daß weder in den großen, noch in den kleinen Rath leicht jemand kam, der ihnen verwerflich geschienen hätte. Weil auch damals noch keine Gesetze waren, wodurch Blutsverwandte von dem kleinen, und Personen unter einem gewissen Alter, sowohl von dem kleinen, als großen Rathe ausgeschlossen wurden, so konnten die Venner in den regierenden Rath von ihrer eigenen oder einer jeden andern Familie so viel hineinbringen, als sie wollten, und sich dadurch das Uebergewicht verschaffen. Weil endlich in alten Zeiten die Landvogteyen nicht durchs Loos, sondern durch öffentliche Stimmen des großen Raths, der ganz aus ihren Creaturen bestand, vergeben

wurden;

wurden; so hatten sie es in ihrer Gewalt, die einträglichsten Stellen, wem sie wollten, zuzuwenden, den Landvögten nach Belieben von ihren Rechnungen abzulassen, und alle Klagen über verübte Gewaltthätigkeiten abzuweisen. Auf diese Art wurden die Venner bald der Mittelpunct der Macht, und der wichtigsten Angelegenheiten des Staats, den sie plünderten und drückten, ohne daß einzelne Personen sich an sie gewagt hätten. Es entstanden zwar oft Aufrühre auf dem Lande, und Meutereyen in der Stadt, allein diese endigten sich höchstens mit der Absetzung einiger strafbaren Räuber und Unterdrücker, nicht mit der Aufhebung der Gebrechen, wodurch die Häupter des Volks verdorben wurden. Die Nachfolger traten bald wieder in die Fußstapfen der Vorgänger ein, und die Verfassung artete zuletzt in eine eben so schimpfliche als drückende Oligarchie aus, aus welcher sie sich kaum in einem Zeitraume von zweenen Jahrhunderten hat heraus arbeiten können.

Den ersten Schritt zur Aristokratie und zur Verminderung der unmäßigen Gewalt der Venner that der große Rath kurz vor der Reformation, als er sich die Ergänzung des damals der Kirchenverbesserung abgeneigten kleinen Rathes anmaßte. Durch diese Einschränkung der Venner litt aber der kleine Rath nur wenig oder gar nichts. Letzterer war noch im vorigen Jahrhundert so allgewaltig, daß er die wichtigsten Angelegenheiten ganz allein abthat, ohne das

Volk

Volk oder den großen Rath zusammenzurufen. Ein viel kühnerer Schritt zu Zerstörung der bisherigen Oligarchie war dieser, daß man die Ergänzung des großen Raths, dem ganzen kleinen Rath, und einer gewissen Zahl von Mitgliedern des großen übertrug, und daß man das Gesetz machte, daß keiner vor dem dreyßigsten Jahre in den großen, und keiner in den kleinen Rath aufgenommen werden solle, der nicht zehn Jahre im großen Rath gesessen habe, und verheirathet sey, oder gewesen sey. Die Zeitpuncte der meisten dieser Einrichtungen finde ich eben so wenig bestimmt angegeben, als die Perioden, in welchen der große Rath sich die verschiedenen Theile der gesetzgebenden und oberstrichterlichen Gewalt angemaßt, und sowohl den kleinen Rath, als alle hohen Collegia von sich abhängig gemacht hat.

Die Bewohner der Stadt und des Cantons Bern lassen sich in zwo Classen abtheilen: nämlich in Bürger und Unterthanen. Ungeachtet alle Bürger ohne Ausnahme regimentsfähig sind, das heißt, nicht durch ausdrückliche Gesetze vom großen und kleinen Rathe ausgeschlossen sind; so kann man doch die Bürgerlichen Familien in regierende, und nicht regierende eintheilen. Der erstern waren zu Stanians Zeiten achtzig, und sind jetzo nur etwa siebenzig; der letztern, die keine Mitglieder im großen Rathe haben, sind jetzo kaum zweyhundert, da man ihrer zu des ebengenannten Schriftstellers Zeiten noch dreyhundert und sechszig zählte. Selbst die regierenden

Fami-

Familien lassen sich wieder in die großen oder vornehmern, und in die kleinern eintheilen. Zu den ersten gehören diejenigen, die gewöhnlich aus ihrem Mittel ein Mitglied im kleinen, und sechs bis zwölf im großen Rath haben. Kleine sind solche, aus welchen selten einer im kleinen, und nur wenige im grossen Rath sitzen, oder die wenigstens nicht auf viele Stimmen im letztern rechnen können. Die ewigen Einwohner kann man als Bürger sine jure suffragii ansehen, dergleichen die Römer auch hatten. Doch hat man bisher unter den ewigen Einwohnern allen denen das Bürgerrecht gegeben, die es nur einigermaßen wahrscheinlich machen konnten, daß es ihnen vormals versprochen worden. Sonst aber ist das Bürgerrecht in Bern, wie in allen Aristokratischen Staaten der Schweiz, jetzo um keinen Preis feil. Die Unterthanen sind wenigstens eben so sehr, als die Bürger von einander verschieden. Die Edelleute im Pays de Vaud fühlen die Herrschafft der Republik Bern nur allein darinn, daß sie ihr huldigen, und in gewissen Fällen, wenn ihre Güter an andere als ihre nächsten Verwandten fallen, eine bestimmte Summe bezahlen müssen. Noch unabhängiger sind die sogenannten freyen Städte im Aargäu, Zofingen, Arau, Lenzburg, Brug, und dann die Städte Burgdorf, Erlach und Thun. Alle diese Städte wählen nicht nur ihre eigene Obrigkeit, sondern einige von ihnen richten so gar in der letzten Instanz über Leben und Tod, und üben über benachbar-

nachbarte Dörfer die Gerichtsbarkeit aus. Die übrigen Municipalstädte stehen zwar alle unter der Jurisdiction von Landvögten; allein sie haben doch die erste Instanz, und können ihre Magistratspersonen selbst wählen, oder auch mehrere vorschlagen, aus welchen dann eine vom kleinen Rath in Bern bestätigt wird. Sie geben keine andere Abgaben, als die im Verkauf des Salzes und in den mäßigen Zöllen enthalten sind. Auf dem Lande giebt es zwar Baurengerichte; allein diese kann der Kläger vorbey gehen, und geht sie auch gewöhnlich vorbey. Die Bauren tragen keine andere Auflagen, als die Städter und Bürger, den Grundzins oder die Zehnten ausgenommen, womit ihre Ländereyen in den ältesten Zeiten beschwert waren.

Nur die Regimentsfähigen Bürger allein können in den großen Rath kommen, der, wenn er vollständig ist, mit Inbegriff des kleinen Raths, aus zwey hundert und neun und neunzig Mitgliedern besteht. Die Stellen der gestorbenen Mitglieder besetzt man nicht gleich nach ihrem Tode, sondern man wartet acht oder zehn Jahre, bis wenigstens achtzig abgegangen sind, wie einige sagen, um desto mehrere auf einmal zu erfreuen, oder, wie andere, um in einem gewissen Zeitraume die Zahl von Prätendenten sich vermindern zu lassen, die auf Landvogteyen Anspruch machen können. Wenn man den Entschluß, eine Rathsergänzung vorzunehmen, gemacht hat, so läßt man von allen Zünften ein Verzeichniß

der Bürger einreichen, welche sie der Ehre in den großen Rath aufgenommen zu werden für würdig halten. Zugleich werden alle Jahr von neuem auf einer jeden der vier wichtigeren Zünfte zwo, und auf einer jeden der acht kleineren eine Person durchs Loos erwählt, die mit dem kleinen Rath den großen ergänzen sollen. Diese Personen nennt man ihrer Zahl wegen die Sechszehner, und sie können gewöhnlich nur aus den Mitgliedern des großen Raths, die schon Landvogteyen hatten, erwählt werden, ausgenommen wenn auf einer Zunft sich gar keine Altlandvögte finden sollten. Diese Sechszehner verbunden mit den sieben und zwanzig Mitgliedern des kleinen Raths machen die wichtige Versammlung aus, welche den gesetzgebenden Cörper ergänzt. In dieser Versammlung haben, zuerst die Schultheißen durch ein altes Herkommen den Vorzug, zwo Personen, und die übrigen Rathsherrn, und Sechszehner, sammt dem Stadt- und Gerichtsschreiber, dem Groß-Weibel und Rathhaus-Ammann eine Person als ein würdiges Mitglied des großen Raths zu ernennen. Nichts ist natürlicher, als daß Väter ihre Söhne oder Schwiegersöhne, und Brüder ihre Brüder, oder andere ihnen am nächsten verbundene Personen ernennen. Solche von den Mitgliedern des Wahlcollegii vorgeschlagene Personen werden einstimmig erwählt, wenn sie sich anders dieser Ehre nicht durch notorische Schändlichkeiten unwürdig gemacht haben; denn in solchen Fällen werden die Vorgeschlagenen

bisweilen verworfen. Durch diese Ernennungen werden schon fünfzig Stellen besetzt; die übrigen werden, wie es heißt, durch freye Wahl vergeben. Man liest nämlich alle von den Zünften eingegebene Namen der Regimentsfähigen Bürger, so wie sie durch das Loos herausgezogen werden, einen nach dem andern ab. Bey den Namen von Personen, die keine Verwandte oder Beschützer unter den Wählenden haben, bleibt alles sitzen; bey denen aus regierenden Familien hingegen stehen diejenigen auf, die der abgelesenen Person ihre Stimme geben wollen. Die Zahl der aufgestandenen Personen wird bey jedem Namen genau bemerkt, und wenn alle Verzeichnisse abgelesen sind, so sind diejenigen erwählt, welche die meisten Stimmen haben. Eingeborne, die mit den Verhältnissen der Bernischen Familien genau bekannt sind, wissen nicht nur vor der Wahl, welche Personen ein jedes Mitglied des wählenden Collegii ernennen, sondern auch oft, welchen ein jeder seine Stimme geben wird. Höchstens bleibt es von einem oder einigen Candidaten ungewiß, welcher die meisten Stimmen erhalten werde, und es geschieht also nur selten, daß Personen wider alle Erwartung übergangen, oder erwählt werden. Wenn die große Rathsbesatzung nicht durch eine öffentliche Ernennung, oder durch Stimmen geschähe; so würden unzählige heimliche Betrügereyen begangen, und endlose Feindschaften unter Familien und Verwandten gestiftet werden. Diejenigen, welche einige, wenn gleich nur entfernte

Hoffnungen hatten, in den großen Rath zu kommen, ohne ihren Wunsch zu erreichen, werden durch einträgliche Landschreibereyen oder andere Stellen getröstet, unter denen verschiedene bis 6000 Pfund abwerfen. Bey der jetzt beschriebenen Art, den großen Rath zu ergänzen, wird es freylich solchen Familien, die herausgefallen oder noch nicht darin gewesen sind, sehr schwer, hineinzugelangen; es ist ihnen aber deßwegen der Zugang nicht gänzlich verschlossen. Talente, Fleiß und Vermögen können auch solche Bürger, deren Vorfahren nicht im Rath saßen, oder wenigstens ihre Kinder in den gesetzgebenden Rath einführen. Männer von großen Verdiensten werden bisweilen von Gönnern, die ihnen durch nichts als Genie und Tugend verwandt sind, zu Mitgliedern des grossen Raths ernannt, und reiche Bürger, die nach dieser Würde streben, brauchen sich nur um die Töchter eines oder des andern Erwählers zu bewerben, die entweder keine oder schon versorgte Söhne, und zugleich wenig Vermögen oder viele Schulden haben. Der Bräutigam erhält alsdann mit seiner Braut die Ernennung zu einem Mitgliede des großen Raths, welche Ehre allemal für einen reichen Brautschatz gelten kann, und gemeiniglich auf dreyßigtausend Pfund geschätzt wird. So wie die großen Familien sich aus einem gemeinschafftlichen Interesse unterstützen, und darnach streben, daß keine tiefer sinkt, als sie bisher stand; so geben sie auch wieder darauf Acht, daß keine unverhältnißmäßig mächtig werde, oder ein zu großes

Uebergewicht erhalte. Man sucht es deßwegen zu verhindern, daß die Zahl der Mitglieder aus einer einzelnen Familie nicht zu groß, oder nicht viel größer als bisher werde, und eine jede kann also nur darauf rechnen, eben so viele Mitglieder aus ihrem Mittel in den großen Rath zu bringen, als sie verloren hatte. Man hat mich versichert, daß die kleinen Familien sich der Aufnahme von Bürgern, oder dem Eindringen von bisher nicht regierenden Familien in den grossen Rath viel heftiger, als die vornehmsten Häuser widersetzen.

Dieser große Rath hat nach der jetzigen Verfassung der Republik allein die höchste Gewalt. Er allein giebt oder schafft Gesetze ab: vermehrt oder vermindert Auflagen, beschließt Krieg, Frieden und Bündnisse, übt die oberste peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit aus: besetzt die vornehmsten Bedienungen des Staats: hat die oberste Aufsicht über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte: theilt allen übrigen Collegiis die Gewalt und Vorrechte aus, die sie besitzen, und kann allein außerordentliche Ausgaben oder Gnadenbezeugungen, die über hundert Thaler steigen, bewilligen. Der große Rath versammelt sich wöchentlich dreymal, und in der Erndte und Weinlese nicht ohne dringende Noth nur zweymal. Er kann alle Sachen viel schneller, als andere Collegia, abthun, weil sie ihm schon von einem oder mehrern Collegiis vorgearbeitet und gleichsam reif vorgelegt werden.

Bern hat dieses mit allen ihm ähnlichen aristokratischen Staaten gemein, daß außer dem großen gesetzgebenden Cörper noch ein kleinerer da ist, der gleichsam beständig fortdauert, über alle Sachen, die dem größern vorgelegt werden sollen, vorher rathschlagt, und sie vorbereitet, der die Befehle und Entschlüsse der gesetzgebenden Macht ausübt, und gewisse Theile der ausübenden allein besitzt. Ein solcher Cörper ist der so genannte kleine oder tägliche Rath, den man einen Ausschuß des größern nennen kann, weil er, sobald dieser versammelt ist, in demselben verschwindet. Dieser kleine Rath bestehet aus sieben und zwanzig Mitgliedern, zween Schultheißen, eben so vielen Seckelmeistern, vier Vennern, siebenzehen Rathsherren, und zweenen Heimlichern. Die beyden Schultheißen werden aus einer gewissen Zahl von Personen, welche die Venner vorgeschlagen haben, vom großen Rath erwählt und wechseln jährlich ab. Der regierende Schultheiß ist das Haupt des kleinen, und des großen Raths, in welchem er aber nur Stimmen sammlet, ohne selbst eine zu haben. Unter den Seckelmeistern ist der Teutsche im Range der nächste nach dem Schultheißen, und der Präsident der teutschen, so wie der Welsche der welschen Schatzkammer. Die vier Venner sind Mitglieder beyder Schatzcollegien, und haben zwar noch einige, aber doch nur wenige von ihren ehemaligen Vorrechten erhalten. Ihre Würde, die nur vier Jahre dauert, wird auch vom großen Rath vergeben, und ist mit

der Regierung eines der vier um die Stadt gelegenen Landgerichte verbunden, die in den ältesten Zeiten das ganze Gebiet von Bern ausmachten, und für Landvogteyen angesehen werden können. Die beyden Heimlicher sind gleichsam Abgeordnete des grossen Raths, die darauf Achtung geben müssen, daß im kleinen Rath keine der Republik nachtheilige Entwürfe gemacht werden. Sie sind daher verbunden, Sachen, die ihnen von einigen Mitgliedern des grossen Raths in dieser Absicht anvertraut werden, mit Verschweigung der Namen bey dem kleinen anzubringen; auch können sie, wenn sie es nöthig finden, ohne und wider den Willen des regierenden Schultheißen den großen Rath zusammenberufen. Wenn ein Rathsherr stirbt, so wird der älteste Heimlicher gewöhnlich zu der erledigten Stelle erhoben, und zugleich ein neuer Heimlicher erwählt.

In der Wahl eines Mitgliedes des kleinen Raths findet sich eine so eigenthümliche Mischung von Stimmen und Loos, daß sie gewiß ihre Aufmerksamkeit reizen wird. Wenn ein Rathsherr gestorben ist, so wird gleich nach seiner Beerdigung der kleine und große Rath versammlet, und es werden in zwey verdeckte Gefäße so viele Kugeln gethan, als Mitglieder des einen und des andern Raths gegenwärtig sind. Unter den Kügelchen, die für den kleinen Rath bestimmt sind, finden sich drey, unter denen für den großen Rath sieben vergoldete; die übrigen alle sind silbern. Die drey Mitglieder des kleinen, und die

sieben des großen Raths, welche die goldenen Kugeln ziehen, gehen hinter einen Vorhang, wo sie viele Bögen finden, auf welchen die Namen aller rathsfähigen Mitglieder des großen Raths gedruckt sind. Hier schneidet ein jeder den Namen desjenigen aus, den er zu einem Heimlicher tüchtig hält. Niemand ist rathsfähig, der nicht zehn Jahre im großen Rath saß, und verheirathet ist, oder es wenigstens war. Wenn die zehn Erwähler weniger als sechs Personen vorschlagen, so werden auf die beschriebene Art zehn andere durchs Loos erwählt, welche die mangelnde Zahl von Candidaten vollmachen müssen. Sobald dieses geschehen ist, so werden die Namen der Ernannten auf Schachteln geklebt, und abermals in verdeckte Gefäße so viele Ballots gelegt, als Herren des großen und kleinen Raths da sind. Unter diesen Kugeln sind zwey Drittheile vergoldet; und ein Drittel silberne. Wer eine silberne greift, ist von der Zahl der wählenden ausgeschlossen; diejenigen aber, denen die goldenen zufallen, werfen sie in die Schachteln derer, welchen sie ihre Stimmen geben wollen. Wenn man herum ballotirt hat, so ruft man denjenigen, der die wenigsten Ballots erhalten hat, mit seinen Verwandten wieder herein, indem die Candidaten mit ihren Verwandten bis dahin abtreten müssen. Auf eine ähnliche Art ballotirt man, und fähret fort, diejenigen, welchen die wenigsten goldenen Kugeln zugefallen sind, herein zu fordern, bis noch vier Candidaten übrig sind. Für diese wirft man

vier Ballots, zwey silberne und eben so viele vergoldete in einen Beutel, und läßt sie einen nach dem andern ziehen. Diejenigen, welche die silbernen treffen, sind ausgeschlossen, und nur um die beyden übrigen wird wieder ballotirt. Wer alsdenn die meisten Ballots erhält, ist Heimlicher.

Die Absicht der weisen Vermischung des Loos[illegible] und des Votirens in der Wahl eines Rathsherrn i[illegible] augenscheinlich diese: daß alle Cabalen und gefährliche Bewerbungen gehindert, und doch auch nicht unwürdigen Mitgliedern der Zugang in den Rath geöffnet werde. Wenn man aber Bern nicht kennt, und dabey bedenkt, daß die ersten Ernenner durchs Loos erwählt, daß durchs Loos wieder ein Theil des großen Raths, vielleicht also gerade die unparteyischsten und aufgeklärtesten Patrioten, von den Wählenden ausgeschlossen, und daß endlich zwey von den vieren, welche die nächste Hoffnung zur Rathsherrnwürde haben, gleichfalls durchs Loos gesprengt werden, so kann man leicht auf die Vermuthung kommen, daß man dem Loos in der Ernennung der Väter des Volks zu viel überlassen habe, und daß dieses eben sowohl sich zu einer unfähigen und unwürdigen, als fähigen und würdigen Person verirren könne. Allein das einzige, was das Loos vermag, besteht darinn, daß es die würdigsten Candidaten einigemal übergehen oder täuschen kann. Das erste geschiehet alsdann, wann unter den zehn Personen, denen der Vorschlag der künftigen Rathsglieder durchs

Loos überlassen wird, keine denjenigen nennt, welchen das Publicum oder der größere Theil des Raths dazu bestimmt hat. Der andere Fall tritt, wie es sich von selbst versteht, alsdann ein, wenn ein Ernannter bey dem letzten Loosen ein- oder mehrmal eine silberne Kugel zieht. Allein beyde Unfälle sind von der Art, daß sie einen von dem größern Theile des regierenden Raths begünstigten Candidaten zwar einige Jahre aufhalten, aber nicht gänzlich ausschließen können. Wer also von den vornehmsten Familien unterstützt wird, der muß nothwendig bald in den Rath kommen; denn diese können es immer dahin bringen, daß er unter die vier glücklichen kömmt, welche um die erledigte Würde loosen; und wenn er auch nicht das erste oder zweyte oder drittemal eine goldene Kugel erhascht, so kann er doch versichert seyn, daß es das viertemal geschehen und daß er alsdann beym letzten Ballotiren werde erwählt werden. Wer hingegen alle mächtige Häuser gegen sich hat, dem ist es unmöglich, Rathsherr zu werden, so sehr ihn auch das Glück begünstigen mag; denn, wenn er auch bis zur letzten Wahl gelangt, so wird er doch immer beym letzten Ballotiren geflämmt. Eben deßwegen, weil die vornehmen Familien bey der Rathsherrnwahl immer mächtiger, als das Loos bleiben, so ist es fast noch seltener, daß jemand aus einer Familie, die bisher noch nicht in dem kleinen Rath saß, Mitglied desselben wird, als daß ein novus homo aus einer nicht regierenden Familie in den

großen Rath kommt. Doch kann das erstere sich am leichtesten zutragen, wenn bey dem letzten Loosen der Candidaten gerade die beyden, von welchen man einen zum Rathsherrn bestimmt hatte, silberne Kugeln ziehen, und alsdann jemand, der vorher nur wenig Hoffnung hatte, mit einem andern auf die letzte Wahl kommt, der sich den vornehmsten Familien verhaßt gemacht hat. In diesem Falle wird der erstere nicht um seiner vorzüglichen Verdienste willen, sondern hauptsächlich deßwegen erwählt, damit nicht sein Mitbewerber die erledigte Würde erhalte.

Wenn aber auch das Loos bisweilen den Würdigsten vorübergeht; so ist es doch kaum gedenkbar, daß ein durchaus Unwürdiger jemals Rathsherr werden sollte. Dawider streiten nicht nur die heiligsten Gesetze, sondern auch eben so heilige Staatsmaximen, die nicht weniger unverbrüchlich beobachtet werden. Weil nach den Gesetzen niemand Rathsherr werden kann, der nicht zehn Jahr im großen Rath gesessen hat, so kann man immer annehmen, daß die wahlfähigen Personen nicht nur in den Versammlungen des regierenden Senats, sondern auch als Landvögte sich mit allen Theilen der Staatsverwaltung bekannt gemacht haben, denn nicht leicht wird jemand als Rathsherr in Vorschlag kommen, oder diesen Vorschlag annehmen, der nicht schon vorher eine Landvogtey gehabt hat. Ueberdem wird aus einer jeden Familie immer nur das fähigste und würdigste Mitglied zum Rathsherrn bestimmt, und diejenigen als

unwür-

unwürdig verworfen, die sich schändlicher oder gewaltthätiger Handlungen schuldig oder nur verdächtig gemacht haben. Der kleine Rath in Bern besteht daher gewiß immer aus den reifsten und weisesten Staatsmännern, und hat auch gewöhnlich durch seine Weisheit mehr Einfluß und Ansehen, als die Gesetze des Staats ihm Gewalt gelassen haben.

Die wichtigsten Vorrechte des kleinen Raths sind folgende: daß er alle täglich vorfallenden sowohl auswärtigen, als innern Angelegenheiten, sowohl Polizey- als Civil- und Kirchensachen abthut, die nicht vor den großen Rath, oder ein anderes hohes Collegium gehören: daß er Belohnungen oder Gnadengelder oder andere Ausgaben bis auf hundert Thaler bewilligen kann: daß er die geistlichen Stellen und untern Civil- und Polizeybedienungen besetzt: daß er alles, was dem großen Rath vorgelegt werden soll, zuvor überlegt, und vorbereitet: daß aus seinem Mittel Gesandte, die Vorsitzer fast in allen hohen Collegiis, und die vornehmsten Staatsbedienten gewählt werden, und endlich daß er vorzüglich den grossen Rath ergänzt. Dieses letzten Vorzugs wegen ist den vornehmen Familien immer am meisten daran gelegen, eine Person aus ihrem Mittel im täglichen Rath zu haben. Wenn Sie diese Vorrechte des kleinen Raths mit denen des großen und anderer Collegien zusammenhalten; so werden Sie finden, daß der Erstere Macht genug hat, um die Maschine des Staats im Gange zu erhalten, oder sie zu verbessern,

aber

aber nicht so viel, um sie zu verrücken, oder gar über'n Haufen zu werfen.

Die Mitglieder des großen Raths erhalten gar keine Besoldungen: die Vorsitzer oder Directoren einiger Collegien ausgenommen, z. B. den Groß-Weibel, Gerichtschreiber u. s. w. Die Mitglieder des kleinen Raths werden alle besoldet, aber so geringe, daß nicht leicht jemand um der Besoldung willen nach einer Rathsherrnstelle eifrig streben würde. Der Schultheiß erhält jährlich etwan fünf bis sechs tausend Pfunde, wovon ein jedes $22\frac{1}{2}$ französische Sols ausmacht, ein Seckelmeister 3000 bis 4000, und ein Rathsherr 1200 oder fünfzig neue Louisd'or. Einer von den Vennern, zu den Pfistern genannt, steht auch gut, indem das Amt, was er zugleich verwaltet, eine kleine Landvogtey ist; diese Stelle wird aber, wie der übrigen Venner, alle vier Jahre von neuem besetzt. Nach einer zuverläßigen oder höchstwahrscheinlichen Schätzung glaube ich nicht, daß die Besoldungen, welche der Staat an den großen und kleinen Rath und alle hohe Collegia auszahlt, viel über 3000 neue Louisd'or ausmachen. Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, daß geringe Besoldungen ein sicheres Kennzeichen und eine unumgängliche Bedingung eines gut geordneten Freystaats sind.

Im gemeinen Leben, und auch in Briefen, nennt man im Bernischen ein Mitglied des kleinen Raths: hochgeachter, und ein Mitglied des großen Raths

hochge-

hochgeehrter Herr, denn gnädiger Herr oder ihre Gnaden wird ganz allein den beyden Schultheißen gegeben. Von gnädiger Frau oder gnädigen Fräulein weiß man hier nichts. Der große Rath wird oft durch Räth und Bürger, am häufigsten durch die Worte: meine gnädige Herren bezeichnet, welche letztere Formel auch Mitglieder des kleinen und großen Raths in der Versammlung des letztern gebrauchen.

So wenig irgend ein Ministerium alle Geschäffte bestreiten könnte, wenn man sich aus dem ganzen Lande zuerst und unmittelbar an dasselbe wenden dürfte; eben so wenig würde in demselbigen Falle der kleine Rath in Bern dazu im Stande seyn. Die meisten Angelegenheiten kommen an den letztern aus andern niedern, wichtigern oder unwichtigern Collegiis. Wenn man die Zahl dieser Collegien mit denen in Monarchischen Staaten vergleicht, so sollte man auf die Gedanken kommen, daß der Staat Bern ein viel größeres Gebiet, oder vielmehr Geschäffte habe, als er wirklich hat. Es giebt nicht nur ein Chorgericht oder Consistorium, einen Kriegsrath, und außer einem Stadtgericht zwo Appellationscammern, und eben so viele Schatzcammern für das teutsche und welsche oder französische Gebiet; sondern es giebt auch eine teutsche und welsche Holzcammer, eine Jäger- und Exulanten-Cammer, eine Landsassen-Proselyten- und Reformations-Cammer, ferner eine Fisch- und Fleischtax-Commißion, eine Landsfried-

liche,

liche, eine Lessenbergische, Neuenburgische, Freyburgische, Reitschul- und Pferdezucht-Commission, in welchen allen ein oder mehrere Mitglieder des kleinen Raths sitzen. Auf diese Art werden Geschäffte und Departements, deren in Monarchien oft ein einziger Minister mehrere zu besorgen hat, unter viele Collegia vertheilt. Eine solche Zersplitterung von Geschäfften oder Vervielfältigung von Collegiis macht den Gang der erstern freylich langsamer, aber auch sicherer; und Geschäffte werden zwar nicht so rasch abgethan, als in großen Reichen, aber länger und reifer, und von einsichtsvollern und erfahrnern Männern erwogen. Durch diese reifere Ueberlegung gewinnt der Staat unendlich mehr, als er durch Langsamkeit je verlieren kann, besonders da fast alle Arbeiten, womit sich die wichtigsten Collegia beschäfftigen, innere, nicht aber auswärtige Angelegenheiten sind, bey welchen allein Zögerung bisweilen gefährlich oder schädlich werden kann. Die große Zahl von Commissionen hat auch noch diesen großen Vortheil, daß Söhne aus vornehmen Familien in einem Alter, wo sie zu höhern Würden noch keinen Zutritt haben, als Secretaire vorbereitet, und in öffentliche Geschäffte eingeweiht werden.

In keinem Theile der öffentlichen Verwaltung zeigt es sich mehr, wie viel der Staat und die Einrichtung desselben seit einigen Menschenaltern gewonnen haben, als in der Besetzung und Verwaltung der Landvogteyen, welche man die Provinzen der

Berni-

Bernischen Magistratspersonen nennen kann. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts wurden die Landvogteyen durch öffentliches Votiren vergeben. Eine Folge davon war, daß diejenigen, welche einträgliche Landvogteyen zu haben wünschten, sich um die Gunst solcher Mitglieder des großen Raths bewarben, die das meiste Ansehen hatten, und daß sie dieser ihre Gunst durch eine gänzliche Ergebung ihrer Person, durch die Verpfändung ihrer und ihrer Verwandten Stimmen und nicht selten durch Bestechungen zu gewinnen suchten. Aus diesen Bewerbungen entstanden Kleinmüthigkeit oder Mangel von Freymüthigkeit im Rath, und gewaltthätige Bedrückung der Unterthanen, weil man wuste, daß man durch eben die mächtigen Gönner, denen man seine Stelle zu verdanken hatte, auch gegen Klagen, oder die Ablegung einer strengen Rechenschafft wurde gesichert werden. Die Gewaltthätigkeiten der Landvögte waren so unleidlich, daß sie noch im Jahre 1653. einen allgemeinen Aufstand der Bauern veranlaßten, und auswärts so allgemein anerkannt, daß die Landvögte in ganz Europa als Tyrannen ihrer Unterthanen verabscheut wurden. So gar Stanian versichert, daß zu seiner Zeit Recht und Unrecht in der ganzen Schweiz feil gewesen sey, und auf eine ähnliche Art habe ich viele aus dem Païs de Vaud von Bern und den Bernischen Magistratspersonen reden hören; allein diese Vorwürfe haben von Zürch und Bern schon lange aufgehört wahr zu seyn, und

es

es ist also unbillig, das, was die Väter und Vorfahren gesündigt haben, den in diesem Puncte gebesserten Nachkommen anzudichten. Die unvermeidlichen Nachtheile, die mit der ehemaligen Art zu wählen verbunden waren, fielen so sehr in die Augen, daß der große Rath im Jahre 1710 den Entschluß faßte, nach dem Beyspiele von Freyburg die Landvogteyen durchs Loos zu vergeben. Diese Verordnung wurde zuerst nur auf sieben Jahre gemacht; man fand aber bald, wie ein scharfsinniger Schriftsteller sagt, daß das Ohngefähr nicht blinder, als Gunst und Cabale sey, und übergab also dem Loose auf ewig, was man ihm bisher nur auf eine gewisse Zeit anvertraut hatte. So bald man die Landvogteyen nicht mehr zu erkriechen oder zu erkaufen brauchte, hörte die sclavische Abhängigkeit des größten Theils des regierenden Raths von einigen mächtigen Oligarchen auf: man redete und stimmte mit mehr Muth, als vorher, man nahm sich der Geschäffte mit größerem Eifer an, und nöthigte die Landvögte zur größten Genauigkeit in ihren Rechnungen und die Schatzcollegia zur grösten Strenge in den Prüfungen. Von diesen Verbesserungen muß man den Wohlstand und selbst den Reichthum des Bernischen Bauren, und seine Zufriedenheit mit der Regierung anrechnen.

Die Landvögte sind gleichsam ein jeder in seinem Amte das und zum Theil noch mehr, was der kleine Rath in Bern für den ganzen Staat ist. Ein

Landvogt ist der oberste Polizeycommissarius in seinem Bezirk, der Einnehmer und Verpachter der öffentlichen Einkünfte aus Domainen, Grundzins und Zehnten, und die erste oder zweyte Instanz in allen Civilprozessen. Bey dieser großen Gewalt und der kurzen Dauer derselben (indem kein Landvogt seine Stelle länger als sechs Jahre behält, oder jemals behalten hat) musten nothwendig Ungerechtigkeiten ausgeübt werden, so lange nur die geringste Hoffnung, es ungestraft thun zu können, übrig blieb.

Bey der jetzigen Einrichtung ist es kaum möglich, daß ein Landvogt, ohne entdeckt und bestraft zu werden, den Staat betrügen, oder den Unterthanen Unrecht thun könnte. Durch die Verwaltungen und Abrechnungen seiner Vorgänger, unter denen fast immer einer oder mehrere im großen Rath sitzen, sind die öffentlichen Einkünfte seines Amtes auf das genaueste bekannt, und auch in Bestrafungen ist der Willkühr des Landvogts nichts überlassen, wenigstens sind alle Geldstrafen auf das genauste bestimmt. Wenn jemand mit dem Urtheile eines Landvogts nicht zufrieden ist; so darf dieser keinen Augenblick die Appellation verweigern. Glaubt er aber gar von ihm zu hart gestraft oder sonst ungerecht behandelt zu seyn, so kann er sich ohne Bedenken an den kleinen Rath in Bern wenden, wo der ärmste Bauer versichert ist, daß er gegen den reichsten und mächtigsten Landvogt Recht erhält, wenn er es anders wirklich auf seiner Seite hat. In Bern ist es fast zum

Sprüch-

Sprüchwort geworden, daß der Bauer, wenn er nicht ein offenbarer Chicaneur ist, fast immer gegen den beklagten Landvogt Recht behält; er mag Recht oder Unrecht haben. Selten also straft ein Landvogt so scharf, als die Gesetze es ihm erlauben; und wenn einer oder der andere es bisweilen wegen der Ausgelassenheit der Bauern nöthig findet, so legt er nicht selten den Theil der Strafgelder, der ihm nach den Gesetzen zukäme, den er aber über die gewöhnlichere gelindere Taxe gefordert hat, bey Seite, und schenkt ihn den Armen, oder irgend einer wohlthätigen Anstalt, um nicht einmal einer aus Habsucht entstandenen, wenn gleich nicht ungerechten Strenge geargwohnt zu werden. Die regierenden Familien wetteifern gleichsam unter sich, welche die andere an Milde übertreffen, oder den schon lange verdienten Ruhm einer sanften Regierung am längsten behaupten werde.

Alle Landvogteyen sind in Rücksicht auf ihre Einträglichkeit in vier Classen getheilt. Die von der ersten Classe bringen jährlich zwischen sechs und acht tausend Thaler: die von der zweyten vier bis fünf tausend; die von der dritten drey bis vier tausend; und die von der letzten Classe weniger als zwey tausend Thaler ein. Da nun die Landvogteyen in Ansehung der Einträglichkeit so sehr von einander verschieden sind; so erforderte es die Billigkeit und Klugheit, das Loos, wodurch sie vergeben werden, so einzuschränken, daß es nicht mehrere der besten Land-

vogteyen einer einzigen Person, und den verdientesten Männern vielleicht gar keine oder eine schlechte zuwenden könnte. Um also der blinden Güte sowohl als der Ungerechtigkeit des Ohngefährs vorzubeugen, machte man das Gesetz, daß alle diejenigen, welche eine Landvogtey von der ersten Classe gehabt hätten, niemals eine andere vom großen Rath zu vergebende einträgliche Bedienung erhalten könnten: die Landvogteyen ausgenommen, welche Bern abwechselnd mit andern Cantonen zugleich besetzt, und die in Bern nicht sehr gesucht werden. Man verordnete ferner, daß, wer eine Landvogtey von der zweyten Classe erhalten hätte, niemals wieder auf eine von derselbigen, noch weniger auf eine von der ersten Classe Anspruch machen, und überdem acht Jahre warten solle, bevor er wieder Landvogt werden könne. Eben diesen Gesetzen nach ist es zwar den ehemaligen Besitzern von Landvogteyen aus der dritten Classe erlaubt, sich um eine zweyte von der vierten Classe zu bewerben, doch müssen die Alt-Landvögte sechs Jahre warten, ehe sie als Candidaten von erledigten Landvogteyen wieder angenommen werden.

Selbst diese Einrichtungen aber würde man noch als unbillig tadeln können, wenn junge Rathsmitglieder, die sich entweder gar keine oder sehr geringe Verdienste um das Vaterland erworben haben, mit den ältern und verdientern ein gleiches Recht besässen, um eine jede Landvogtey zu loosen. Es werden daher einem weisen Gesetze zufolge vor der Besetzung

setzung einer Landvogtey zuerst die Mitglieder von der ältesten Rathswahl gefragt, ob sie loosen wollen, und wenn diese, wie es gemeiniglich geschieht, keine Lust oder auch kein Recht mehr dazu haben, so wendet man sich an diejenigen Mitglieder, welche das nächstemal nach ihnen in den großen Rath gekommen sind, und wenn auch diese aus ähnlichen Ursachen keine Ansprüche machen wollen, oder dürfen; so kömmt die Reihe endlich an die von der vorletzten oder letzten Rathsergänzung. Wenn alle Candidaten sich gemeldet haben, so thut man so viele Kugeln in einen Sack, als Bewerber sind; und wer alsdann die einzige vergoldete zieht, der ist Landvogt. Bisweilen geschieht es, daß Mitglieder des großen Raths zwanzig oder dreyßig Jahre in auswärtigen Diensten sind, und erst bey der Rückkehr in ihr Vaterland eine Landvogtey begehren. Solche alte Mitglieder sind gemeiniglich aus der ganzen Regimentsbesatzung oder der Zahl von Personen, die mit ihnen in den großen Rath kamen, die einzigen, die auf Landvogteyen vom ersten oder zweyten Range noch Anspruch machen können. Ihnen ist es also auch erlaubt, ohne Loos eine jede erledigte Landvogtey, die ihnen gefällt, zu wählen, weil niemand von gleichem Alter da ist, der sie ihnen streitig machen könnte. Von denen, welche im Lande bleiben, wartet fast keiner so lange, bis niemand aus derselbigen Regimentsbesatzung übrig ist, der um eine der ersten Landvogteyen ansuchen könnte; denn, wenn man vor diesem

Zeitpuncte stürbe, so verlöre die Familie alles, was man in einer Landvogtey von einer geringern Classe hätte ersparen können. Ueberdem trösten sich diejenigen, welche gleich um eine jede Landvogtey von der dritten oder vierten Classe loosen, mit der Hoffnung, daß sie in der Zukunft noch eine andere erhalten oder in den Rath befördert werden können.

So sehr auch unverständige oder eingenommene Männer darüber declamirt haben, daß eine gewisse Zahl von Familien sich der einträglichsten Aemter bemächtigt habe, und den grösten Theil der Einkünfte des Staats gleichsam unter sich austheile; so halte ich doch die Landvogteyen, und die damit verbundenen großen Vortheile für eine Hauptursache der Beständigkeit der Staatsverfassung, und des Flors der edelsten und mächtigsten Familien. Einem jeden Unparteyischen muß es einleuchten, daß es im höchsten Grade unbillig wäre, wenn man den Nachkommen von Personen, die oft um unbedeutender Geschicklichkeiten willen das Bürgerrecht erhielten, und deren Geschlechter dem Staate keine wichtigen Dienste geleistet haben, wenn man diesen gleiche Vorrechte mit solchen Familien zugestehen wollte, deren Vorfahren nicht nur dem Vaterlande seit Jahrhunderten in den ersten Würden gedient, sondern ihm auch oft ihr Leben und einen großen Theil ihres Vermögens aufgeopfert haben. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte kauften die Berner eine Menge von Herrschafften nicht aus erpreßten oder geraubten Schä-

tzen, sondern mit Geldern, die sie freywillig nach dem Verhältnisse ihres Vermögens zusammenschossen. Da also die Ahnen der jetzt noch blühenden alten und reichen Geschlechter vor allen andern gesäet und gepflanzet haben, so ist nichts billiger, als daß ihre Nachkommen auch vorzüglich die Früchte genießen; besonders, da sie diese Früchte nicht ohne alle Arbeit einsammlen, sondern sowohl während, als vor und nach der Erndte dem Staate nützlich werden. Die Landvogteyen sind daher die angemessenste Belohnung für die geleisteten Dienste ganzer Geschlechter, und zugleich ein sicherer und unveräußerlicher Fond, den kein unbesonnener Verschwender herdurch bringen kann. Ohne die beträchtlichen Summen, welche durch die Einkünfte von Landvogteyen jährlich in die Cassen der regierenden Familien fließen, würde der Wohlstand derselben eben so ungewiß, und eben so schnell vorübergehend, als der von andern angesehenen und reichen Häusern in den übrigen Ländern Europens seyn. In Bern hingegen hebt der Staat den Geschlechtern, die ihn regieren, in den Landvogteyen einen unvergänglichen Schatz auf, aus welchem sie sich nach gerade wieder erholen können, wenn sie durch die Pracht, oder Schwelgerey einzelner Personen geschwächt sind. Verarmte oder verarmende mächtige Familien sind zwar eine Last für einen jeden Staat, aber nirgends sind sie gefährlicher, als in einem aristokratischen, wo sie mit ihrem Reichthum nicht gleich ihr Ansehen verlieren, und keine leichte oder anständige Mittel

finden können, sich wieder aufzurichten. Solche Familien müssen nothwendig rauben, was sie nicht rechtmäßig erwerben können, und ich bin deßwegen überzeugt, daß die öffentlichen Einkünfte in Bern nicht so gewissenhaft würden verwaltet, und der Landmann nicht so gerecht und gelinde regiert werden, wenn die Landvogteyen, deren jetzo im Gebiete der Republik ohngefähr neun und fünfzig sind, an Zahl oder Einkünften abnehmen sollten.

Hier breche ich vors erste ab, weil ich sonst befürchte, daß ich Sie durch meine politischen Nachrichten und Bemerkungen ermüden möchte; wenn Sie aber bis hieher geduldig ausgehalten haben, so will ich Sie für ihre Beharrlichkeit auf die Petersinsel im Bielersee mitnehmen, die durch Rousseaus Aufenthalt, und noch mehr durch die hinreißende Schilderung, die er in seinem Leben davon gemacht hat, berühmt geworden ist.

Wir machten diese Reise vor kurzem in der schönen Gondel des Herrn Landvogts, worinn wir uns, wenn es nöthig gewesen wäre, gegen Regen oder den Brand der Sonne hätten schützen können. Das Wetter war kühl, ohne rauh zu seyn, und der Himmel bedeckt, ohne daß er sich auf eine drohende Art getrübt hätte. Dies war uns lieber, als heller Sonnenschein, weil wir dabey unsäglich von der Hitze würden gelitten haben. Der Wind blies uns beständig und zwar lebhaft entgegen, und unsere Schiffer waren deßwegen genöthigt, unaufhörlich ihre Ruder

zu

zu gebrauchen. Hierdurch wurde zwar unsere Fahrt langsamer, aber für uns interessanter, da wir alle Gegenstände desto genauer beobachten konnten. Wir fuhren stets an dem nördlichen Ufer weg, von welchem sich der Jura ohne den geringsten Vorgrund schnell und steil emporhebt. Die Ufer des Bielersees sind lange so reich und abwechselnd nicht, als die des Zürcher- oder Bodensees; doch hat das nördliche etwas großes und romantisches, was den letztern fehlt. Dies nördliche Ufer ist fast ununterbrochen mit Weinbergen besetzt, einige wenige Stellen ausgenommen, wo nackte Felsen oder steile, nur mit Tannen bewachsene Abhänge des Berges in den See hineinlaufen. Hinter den Weinbergen erblickt man meistens dichte Eichen- oder Buchenwälder, das Haupt des Jura aber, auf welchem man große Geier und Adler schreyen hört, ist ganz allein mit schwarzen und undurchdringlich scheinenden Tannen bedeckt. So steil und beschwerlich dies Ufer auch ist, so liegt doch ein Dorf und Landgut neben dem andern. Die letztern sind verhältnißmäßig nicht so prächtig, als die Dörfer, Flecken und Städtchen schön sind. Die reichen Familien aus Bern bringen auf den Gütern, die sie am Bielersee haben, nur den Herbst oder die Zeit der Weinlese zu, weil man hier keine Wägen, oft nicht einmal Pferde brauchen, und kaum den Fuß aus dem Hause setzen kann, ohne Berg ab, oder Berg auf zu steigen. Es giebt in vielen Ländern höhere und schöner ins Auge fallende Weinberge, als am Bielersee, aber

gewiß keine, die so sorgfältig bearbeitet werden, und ihre Pfleger so reichlich belohnen. Wenn man die erstaunliche Ergiebigkeit von gut gepflegten Reben nicht kennt, so muß man es für unmöglich halten, daß sie so viele und kostbare Arbeiten belohnen können. In manchen Weinbergen sind nicht nur zehn und noch mehrere Terraßen mit hohen Mauren gestüzt, sondern die Füße der Weinberge sind auch in dem See gegründet, und mit kühner Hand aus dem Grunde desselben aufgemauert worden. Diese Mauren, womit die ganze nördliche Seite des Sees eingefaßt ist, werden alle Winter durch Wellen und Eis beschädigt, und verlangen mehr oder weniger kostbare Verbesserungen. Die Besitzer der Weinberge sind so sinnreich, und geizen so sehr mit einer jeden Handbreit, die sie dem Berge abgewinnen können, daß sie oft mehrere Fuß hohe Mauren aufführen und fruchtbare Erde hinauftragen, um nur drey oder vier Stöcke hinpflanzen zu können. Solche kleine Häuflein von Stöcken stehen bisweilen im Grunde eines oder mehrerer hohen Felsen, wie in natürlichen Nischen, und haben das Ansehen, als wenn sie in heiligen Capellen irgend einer Gottheit des Orts gewidmet wären. So unterhaltend und neu das nördliche Ufer ist, so einförmig ist das entgegengesetzte, an welchen man mittelmäßige Weiden und Fruchtfelder, und seltene Dörfer sieht, die noch dazu grösstentheils in Bäumen versteckt sind. Die Petersinsel hat von der Nidauer Seite, wovon sie am längsten und häufigsten gesehen wird, eine

öde

öde abschreckende Gestalt, welches man leicht abändern könnte. Sie zeigt nämlich einen steilen von Gebüsch und Gräsern ganz entblößten Abhang, der noch überdem einem nahen Einfall zu drohen scheint. So bald man aber diesen hinter sich hat, so sieht man in ihren fruchtbaren mit allen Arten von ländlichem Segen angefüllten Schooß hinein. Sie ist gleich ihrer schönern Schwester Meinau sich selbst genug, und wenn sie also auch auf einmal von der ganzen bewohnten Erde abgerissen würde, wie sie es jetzo vom festen Lande ist, so würde sie doch ihre fleißigen Bebauer reichlich ernähren können. An ihrer flächern und mittägigen Seite bringt sie Getraide, Wein, Gemüse, und alle Arten von Gartengewächsen hervor, und an der erhabenern und nordlichen Seite ist sie mit einem prächtigen Walde bewachsen, in dessen dunkle Gänge und einsame Schatten Rousseau sich so gerne zurückzog. Die ganze Insel gehört dem Spital in Bern, welches die fruchtbarern und bebauten Theile an einzelne Personen verpachtet, über welche alle ein Schaffner gesetzt ist. Der Weinwachs allein soll jährlich fünf hundert, einer sagte mir gar 1000, Säume eintragen. Erst vor einigen Jahren ist die Mauer vollendet worden, womit jetzo die ganze Insel umgeben ist, und die man aufführen muste, weil der See jeden Winter an der Insel nagte, und beträchtliche Stücke in seine Abgründe hineinriß. Diese Mauer hat dem Spital dreyßig tausend Thaler gekostet, die Arbeiter bestanden meistens in den

Schellen-Werkern, welche der Staat dem Spital auf mehrere Jahre überließ. Das Wohnhaus des Schaffners ist nicht prächtig, aber fest, geräumig und bequem. Die besten Zimmer werden für den Commissär des Spitals, oder für Herrn von Bern aufgehoben, die hieher kommen. Außer den Wohnstuben, und den zu einer großen Haushaltung nothwendigen Gemächern und Kammern hat der Schaffner noch einige Zimmer zu seiner Disposition. In einem von diesen und zwar in dem schlechtesten wohnte Rousseau, der es aber fast zu einer heiligen Stätte oder Wallfahrt gemacht hat. Der Schaffner ist stolz auf seinen ehemaligen Gast, und hat das Zimmer ohne alle Veränderung so gelassen, wie es zu R. Zeiten war. Die Wände sind nackt, ohne alle Tapeten oder Mahlerey, und in der ganzen Stube findet sich nur ein hölzerner Schrank, sechs gemeine mit grünem Tuche überzogene Stühle, ein eben so überzogener Tisch, und ein reinliches mit grünen Vorhängen versehenes Bett. Durch das einzige Fenster hat man eine Aussicht auf den bebauten Theil der Insel, auf einen schmalen Arm des Sees, und das gegenüber liegende flächere Ufer. Was aber dies Zimmer seinem sonderbaren Bewohner vielleicht am theuersten gemacht hat, ist eine geheime Treppe, durch welche man unbemerkt zum Hause hinaus kommen kann. Durch diese entfloh Rousseau oft in den Wald, wenn er von beschwerlichen Neugierigen besucht wurde.

An der Wand fanden wir mehrere erlauchte Namen, und auch wir schrieben die unsrigen hin, nicht um großen Vorgängern nachzuahmen, sondern um Freunden, die nach uns hieher kommen könnten, ein Andenken zurück zu lassen. Auf dem Ofen stand eine kleine gipserne Statüe, die R. sehr ähnlich seyn soll, und die man, wie sein Brustbild, sehr häufig in der Schweiz sieht. In der kurzen Zeit, da er sich hier aufhielt, gewann er durch sein vertrauliches und liebreiches Betragen die Herzen nicht nur des Schaffners und seiner Frau, sondern auch aller übrigen Hausgenossen. Er hielt sich oft halbe und ganze Tage in dem Walde, bald auf diesem, bald auf jenem Baume auf. Zu andern Zeiten legte er sich in einen Kahn, und überließ sich dem Triebe des Windes und den Bewegungen der Wellen, wodurch er einigemal bey plötzlich entstehenden Stürmen oder Windstößen in wirkliche Gefahr gerieth. Ungeachtet ich den waldigten Theil der Insel beym Spaziergehen und in süßen Träumereyen dem bebauten vorziehe; so würde ich doch zu meinem Lieblingsplätzchen nicht die dunkelsten Stellen des Waldes, sondern das zwar beschattete, aber doch heitere Plätzchen wählen, wo ein niedlicher Salon für vornehme Gäste aus Bern gebaut ist, und sich zur Zeit der Weinlese die Jugend an jedem Sonntage zu frohen Tänzen versammlet. Hier setzten wir uns nach Tische in den Schatten ehrwürdiger Eichen hin, die auf der ganzen Insel nicht edler, als hier sind, und ergötzten uns an der reinen

und leichten Luft, die man auf dieser Höhe athmet, und an der Aussicht in den sanftbewegten See, und auf alle die Oerter, die an seinen feenhaften Ufern erbaut sind.

Fünfter Brief.

Nidau am 14ten Jul. 1783.

Liebster Freund,

Weil Sie mich einmal aufgefordert haben, Ihnen von Bernischen Staatssachen zu schreiben; so müssen Sie nun auch bis zu Ende aushören. Ich will aber doch Ihre Geduld nicht auf eine zu harte Probe setzen, und mich so kurz als möglich fassen. Diesmal zuerst von den Einkünften des Standes Bern, und ihrer Verwaltung.

Schon in meinem Letzten bemerkte ich, wie ich glaube, richtig, daß eins von den sichersten Kennzeichen einer guten Aristokratie, die gewissenhafte Verwaltung der öffentlichen Einkünfte sey. Denn wenn irgend eine oligarchische Partey oder Familie ein zu gewisses Uebergewicht hat, oder erhält, so fängt sie gewiß bald an, die öffentlichen Einkünfte mit dem Staat zu theilen, und ihm wohl gar das Nothdürftige zu rauben. In Bern sind die Einnehmer und Verwalter der öffentlichen Gelder so strengen Unter-

suchungen unterworfen, daß es nicht einmal jemanden einfällt, daß Unterschleife, oder Veruntreuungen vorgehen könnten. Ein solcher Argwohn wird auch durch die That selbst widerlegt. In allen übrigen großen Staaten sind die Auflagen unglaublich vervielfacht worden, und doch sind diese Staaten, einen oder einige ausgenommen, in unermeßliche Schulden versunken. Bern hingegen fordert noch immer von Bürgern und Unterthanen nicht mehr, als vor zwey hundert Jahren, und hat sich doch bey diesen unverminderten Auflagen und den nicht wenig vermehrten Ausgaben beträchtliche Schätze gesammlet, weil es durch milde Regierung der Volksmenge, Handlung, Manufacturen, und Ackerbau vermehrt und verbessert, und eben dadurch die alten Quellen von Einnahme viel ergiebiger gemacht hat, als sie vorher waren.

Seit Stanians Zeiten sind mit den Finanzen aller Cantone große Veränderungen, oder vielmehr Verbesserungen vorgegangen. Die kleinen demokratischen Cantone sind nicht mehr so arm, und die Aristokratischen viel reicher, als sie es zu dieses Schriftstellers Zeiten waren. Alle kleine Cantone haben nicht nur einen Schatz, sondern auch Capitalien; und beyde besitzt Uri am grösten, wegen des einträglichen Zolles, den dieser Stand von den über den Gotthart gehenden Waaren hebt. Unter den Aristokratischen Cantonen ist Bern der reichste; auf diesen folgt Zürch oder Freyburg, welcher letztere Stand große Summen

men in auswärtigen Fonds haben soll. Von Solothurns und Lucerns Finanzen habe ich nichts näheres erfahren können.

Eine jede der beyden Schatzcammern in Bern besteht aus den vier Vennern, denen in der teutschen der Seckelmeister der teutschen, und in der welschen der in den welschen Landen vorsitzt. Diese Collegia und ihre Vorsitzer nehmen die Rechnungen der Landvögte und Zollbedienten, und ihre Gelder an, und zahlen auch wiederum die ordentlichen vder angewiesenen Ausgaben aus. Beyde Seckelmeister müssen jährlich detaillirte Rechnungen ablegen, und jeden Artikel der Einnahme und Ausgabe mit gültigen Documenten bewähren. Neben dem ältesten Heimlicher hat ein jedes Mitglied der Schatzcollegien einen Schlüssel zum Schatze des Staats, der so fest verwahrt ist, daß man gar nicht dazu kommen kann, wenn nicht alle sieben Personen, welche ihn öffnen dürfen, gegenwärtig sind.

Der wichtigste Zweig der öffentlichen Einkünfte, die jährlich vom Lande gehoben werden, besteht in dem Ertrag der Domänen der Republik, der Zehnten und des Grundzinses. Einen großen Theil dieser ersten Classe von Einkünften hat der Staat der Reformation zu danken, als wodurch er auf einmal in den Besitz aller geistlichen Güter gesetzt wurde. Weil aber aus diesen Einkünften die Landvögte und Pfarrer besoldet werden, so ist der Ueberschuß, der in die Casse des Staats fließt, bey weitem so groß nicht,

als man sich gemeiniglich einbildet. So viel ich gehört habe, bringen die Domänen, Zehnten und Grundzinsen aus den teutschen Landen jährlich ohngefähr nur reine fünfzig tausend Thaler ein. Wie viel eben diese Artikel in dem Französischen Gebiet eintragen, kann ich nicht bestimmen. Wenn man annehmen dürfte, daß sie sich gegen die aus dem teutschen Gebiete eben so verhielten, wie die Zahl der welschen und teutschen Landvogteyen gegen einander, so würden die Domänen, Zehnten und Grundzinsen aus dem Païs de Vaud etwa einen Drittheil der Summe abwerfen, die ich vorher abgegeben habe. Im Païs de Vaud hebt aber der Staat noch eine andere Abgabe, die man im teutschen Gebiet gar nicht kennt, und die im Französischen Laud, und im lateinischen laudemium genannt wird. Diese besteht, wenn es Edellehen sind, im sechsten, sonst aber im zehnten Theil des Kaufpreises von liegenden Gründen, wenn diese in andere als der nächsten Erben Hände kommen, welches im Païs de Vaud häufig geschieht, weil sich so viele Ausländer darinn niederlassen. Dieser beschwerlichen, und den Werth von Gütern sehr verringernden Abgabe sind nicht alle Ländereyen und Besitzungen unterworfen. Der Stand kauft aber dieses Recht an sich, wo er kann, meistens für den achten Theil des Werths von Gütern oder Ländereyen. Ihre Domainen erweitert die Regierung nicht, der es sonst leicht seyn würde, in einem halben Jahrhundert die besten Ländereyen und

Güter an sich zu kaufen. Die Zehnten werden gewöhnlich in natura gehoben, doch aber öffentlich dem Meistbietenden zugeschlagen, und zwar meistens an diejenigen, auf deren Ländereyen sie gewachsen sind, damit der Erde, welche die Früchte getragen hat, der Dünger oder das Stroh nicht entzogen werde. Vor dem Verkaufe werden die Zehnten von Geschwornen eines jeden Dorfs geschätzt, und dadurch erhält der Landvogt einen Maaßstab, nach welchem er sich gegen die Verabredungen von Bauern schützen kann. Wenn aber die letztern gewisse Zehnten in der Hitze des Bietens über den geschätzten mäßigen Preis hinaustreiben; so werden sie oft von dem Landvogte selbst gewarnt, und ihrer Hitze Einhalt gethan. Nennen Sie mir außer der Schweiz irgend ein anderes Land, wo man so darauf raffinirt, den Landmann zu schonen!

Die zweyte Quelle der öffentlichen Einkünfte, die vom ganzen Lande gehoben werden, ist das Salzmonopol, welches jährlich nahe an neunzigtausend Thaler einbringt. Diese Auflage, welche alle Bewohner des Bernischen Gebiets, Arme wie Reiche, Bürger sowohl als Unterthanen bezahlen müssen, scheint beym ersten Anblick mit dem Geiste der Bernischen Regierung streitend zu seyn. Schon das Wort Monopol allein erregt einen ganzen Haufen von schrecklichen Vorstellungen, und Sie werden gewiß fragen, wie eine so weise und gütige Regierung, wie die Bernische, sich einen ausschließenden Handel

mit

mit einer der ersten Nothwendigkeiten des Lebens anmaßen, und dem ganzen Volk eine Last auflegen könne, die selbst in Frankreich eine der drückendsten sey. Diese Frage läßt sich leicht beantworten, und wenn Sie meine Antwort werden gelesen haben, so werden Sie vielleicht zum erstenmale eine Ausnahme von der Regel machen, daß Monopole in den Händen einer Regierung immer unweise und schädlich sind.

Salz ist eine von den Nothwendigkeiten des Lebens, welche die Natur der an Quellen und Bergen so reichen Schweiz versagt hat. Zwar läßt der Canton Bern seine Salzwerke bey Bex bearbeiten; allein diese liefern nur einen kleinen Theil der Quantität, die im ganzen Lande verbraucht wird. Wenn man also den Handel mit diesem unentbehrlichen Artikel den Kaufleuten allein überließe, so würde durch ihre Unvorsichtigkeit, oder Bosheit, gewiß eben so oft Mangel entstehen, als Hungersnoth oder Theurung von Getraide entstehen würde; wenn nicht der Staat durch seine Magazine die Kornjuden im Zaume hielte. Der Staat übernimmt daher gleichsam das Amt eines Großhändlers, und liefert eine Waare zu allen Zeiten um denselbigen mäßigen Preis, um welchen sie höchst wahrscheinlich kein Kaufmann liefern würde, weil er sich schwerlich dieselbigen Vortheile zu Nutze machen könnte. Das Salz wird in Burgund, Lothringen und Baiern aus der ersten Hand bey großen Quantitäten aufgekauft, zu den be-

quemsten Zeiten, wenn die Fracht am wohlfeilsten ist, zugefahren, und in sichern und geräumigen Magazinen aufgehoben. Daß der Gewinn, welchen der Staat sich durch das Salzmonopol verschafft, nicht so wohl eine drückende Auflage ist, als durch eine vortheilhaftere Einrichtung des Handels gewonnen wird, sieht man am meisten daraus, daß man nichts von Contrebande hört, welches gewiß nicht unterbleiben würde, wenn bey einem heimlichen Handel viel zu erbeuten wäre. Nirgends aber wäre Unterschleif leichter, als im Bernischen, wo man so aufmerksame Licent- und Zollbediente nicht kennt und dulden würde, als woran man in andern Ländern gewohnt ist.

Der dritte Hauptzweig von Einkünften, die aus dem Lande selbst gehoben werden, besteht in den Zöllen. Diese sind so mäßig, daß sie, so weit meine Erkundigungen gehen, im teutschen Gebiete nicht einmal die Hälfte der Summe ausmachen, welche die Landvogteyen aus Grundzins, Zehnten und Domänen in die Casse des Staats liefern. Die übrigen Quellen von Einkünften bestehen in dem Pacht der Posten, und in den Ohmgeldern, den Verhör-Audienz- und Naturalisationsgeldern, Legitimations- und Habitantengeldern u. s. w. Die erstere giebt jetzo 60000 Pfund, und die andern werden jährlich in den teutschen Landen nicht viel mehr als vierzig tausend Pfunde abwerfen, von welchen die Ohmgelder ohngefähr die Hälfte ausmachen. Aus diesen angeführten

führten Einkünften könnte der Staat in manchen Jahren unmöglich nur seine ordentlichen Ausgaben, so wie sie jetzo einmal eingerichtet sind, bestreiten, geschweige daß er für Nothfälle etwas daraus erübrigen könnte. Die ordentlichen Ausgaben bestehen in der Unterhaltung oder Anlegung der öffentlichen Gebäude und Wege: in den Besoldungen der Rathsherrn, Artillerie-Officiere, Schreiber, Registratoren, Polizeybediente, und der Stadtwache: in dem Aufwande von Gesandten oder außerordentlichen Commißionen: in Almosen und Gnadengeldern, und endlich in Unterstützung von Unglücklichen, die durch Brand gelitten haben. Die beyden letzten Artikel machen große Summen aus, weil in einem Aristokratischen Staate die Regierung immer die erste und gröste Wohlthäterinn ist, und in Ermangelung von Brandcassen beynahe die Stelle derselben vertreten muß. Wenn aber der Schade zu groß ist; so bewilligt die Obrigkeit den Nothleidenden unter ihrer Aufsicht die Erlaubniß, im ganzen Lande oder einem gewissen Theile desselben eine milde Beysteuer zu sammlen, wodurch der erlittene Verlust meistens mehr, als ersetzt wird.

Unter diesen Umständen würde der Staat schon lange gezwungen worden seyn, seine Ausgaben einzuschränken, oder nach dem Beyspiele anderer Staaten die Auflagen zu vermehren, wenn nicht die Sparsamkeit der Vorfahren eine andere immer reicher fließende Quelle von Einkünften geöffnet hätte. Diese

letzte Quelle von Einkünften sind die Zinsen der Capitalien, welche man seit ohngefähr hundert und fünfzig Jahren in und außer Landes belegt hat. Die Capitalien ersparte man zu einer Zeit, als man noch keine neue Wege und so große Kornmagazine zu unterhalten hatte, und auf die Verbesserung des Landes und die Verschönerung der Stadt viel weniger wandte, als jetzo. So wie man aber die Früchte einer guten Oekonomie mehr und mehr einzuerndten anfing; entschloß man sich, nicht ohne Zweck todte Schätze zu häufen und zu vermehren, sondern sie zu großen oder nützlichen Unternehmungen und Werken anzuwenden. Man baute Wege nicht nur nach allen Städten und Landvogteyen hin, sondern selbst in unabsehliche und vorher unersteigliche Felsen hinein, dergleichen der berühmte Weg über den Gemmiberg nach dem Leukerbade ist. Man erneuerte oder verschönerte alle öffentliche Gebäude, trocknete Moräste, reinigte und vertiefte Flüsse, und zog Canäle, die selbst Römische Baumeister in Erstaunen setzen würden, um zerstörende Bergwasser, wie die Kander, im Zaume zu halten. Unter allen Ständen, welche den Reichthum und die Freygebigkeit des Staats gefühlt haben, hat der geistliche am meisten Ursache, dankbar zu seyn. Die Regierung hat nämlich allein in diesem Jahrhundert über dreyhundert Pfarrhäuser auf ihre Kosten neu erbauen lassen.

Die Capitalien des Standes Bern, die zu Stanians Zeiten nur 1200000 Thaler ausmachten, waren

ren vor einigen Jahren bis nahe an sechs Millionen Thaler gestiegen, und brachten beynahe zwo Tonnen Goldes Interessen ein *). Fast die Hälfte dieser Summe ist in Engelland allein belegt, die größere Hälfte aber an Teutsche Fürsten und Städte ausgeliehen. So ansehnlich die Summen sind, welche Bern jährlich von außen hereinzieht; so würden doch bald Zinsen und Capitalien verzehrt werden, wenn der Staat nur zwanzig Jahre einen so zahlreichen Hof, einen so kostbaren Civil- und Militär-Etat, als die teutschen Fürsten vom dritten Rang, erhalten, ja, wenn er nur beständig ein so kleines Heer, als vor kurzem noch vor Genf stand, bezahlen müßte. Dies kleine Heer kostete monatlich dreyßig tausend Thaler, und würde allein die Einkünfte der ganzen Republik verzehret haben. Solche außerordentliche Ausgaben, als die Expedition gegen Genf, oder die Erbauung neuer Wege, oder anderer öffentlichen Gebäude sind, oder als in den theuren Jahren der Aufkauf ausländischer Früchte war, an welchen der Staat über zwey Tonnen Goldes einbüßte, werden Hindernisse, daß die Capitalien des Staats nicht in geometrischer Progression zunehmen können.

Die meisten Reisenden fragen weniger nach dem weisen Gebrauch, den die Regierung in Bern von ihren ersparten Reichthümern gemacht hat, und noch macht, als nach dem, was niemand beantworten kann: wie groß der öffentliche Schatz sey? Dies kann kein Mensch genau wissen, weil an dem Schatze schon

*) Von dieser Zeit an hat das Capital wenigstens noch um eine Million Pfund zugenommen.

länger, als ein Jahrhundert gesammlet ist, und allemal, wenn man etwas hineinlegt oder herausnimmt, solches zwar eingeschrieben, aber Einnahme und Ausgabe auf die gleiche Seite und nicht in Ziffern, sondern mit Buchstaben eingezeichnet wird. Stanian wollte von guter Hand wissen, daß zu seiner Zeit schon im Schatze zu Bern über sieben Millionen Thaler enthalten wären. Wenn man diese Summe als richtig annehmen, und zugleich voraussetzen dürfte, daß der Schatz in gleichem Verhältnisse mit den Capitalien zugenommen hätte; so würde eine ganz unglaubliche Summe herauskommen. Zwar wollte mich jemand in Bern versichern, daß Stanian den baaren Reichthum des Staats nicht übertrieben hätte. Allein andere versichern, daß Personen, die den Schatz gesehen hätten, und die vorräthigen Massen von Gold und Silber zu schätzen wüßten, nicht zwo Millionen Thaler dafür geben möchten. Es wäre ein politisches Problem: ob es weise sey, daß die Regierung eben so viel, oder noch mehr Geld ungenutzt liegen lasse, als sie auswärts belegt hat. Ich wage es nicht, diese Frage zu entscheiden, ich glaube aber, daß ein Staat, dergleichen der Bernische ist, eben sowohl zu viel Capitalien belegen, als seinen Schatz zu sehr anfüllen könne.

Die Kriegsverfassung in Bern ist so gut, als sie in einem Staate seyn kann, der keine stehende Armee unterhält, und in einigen Jahrhunderten keine langdaurenden Kriege geführt hat. Ueber die Einrichtung

richtung des Kriegswesens verweise ich Sie auf Tscharnern und andere. Aus diesen werden sie sehen, daß alle streitbare Männer zwischen sechszehn und sechszig Jahren (denn die ältern sind von dem Dienste frey) in drey Aufgebote, und diese wieder in Regimenter und Escadrons abgetheilet sind, daß ein jeder streitbarer Mann mit vollständiger Montur und Waffen versehen seyn muß, und daß alle zu gewissen Zeiten in den Waffen geübt werden, u. s. w. Ich will Ihnen jetzt nur etwas von dem mittheilen, was ich selbst beobachtet habe.

Die Waffenübungen können in einem Staate, der keine stehende und besoldete Heere hat, unmöglich so ernstlich und anhaltend, als in Teutschland seyn, dessen Kriegszucht, wie es scheint, allen übrigen Nationen, die Russen ausgenommen, unnachahmlich und unerträglich ist. In Teutschland sind die Waffenübungen das einzige Geschäfft des Soldaten; im Bernischen sind sie nur eine von den Sonntagsbelustigungen der Bürger und Bauern, und dürfen also auch nicht so weit getrieben werden, daß sie diejenigen, die von der Arbeit der vergangenen Woche entweder noch ermüdet sind, oder doch sich erholen möchten, zu beschwerlich fallen. In Teutschland werden die geringsten Versehen mit unerbittlicher Strenge bestraft; in der Schweiz sind die Officiere Mitbürger oder Nachbaren der gemeinen, die oft angesehene Bürger oder Bauren oder deren Söhne sind. Es ist also gar nicht daran zu denken, daß die erstern

den Stock, den einzigen Schöpfer und Erhalter der guten Disciplin, brauchen dürften. Eben so wenig kann man erwarten, daß die Bernische Miliz die Behendigkeit und Gewandtheit des Cörpers, und die Schnelligkeit, Pünctlichkeit und Harmonie von Bewegungen habe, welche alle Ausländer an den disciplinirten Truppen unsers Vaterlandes bewundern.

Den großen Unterschied von teutschen Truppen und Schweizerischer Miliz bemerkte ich am meisten, als ich vor kurzem einige Detaschements von Bernischen Soldaten, die von Genf zurückkamen, in Bern einmarschiren sah. Der alte Schweizermarsch, mit welchem sie ihre Fahnen zurückbrachten, rührte mich erstaunlich; denn wem sollten nicht dabey die großen Thaten der alten Schweizer im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte einfallen; allein die Bildung der meisten Soldaten, ihr Gang, die Art, wie sie sich trugen, und ihre Aufführung gegen die Officiere konnten unmöglich den Beyfall eines Teutschen erhalten. Der größte Theil derselben bestand aus großen oder vierschrötigen Leuten, und man sagte aus, daß die Genfer sich über nichts so sehr, als über die dicken Lenden und Waden der Berner gewundert hätten; sie waren aber fast alle plump, und durch Arbeit oder böse Gewohnheit gekrümmt, und nur selten sah man einen von Gesicht schönen, behenden und hurtigen Kerl darunter. Die grösten und wohlgebildetsten unter ihnen waren aus dem Oberlande, oder aus den gebirgigten Gegenden des

Lan-

Landes, in welchen Viehzucht die einzige Beschäfftigung ist. Eben diese größern mit Milch genährten Menschen, sollen aber viel weniger dauerhaft seyn, als die kleinern unansehnlichen knorrigten Argäuer, die durch die Arbeiten des Feldbaus gestärkt, und abgehärtet sind. Ihr Gang war weder leicht, noch gleichförmig, und alle Stellungen und Bewegungen des Cörpers verriethen eine gewisse Langsamkeit und Unbehülflichkeit, die nicht anders als durch anhaltende Uebungen und strenge Strafen überwunden werden können. Mehr als alles dieses aber beleidigte mich die Ungeneigtheit, die ich in manchen wahrnahm, den Befehlen ihrer Officiere zu gehorchen. Weil sie einen oder einige Tage ausruhen, und auf Kosten des Staats bewirthet werden sollten, so wurden sie in verschiedene Quartiere vertheilt, die sie aber, wenn sie ihnen nicht gefielen, verließen, und eigenmächtig mit andern vertauschten. Dieser Ungehorsam blieb ungestraft, und dies konnte ich so wenig billigen, als daß der regierende Rath den Officieren, die ohne das schon zu geneigt dazu sind, Gelindigkeit gegen ihre Soldaten empfohlen hatte. Mann kann freylich nicht ohne eine lächerliche Schiefheit des Geistes von einem so friedfertigen Staat, als Bern ist, verlangen, daß er einen eben so großen Unterschied, als das kriegerische Rom, unter civibus und militibus machen, und eben die Männer, welche im Frieden zu mißhandeln Majestätsverbrechen war, im Kriege den Stöcken der Centurionen, und den Beilen seiner

un-

unumschränkten Imperatoren unterwerfen solle; allein das scheint mir immer einleuchtend, daß man in keinem Staate ohne den größten Schaden die Disciplin so weit erschlaffen lassen könne, daß gemeine Krieger sich unterstehen dürften, wider den Willen ihrer Vorgesetzten, oder nach ihrem eigenen Willen zu handeln. Die Regierung von Bern sah wahrscheinlich Gelindigkeit als das sicherste Mittel an, die Unzufriedenheit ihrer Truppen mit dem Zuge nach Genf zu besänftigen; allein meiner Meynung nach hätte man eher ein jedes anderes als ein solches Mittel versuchen müssen, was die Schwäche oder Schüchternheit der Regierung selbst in einer guten Sache verräth. Uebrigens war es dem Bernischen Landmann nicht zu verdenken, wenn er unwillig darüber wurde, daß er um einer Stadt willen, die seinem Vaterlande schon so viele Kosten und Unruhen verursacht hat, seine Wiesen und Aecker gerade zu einer Zeit, wo sie seinen Arm am meisten nöthig hatten, verlassen, und überdem noch sein Geld fern von seiner Familie verzehren sollte. Der Staat gab zwar einem gemeinen Soldaten täglich ein Pfund Fleisch, ein Pfund Brod, und dritthalb Batzen; allein dieser hohe Sold reichte lange nicht hin, die Bedürfnisse wohlhabender und gutgenährter Bauren zu befriedigen. Weil die Berner nicht gewußt hatten, wie lange sie vor, oder in Genf bleiben würden, so hatten manche sechszig und noch mehrere Louisd'or mitgenommen, von welchen sie gewiß viele

in

in der Nachbarschafft von Genf gelassen haben. Aus allen diesen Nachrichten werden Sie mit mir gewiß denselbigen Schluß ziehen: daß nämlich eine gewisse Wohlhabenheit des Bauren ihm gegen Kriegsdienste nothwendig einen Widerwillen einflößen müsse.

An eben dem Tage, an welchem ich den Einmarsch der von Genf zurückkehrenden Truppen sah, hatte ich das Vergnügen, im Falken mit einem Landvogt zu speisen, der als Major vor Genf gewesen war, und nun die Officiere seiner Compagnie bewirthete. Die Regierung in Bern besetzt nicht, wie andere Aristokratische Staaten in der Schweiz, alle Officierstellen mit bloßen Bürgern, sondern wenigstens einen Drittheil aus den Landleuten und Einwohnern der Municipal-Städte. Gewöhnlich nimmt man aber zu Officieren nur solche, die in auswärtigen Diensten gestanden haben. Diejenigen, welche der Landvogt an die Wirthstafel mitbrachte, waren alle Landleute, die gute und geistreiche Gesichter hatten, aber doch in Mienen und Geberden eine gewisse Schüchternheit darüber blicken ließen, daß sie sich in Gesellschafft von Menschen befanden, mit denen sie sonst nicht umzugehen gewohnt waren. Nach Tische dankten sie ihrem Major herzlich für seine Güte, und ich pries diese Güte als eine von den guten und erlaubten Künsten, womit man die Liebe von Untergebenen gewinnen kann, und gewinnen sollte. Am Tische hörte ich, daß von dem ganzen Corps Bernischer Truppen nur ein einziger, und

auch

auch dieser plötzlich auf dem Rückmarsche, gestorben sey. Dieser Umstand beweist sowohl die Gesundheit der Truppen, die man nach Genf schickte, als die Sorgfalt der Obrigkeit, den Soldaten gute Pflege und Nahrungsmittel zu verschaffen.

Die Bernische Miliz würde aber gewiß nicht in einem so guten Stande seyn, als worin sie wirklich ist, wenn nicht so viele Bürger und Unterthanen unter fremden Mächten mehr oder weniger Jahre gedient hätten. Ohne diese auswärtigen Dienste würde Bern und die ganze übrige Schweiz schon lange keinen Kriegsetat, keine erfahrne Officiere und Soldaten mehr haben. Wenn also auch auswärtige Kriegsdienste noch so schädlich wären, so glaube ich doch, daß man sie nicht verbieten müsse, weil sie nothwendig sind. Der geringste Vorwurf, den man ihnen machen kann, ist dieser, daß sie der Bevölkerung schaden. In einem gut eingerichteten Staat wird eine so kleine Zahl von Menschen, als zur Ergänzung der in fremden Diensten stehenden Regimenter nöthig ist, von selbst und leicht wieder ersetzt. Viel nachtheiligere Folgen der auswärtigen Dienste sind diese: daß sie jährlich beträchtliche Summen aus dem Lande ziehen (denn die Zeit hat lange aufgehört, wo auswärtige Dienste das einträglichste Gewerbe der Schweizer waren), und daß sie die Sitten so vieler jungen Leute, besonders aus den vornehmsten Familien, verderben.

Wenn

Wenn aber auch Bern und die übrigen Cantone alle ihre Truppen aus den fremden Diensten zurückzögen, und ihre Miliz dadurch vervollkommneten, so glaube ich doch nicht, daß sie gegen eine halb so große Zahl disciplinirter Truppen Stand halten könnten. Ich bin so sehr, als der wärmste Schweizer, überzeugt, daß die Schweizer eben so viele Tapferkeit als die Teutschen haben, und daß Bürger und Bauren für ihre Freyheit, Weiber, Kinder und Güter mit viel größerem Muthe in die Schlacht gehen würden, als gedungene Miethlinge, die allein durch den Prügel oder die Furcht vor noch härtern Strafen getrieben und angefeuert werden; allein nichts desto weniger lehrt die Erfahrung, daß Tapferkeit und Vaterlandsliebe gegen bessere und vollkommenere Disciplin nicht allein nichts ausrichten, sondern immer unterliegen. Nicht also innere Stärke, auch nicht vortheilhafte Lage und noch weniger Eintracht wird die Schweiz gegen Unterjochung schützen, sondern theils die Eifersucht mächtiger Nachbaren, von welchen sie am ehesten etwas zu fürchten hätte, und noch mehr die in ganz Europa anerkannte Wahrheit: daß ein so unfruchtbares und weitläuftiges Land, als die Schweiz ist, einem Herrn, der es durch kostbare Heere und Vestungen beschützen, und durch besoldete Collegia regieren lassen müste, eine unerträgliche Last werden würde. Nicht leicht wird ein Ministerium irgend eines großen Fürsten so verblendet oder unwissend werden, daß es vergessen sollte, daß die

Schweiz

Schweiz nur allein deßwegen so blühend ist, weil sie alle die Lasten nicht trägt, die sie unter einem Monarchen tragen müste, und daß ihr Wohlstand auf einmal verschwinden würde, so bald die Einwohner den Ertrag ihrer Heerden und Aecker mit einem Eroberer theilen müsten, um Truppen und Festungen und Collegia davon zu erhalten.

Die Schweizer Regimenter dienen allenthalben unter so vortheilhaften Bedingungen, daß man sich wundern muß, daß die auswärtigen Mächte, in deren Dienste sie sind, sie nicht schon lange entlassen haben. Frankreich wenigstens würde mit viel geringern Kosten teutsche Regimenter anwerben, unterhalten und ergänzen können, als es jetzo auf die Schweizerischen wendet. Die Schweizer Officiere wissen dieses ganz gut, und haben deßwegen wenigstens ein Drittel Teutsche unter ihren Soldaten, und würden, wie vormals auch geschah, noch mehr annehmen, wenn sie nicht durch ein Gesetz eingeschränkt worden wären. Ein junger Schweizer Recrute erhält, wenn er eine Capitulation auf vier Jahre eingeht, vierzig, fünfzig und noch mehrere große Thaler Handgeld, und wenn diese vier Jahre verstrichen sind, kann und darf den Soldaten niemand halten, es sey denn, daß er sich von seinem Officiere Gelder hätte vorschießen lassen, und diese nach dem Ablauf seiner Capitulationszeit nicht bezahlen könnte. Alsdann ist der Soldat auf eine gewisse Art genöthigt, wieder Handgeld, und von neuem Dienste zu nehmen.

Eine

Eine Folge hievon ist, daß die Officiere ihre Soldaten, so viel sie können, in ihrer Schuld zu erhalten, und zu allerley Ausgaben zu verführen suchen, welches freylich den Sitten der gemeinen Krieger nicht anders als verderblich seyn kann. Die Regierung in Bern thut alles, was in ihrer Macht ist, um Ueberlistungen oder heimliche und gewaltsame Werbungen, so viel als möglich, zu verhüten und zu bestrafen. Kein Officier darf einen Neu Angeworbenen aus dem Lande führen, bevor er ihn nicht vor die Recruten Cammer gestellt hat. Diese frägt einen jeden, ob er mit freyem Willen, oder durch schändliche List, und unerlaubte Mittel zu fremden Diensten bewogen worden sey. Sagt er das Letztere, und mit Grund, so hat der Officier nicht nur sein Handgeld verloren, sondern wird auch noch überdem sehr hart bestraft. Eben dieses würde geschehen, wenn jemand wider seinen Willen und über die Zeit in fremden Diensten gehalten werden sollte. Ein jeder Prediger hat ein Verzeichniß der jungen Leute seines Kirchspiels, die mit Erlaubniß der Regierung auswärtigen Mächten dienen. Sobald also eins oder das andere seiner Pfarrkinder über die festgesetzte Zeit ausbleibt, so muß er sich nach den Ursachen erkundigen, die den Abwesenden zurückhalten, in seine Heimath zurück zu kehren, und wenn ihm gegründeter Verdacht aufsteigt, so muß er es sogleich höhern Orts berichten.

Die Einrichtung der Geistlichkeit im Canton Bern und die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten

hat viel eigenthümliches, was man weder in Teutschland noch in den übrigen Cantonen wiederfindet. Man kann zwar von der Schweiz überhaupt sagen, daß sie der Geistlichkeit mehr Ansehen, aber weniger wirkliche Gewalt, als andere Länder verliehen habe. Von keinem Cantone aber kann man dieses mit größerm Rechte, als von Bern, behaupten.

In Bern haben die wirklichen Pfarrer den Rang über die Mitglieder des großen Raths, die Pfarrer in den Landstädten über alle Stadtbediente, und die Decani, die einigermaßen unsern Superintendenten entsprechen, mit den Landvögten; allein alle Geistliche ohne Ausnahme (und zu diesen gehören auch die Professoren) sind auf ewig von aller Theilnehmung an der Regierung ausgeschlossen. Der geistliche Stand ist ein Character indelebilis, den man niemals ablegen kann; und wenn jemand auch seine geistliche Bedienung aufgeben, und in den Stand der Layen zurückkehren wollte, so würde er doch deßwegen nicht weniger, als vorher, unfähig seyn, in den großen Rath zu kommen. In Zürch kann zwar auch niemand, der in einem geistlichen Amt steht, in den regierenden Rath gelangen; so bald aber einer eine geistliche Bedienung niederlegt, so ist er so gut als ein jeder anderer fähig, in den kleinen oder großen Rath erwählt zu werden. — Im Bernischen haben zwar ferner die Geistlichen ein ausgedehnteres Sittenrichterliches Amt, als in dem mir bekannten Teutschland; sie können z. B. Mädchen, die in ei-

nem

nem schlimmen Rufe stehen, oder von denen das Gerücht sagt, daß sie schwanger seyen, vorfordern, und den Gastwirthen verbieten lassen, notorischen Trunkenbolden über ein gewisses Maas Wein zu verkaufen; dagegen sitzen in dem Chorgerichte in Bern, oder dem obersten Consistorio nur zween Geistliche, und sieben weltliche Mitglieder aus dem kleinen und großen Rath; auch werden die Pfarreyen nicht vom Chorgerichte, sondern vom Senat besetzt, und Pfarrer auf dem Lande nicht von den Decanis, sondern von den Landvögten in Gegenwart der Decans eingeführt und der Gemeinde vorgestellt. Ja so gar die Bußtäge werden von dem kleinen Rath in Bern durch's ganze Land ausgeschrieben.

Die Pfarreyen theilt man in Rücksicht auf ihre Einträglichkeit in drey Classen ein. Die von der dritten oder besten bringen zwischen 1500 bis 3000 Gulden, die von der zweyten zwischen 700 bis 1500 Gulden, und die von der schlechtesten Classe zwischen 400 bis 700 Gulden ein. Die einträglichsten Pfarrdienste sind nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande; und die schlechtesten im Welschen Gebiet. Zur Verbesserung der letztern hat der Staat in diesem Jahrhundert allein 160000 Thlr. hergegeben, und zur Verbesserung der von der ersten oder schlechtesten Classe überhaupt seit dem Jahre 1680. eine Verordnung gemacht, die in allen Ländern nachgeahmt zu werden verdiente. Die glücklichen, welchen die einträglichsten Pfarreyen zufallen, sind verbunden,

von sechszig bis drey hundert Thaler nach Maaßgabe ihrer Einkünfte in zehn Jahren und eben so vielen Terminen in eine gemeinschafftliche Casse zu bezahlen, aus welcher allmälig die schlechtern Stellen ihrer Mitbrüder verbessert werden. Wahrscheinlich wird eben die Weisheit und Güte, welche die Lage vieler Geistlichen erträglicher gemacht hat, in der Zukunft auch Mittel ausfindig machen, wodurch manche Kirchen verschönert, oder doch mit Orgeln versehen werden. Es giebt noch viele Kirchen in kleinen oder nicht reichen Dörfern, wo lärmende und unharmonische Blasinstrumente, die von Bauren gespielt werden, die Stelle von Orgeln vertreten. Dies geschah auch vor nicht gar langer Zeit in einigen Kirchen in Bern, und geschieht noch jetzo in Biel, wo man aber doch eine Orgel bestellt hat.

So lobenswürdig die im Bernischen gestiftete Predigercasse ist, so wenig ist es die Methode, nach welcher die Predigerstellen vergeben werden. Die größere Hälfte der einträglichen Pfarreyen wird nach dem Alter, und die kleinere nach Gunst oder Empfehlungen besetzt; und ich bin ungewiß, welche von diesen beyden Methoden die nachtheiligste sey. Nach der erstern rücken die ältern Pfarrer, sie mögen noch so unwissend oder unbrauchbar geworden seyn, zu immer bessern Stellen hinauf, die ihnen gar nicht vorenthalten werden können. Eine Folge hiervon ist, daß die einmal versorgten Prediger sich vernachläßigen, und die besten Pfarreyen oft lange hintereinander

der mit abgelebten Männern besetzt sind, die ihre Stelle als eine Pfründe ansehen, und ihre Dienste durch einen jungen ihnen zugeordneten Helfer verrichten lassen. Eben so nachtheilig ist es, daß viele einträgliche Pfarrstellen nach Gunst vergeben werden. Zu solchen gelangen nur Söhne aus adelichen oder angesehenen regierenden Familien, die man weder in die Regierung noch in andere vortheilhafte Bedienungen einschieben konnte, oder auch solche Candidaten, die Töchter aus vornehmen Familien heirathen, welche man anderswo nicht zu versorgen wußte. Weil der Adel in Bern es seiner eben so unwürdig hält, das Volk zu unterrichten, als es zu regieren oder anzuführen; so sieht man auch im Bernischen etwas, was in Teutschland unerhört ist, nämlich Junker Pfarrer; denn so werden diejenigen Prediger betitelt, die aus adelichen Familien geboren sind. Bey dieser Einrichtung müssen große Verdienste und Talente entweder einem höhern Alter, oder einer vornehmern Geburt, oder einer kräftigern durch Heirath erhaltenen Empfehlung nachstehen, und denen, die mit den erstern begabt sind, bleibt weiter nichts übrig, als höchstens der Sieg über einen weniger würdigen Nebenbuhler bey der Bewerbung um einen Dienst von der letzten Classe.

So strenge die Sittenzucht auf dem Lande auch ist, so hat man es doch bisher nicht verhüten können, daß sich die Bauren bey gewissen feierlichen Gelegenheiten besaufen; und noch weniger hat man den soge-

nannten Kilpgang oder die nächtlichen Besuche abschaffen können, welche die ländlichen Liebhaber bey ihren Schönen in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag abstatten. — Im teutschen Gebiet des Cantons Bern kommen die Bauren fast niemals in großen Haufen zusammen, ohne daß nicht solche Zusammenkünfte in allgemeine Saufgelage ausarten. Am häufigsten geschieht dieses an Märkten und am Tage des Verkaufs von Zehenten, wo viele Bauren sich schon auf dem Amthause besauffen (denn an solchen Tagen wird ihnen Wein und Brod vom Landvogte gereicht) und diejenigen, die dieses nicht thun, das Versäumte in der Schenke nachholen. Ich selbst habe ein solches Bakchanal hier in Nidau erlebt, und zu meiner großen Verwunderung den erstaunlichen Unterschied des nüchternen und besoffenen Schweitzer Bauren bemerkt. In seinem natürlichen Zustande ist der Schweitzer Bauer still, langsam und bedächtlich im Gange, Reden und Handlungen, und so gesetzt oder ernsthaft, daß man ihn seiner Mine nach oft für elend oder niedergeschlagen halten könnte. So bald er aber die Begeisterung des Weingottes fühlt; so wird er lärmend, und oft zänkisch und gewaltthätig, und es ist deßwegen nichts seltenes, daß Saufbrüder sich in die Haare gerathen. An Märkten ziehen vier bis fünf junge Baurenkerle die sich sträubenden Mädchen in's Wirthshaus, und bey solchen Einladungen gehört es fast mit zur Etiquette, daß den Schönen irgend etwas am Leibe zerreissen wird.

wird. Nichts machte mich mehr lachen, als daß Bauren, wenn sie so besoffen sind, daß ihre Zungen nachgerade unbeweglich werden, Psalmen zu singen anfangen. Sie heben, wie man mir sagt, meistens mit dem 42. Psalm an, und gehen dann zu dem 25. 27. und 103. Psalm fort. Sie singen diese Psalmen nicht aus Andacht, sondern weil sie meistens nichts anders zu singen wissen. An Bettagen aber, die nirgends heiliger als in der Schweiz gefeiert werden, dürfen die Bauren heilige Lieder nur in der Kirche singen; denn an diesen Tagen ist es allen Gastwirthen verboten, an Einheimische Wein auszuschenken.

Der Kilpgang ist ein Ueberbleibsel der Sitten der alten Zeit, und außer der Schweiz giebt es noch viel andere Länder, wo Mädchen ihre Liebhaber ohne Nachtheil ihres guten Namens vor der feierlichen Verbindung glücklich machen. Die Ehre eines Bernischen Landmädchens leidet nichts darunter, wenn sie Besuche von einem Liebhaber annimmt; sondern sie wird nur alsdann für liederlich gehalten, wenn sie ihre Anbeter wechselt, oder ihrem zuerst begünstigten Liebhaber untreu wird. Weil die vertraulichsten Verbindungen zwischen zwoen unverheiratheten Personen meistens gute Absichten haben, und durch die Gewohnheit gleichsam gesetzmäßig geworden sind, so werden sie auch nicht geheim gehalten, sondern gemeiniglich sind beyderseitige Eltern und das ganze übrige Dorf davon unterrichtet. Aus dem Kilpgange

ist eine ganz eigene Art von Eifersucht entstanden, die in Teutschland noch weniger *), als der Kilpgang selbst bekannt ist. Die jungen Bauerkerle sind auf ihre Mädchen bisweilen nicht so sehr, als auf die Ehre ihres Dorfs eifersüchtig, und sie rächen sich daher oft auf eine grausame Art, wenn Liebhaber aus fremden Dörfern in ihr Gebiet einbrechen, und Mädchen in ihrem District besuchen. Einen solchen ungebetenen Mädchenräuber fing man einstens in einem Heunetze, und hing ihn nackt an einem Sonntagmorgen an einem Baume auf, der am Kirchwege stand. Einem andern band man im Emmethale die Hände auf dem Rücken an eine Stange fest, und peitschte ihn mehrere Stunden Weges mit Nesseln fort. Der Kilpgang ist noch immer so allgemein, daß selten ein Baurenmädchen verheirathet wird, das nicht schwanger wäre. Noch seltener trägt es sich zu, daß Liebhaber sich weigern, ihre geschwängerten Mädchen zu heirathen. Wenn sie es aber thun, und doch ihren Bräuten nichts vorzuwerfen wissen, so werden beyde vom Chorgericht in die Kirche geführt und zusammengegeben. Diese Strenge, die ich in einem jeden andern Lande tadeln würde, ist in einem Lande, wo der Kilpgang so allgemein ist, heilsam und nothwendig. Denn wie viele Mädchen würden nicht

*) Doch höre ich, daß man das, was in der Schweiz Kilpgang heißt, in einem gewissen Theile von Teutschland aufs Fenstern gehen nenne, und daß auch die Eifersucht der Schweizer Bauren in F., nicht ganz unbekannt sey.

nicht geschändet werden, wenn der Verführer nicht nachher zur Heirath gezwungen wäre? Ergiebt es sich aber bisweilen, daß zwo Personen, die man mit Gewalt mit einander verheirathet hat, gar nicht zusammen passen, und sich einander unglücklich machen würden; so trennt man die Ehe wieder, nachdem man dadurch das unschuldige Kind ehrlich gemacht hat. Dies ist freylich ein Mißbrauch, aber ein solcher, den ein anderer, nämlich der Kilpgang, so lange er fortdauert, nothwendig macht. Die Zwangsehen, welche das Chorgericht in Bern oft erkennt, und erkennen muß, gaben einstens einem Mädchen einen Entwurf ein, der zu schlau und merkwürdig ist, als daß ich ihn hier übergehen sollte. Ein reiches Bauermädchen hatte ihre Eltern lange vergebens gebeten, ihr einen jungen Menschen zu geben, den sie auf das heftigste liebte, der aber nach dem Urtheile der Eltern für sie nicht reich genug war. Als sie endlich daran verzweifelte, über ihre Eltern etwas zu gewinnen, so entlief sie heimlich nach Bern, und verklagte ihren Liebhaber, mit welchem sie sich verabredet hatte, daß er sie geschwängert habe, und jetzo sitzen lassen wolle. Um dieses Vorgeben wahrscheinlicher zu machen, und allen Verdacht zu entfernen, ließ sich der junge Mensch in fremde Dienste anwerben. Er erschien zwar, als er vor Gericht gefordert wurde, gestand auch, daß er mit dem Mädchen zu thun gehabt habe, und nichts auf sie zu sagen wisse, beharrte aber nichtsdestoweniger darauf, daß er das

Mädchen nicht nehmen wolle. Bey so nichtigen Ausflüchten fand das Gericht gar kein Bedenken, ihn seiner Widersetzlichkeit ungeachtet mit dem Mädchen copuliren zu lassen. Kaum war die feierliche Handlung vorbey, und die Heirath vollzogen, als der Vater des Mädchens nach Bern kam, um seine Tochter aufzusuchen. Er überzeugte sich bald, daß das verschmitzte Mädchen sich schwanger, und der junge Kerl sich gegen die Heirath abgeneigt gestellt habe, um das Chorgericht sowohl als die Eltern zu hintergehen.

In einem Lande, wo die Bauren gar nicht gedrückt werden, und wenige oder gar keine Abgaben entrichten, müssen sie nothwendig glücklicher und mit der Regierung zufriedener seyn, als in solchen Reichen, wo sie die Verschwendung des regierenden Fürsten und seiner Minister und Mätressen tragen, wo sie große Heere und zahlreiche Collegia unterhalten, und die Kosten von langwierigen verderblichen Kriegen gröstentheils hergeben müssen. Es ist bekannt, daß es in ganz Europa, Holland und Engelland ausgenommen, keine so glückliche Bauren, als in der Schweiz, und vorzüglich im teutschen Gebiet des Cantons Bern gebe. Den grösten Wohlstand findet man im obern Argäu, und Emmethale, wo die Landleute mit einer reichen Viehzucht das Spinnen und Weben von Leinenem sowohl als Baumwollenem Garn verbinden. Langenthal ist gewiß eines von den schönsten und reichsten Flecken in Europa. In Arau sind in der ganzen Schweiz außer vielen andern

Manu-

Manufacturen die einzigen Bandfabriken, die sich neben den Baselischen, und einer in Zofingen, halten können. Die Industrie der Arauer hat so große Reichthümer in dieser kleinen Stadt versammlet, daß ein neulich verstorbener Kaufmann fast anderthalb Millionen Pfund hinterlassen haben soll. Im Amte Lenzburg allein werden jährlich über hunderttausend, Fäst sagt gar hundert und siebenzig tausend Stück Cattun = Leinwand verfertigt, und auf jedem Stück wird ein großer Thaler gewonnen. Im Emmethale giebt es vielleicht einzelne reichere Leute, aber nicht so viel, oder doch nicht mehr allgemeine Wohlhabenheit, als im obern Aargäu. Im letztern sind Bauern von hundert und mehrern tausend Gulden nicht selten; noch merkwürdiger aber ist es, daß es mehrere Dörfer giebt, wo fast alle Bauren zehn oder zwanzig tausend Gulden reich sind. Die Wohlhabenheit der Landleute hat nur allein im Emmethale städtischen Luxus erzeugt. Denn hier findet man in den Häusern gemeiner Landleute kostbares Silbergeschirr, ausländische Möblen und Weine, Canapees u. s. w. Eben diese Pracht wird aber auch gewiß die Reichthümer der Emmethaler schneller zerstreuen, als die der sparsamern Aargauer, die den Sitten ihrer Vorfahren gleich den übrigen Bernischen Bauern treu geblieben, und ihnen in Ansehung der Kleidung noch eben so ähnlich, als in Ansehung der Bauart sind. So lange diese Einförmigkeit in Kleidungen und Häusern fortdauret, wird der Schweizer Bauer

zwar

zwar weniger glücklich scheinen, aber viel mehr glücklich seyn, als der Landmann in einigen Gegenden Teutschlandes, wo er, so bald er reich zu werden anfängt, sich über seinen Stand erheben, und gleich dem vornehmen Städter wohnen, und sich tragen will. Im Aargäu schämt sich der reichste Bauer nicht mit seinen Leuten zu arbeiten, und gleich den ärmsten Tagelöhnern einherzugehen. Ich selbst sah einen alten Mann, der 60000 Gulden reich war, und dem Sie in Teutschland kein Vermögen von 6o Gulden zugetraut hätten, mit einer Gabel hinter einem Fuder Heu hertreten. Außer seinem Strohhütchen trug er gleich dem Aermsten nur ein Jäckgen oder kurzen Kittel von grober Leinwand, und Beinkleider von eben dem Zeuge, die bis an die Schuh reichten, und zugleich die Stelle von Strümpfen vertraten. Seine Füße waren mit weiter nichts, als mit einem Paar grober Schuhe bedeckt, und es schien nicht, als wenn sie etwas dabey litten, oder als wenn er bey einer trägern Muße und kostbarern Kleidung glücklicher gewesen wäre. Am Sonntage oder an hohen Festen begnügt sich der reiche, wie der arme Bauer mit einem blau öfters grau tuchenen Kleide, aus dessen verschiedener Güte man gar nicht auf die Vermögensumstände schließen kann. Wenn die Bauren in den Gegenden, wo die alten Sitten noch unverändert geblieben sind, sich unterscheiden, oder Staat machen wollen, so geschieht es in Strohhüten, deren es so feine giebt, daß man sie mit

einem

einem neuen Louisd'or bezahlen muß. Der weibliche Putz und Anzug ist sich auf dem Lande und in der Stadt unter den Dienstmädchen fast eben so ähnlich, als die Tracht der Mannspersonen, und wenn sie von einander abweichen, so geschieht dies weniger in Farbe, Zuschnitt und Form, als in der Feinheit und Kostbarkeit des Stoffs, und der Neuheit und Reinlichkeit derselbigen Kleidungsstücke. Alle tragen im Winter Mützen und im Sommer kleine flache Strohhütchen, die sich ein wenig auf die linke Seite hinneigen; doch giebt es unter den Bäurinnen auch manche, die den Kopf mit einem Carcaßähnlichen Netze bedecken. Alle haben ihre Haare in zwo Flechten gebunden, von welchen die schwarzen Bänder bis über den Saum des Rocks herabhängen. Ihre Mieder schließen genau an den Leib, und sind meistens von rothem Zeuge, das mit schwarzem Bande oder Plüsch eingefaßt, und bey jungen und wohlhabenden Mädchen mit silbernen Ketten zugemacht ist. Die Landmädchen tragen die Vorder- und Hintertheile gewöhnlich von verschiedenen Farben, den einen roth, und den andern braun. Die obern Theile des Arms sind bloß mit feinen Hemdeermeln, und eben so der ganze Hals mit einem feinen Oberhemde bedeckt, das durch ein schwarz sammtnes Halsband gehoben, und wie es scheint, gehalten wird. Von dem Halsbande läuft an beyden Seiten ein sammtnes Band, bey Bäurinnen oft nur ein lederner Riemen herab, der sich unter den beyden

Armen

Armen durchzieht und wiederum zum Halsbande hinaufsteigt, wo er befestiget oder angehakt ist. Die Röcke sind entweder von schwarzem, in der Stadt aber immer von blauem Serge, und fangen nicht immer an denselbigen Stellen an, so wie sie auch nicht an denselbigen aufhören. In der Stadt bedecken sie ohngefehr eben die Theile des Körpers, die in Teutschland dadurch bedeckt werden, doch sind sie meistens länger, und eben deßwegen schwerfälliger, als in Teutschland. Unter den Landnymphen schürzen manche ihre Röcke bis nahe unter die Schultern hinauf, so daß sie keine Spannlange Taille behalten, und die Waden ganz sichtbar werden. Schon dieses Emporstreben der Röcke würde die schönste Bildung verderben, wenn nicht auch noch die hölzernen Cüls hinzukämen, wodurch die Röcke gehoben, und an Stellen, wo die Natur dergleichen nie hinbaut, künstliche Höcker geschaffen würden. So wie ich die Bernischen Dienstmädchen nicht so schön gefunden habe, als ich sie nach Erzählungen zu finden glaubte, (denn die meisten haben ein zu rundes, plattes und gemeines Gesicht,) so hat mir auch die Bernische Tracht weniger gefallen, als die Trachten in manchen Städten von Teutschland und selbst in Solothurn. In der letzten Stadt tragen die Haushälterinnen oder Cammermädchen schwarze Carcassenähnliche Hauben, grüne hinten zugeschnürte Mieder ohne Ermel, und eben so leichte als reinliche Röckgen von Cattun. In der Bernischen Mädchen-

Tracht

Tracht scheinen die doppelten sorgfältigen Bedeckungen des Halses, und die langen schweren Röcke, besonders im Sommer eine unleidliche Hitze erzeugen zu müssen. Wenn aber diese Tracht auch noch so gut steht, so ist dies nur allein von jungen und schönen Mädchen wahr. Die alten Weiber hingegen werden nicht wenig dadurch verhäßlicht, daß sie in kurzen Röcken und mit lang geflochtenen Haaren erscheinen.

Die Bauart der Bernischen Bauerhäuser gefällt beym ersten Anblick noch weniger, als die Weibertracht. Wenn man aber hört und sieht, wie zweckmäßig sie ist, und wie viele Absichten sie erfüllt, so findet man sie schön, und muß sie auch schön finden. Die Bernischen Baurenhäuser sind in Rücksicht auf Größe, Höhe und Neuheit eben so sehr verschieden, als ihre Besitzer es in Rücksicht auf die Vermögensumstände sind; in Ansehung der Bauart aber sind sie sich alle gleich. Alle ohne Ausnahme sind mit Stroh gedeckt, und diese Strohdächer gehen nach allen Seiten sehr weit über die äußern Wände der Häuser herab, so daß sie in einiger Entfernung fast die Erde zu berühren scheinen. Nur den beyden Hauptthüren gegenüber sind in die herabhängenden Strohdächer Einschnitte gemacht, damit beladene Wägen hinein und herausfahren können. Diese Dächer schützen nicht nur gegen Regen und Kälte, sondern vertreten auch die Stelle von Scheuren. Unter ihnen stehen Wägen, Pflüge, Tonnen und anderes

Geräth

Geräth sicher: sie dienen zu Holz-Magazinen, und unter ihnen kann der Hausvater wie unter einem Obdach an seinem Geschirr arbeiten, sein Vieh ab- und anspannen und seine Viehställe besuchen. Bisweilen sind die Häuser höher, als gewöhnlich, von der Erde aufgemauert, und dann gehen unter dem Dach eine, bisweilen zwo Gallerien herum, wodurch die angeführten Vortheile verdoppelt oder verdreyfacht werden. Ein gemeines Baurenhaus ist in zwo Hälften getheilt: die eine besteht aus zwoen Stuben, zwischen welchen die Küche liegt, und der Diele; die andere aus dem Heu- und Korn-Magazine und den Viehställen, die rund herum angelegt sind. Unter den Stuben sind die Keller, in welche man oft von außen hineingeht. Die Stuben selbst sind in Emmethal, und obern Aargäu viel höher, geräumiger und zahlreicher, als in den übrigen Theilen des Cantons, wo sie oft ängstlich niedrig, und die Fensterscheiben fast unsichtbar klein sind. Die meisten Häuser haben einen fließenden Brunnen, und unter diesem einen steinernen oder hölzernen Behälter, aus welchem das Vieh saufen kann. Die Häuser mögen übrigens klein oder groß seyn, so finden sie nirgends etwas verfallenes oder unausgebessertes, oder andere Spuren von Nachläßigkeit, die aus Druck und Elend entsteht, sondern vielmehr allenthalben Merkmale von beständiger haushälterischer Aufmerksamkeit, und daher entstehender Ordnung und Ueberfluß. Wenn der Wind oder die Zeit irgendwo nur eine Handvoll Stroh

aus

aus dem Dache herausreißt, so wird die Lücke gleich wieder ausgefüllt. Auch erblickt man nirgends Wägen oder Pflüge u. s. w. an solchen Stellen, wo sie durch Feuchtigkeit oder andere Ursachen Schaden nehmen könnten. Schon in der Mitte des Junius waren alle Hausväter auf den ganzen Winter mit Holz versehen, das auch schon gespalten und zusammengelegt war, und an welchem man die Reste des letzten Jahrs von dem neuen Vorrath sehr gut unterscheiden konnte. Ich habe es an dem Bernischen Landmann wahrgenommen, was Herr von Möser von allen glücklichen Bauern überhaupt sagt, daß er das Nothwendige im Ueberflusse und in der größten Vollkommenheit habe.

Wenn der Bauer so glücklich ist als in der Schweiz, so nimmt die Bevölkerung auch ohne Belohnungen und Aufmunterungen zu. Im Emmethal hat sich die Zahl der Einwohner seit einem Jahrhundert verdoppelt, und im Amte Lenzburg ist sie seit 1760. um sechstausend stärker geworden. In der Französischen Schweiz hingegen nimmt sie aus Ursachen, die ich in der Zukunft vielleicht genauer erfahren werde, immer ab, und der ganze Canton soll jährlich nicht viel mehr als tausend Menschen gewinnen. Die Volksmenge könnte noch um vieles wachsen, wenn die Fabriken auf dem Lande sich mehr verbreiteten, und besonders in die Land-Städte, die meistens ohne alle gewinnende Gewerbe sind, ein Geist der Thätigkeit gebracht werden könnte.

Ungeachtet der Bernische Bauer nicht die gesetzgebende Macht, wie in den kleinen Cantonen besitzt, und nicht einmal den geringsten Antheil an der Regierung hat, und erhalten kann; so ist er doch mit seiner Obrigkeit eben so sehr zufrieden, als wenn er sie selbst gewählt hätte. Er würde auch gewiß für ihre Vertheidigung, wie für die Vertheidigung seines Vaterlandes, Gut und Blut wagen. Diese Liebe der Unterthanen für ihre milde Regenten ist in allen Ländern die sicherste Stütze der letztern, und im Canton Bern die einzige sichere Stütze. Zwar haben sich alle Cantone ihre einmal eingeführte Verfassung gegenseitig verbürgt, und selbst also die demokratischen Stände müßen herbeyeilen, wenn die Aristokratie in Bern in Gefahr kommen sollte; allein diese Garantie, welche den Magistrat in Freyburg und Genf schon mehrmalen gerettet hat, würde der Bernischen Regierung keine so zuverläßige Hülfe gewähren. Denn erstlich wäre es sehr zu besorgen, daß, wenn die Bernischen Unterthanen einen allgemeinen Aufstand erregten, alsdann die Bauren im Freyburgischen, Solothurnischen, Lucernischen und vielleicht noch weiter sich mit den Unzufriedenen vereinigen würden. Wenn aber auch dieser Fall nicht einträte, und die benachbarten Cantone ihre Unterthanen zur Hülfe von Bern aufbieten könnten; so wäre doch immer zu fürchten, daß diese Hülfe zu spät käme, oder auch zu schwach wäre; denn im Bernischen Gebiet könnten sich leicht mehr Unzufriedene versammlet haben, als die Nachbaren

baren und Fremde gegen sie aufzubringen im Stande wären. Eine weise milde Regierung ist also, wie bisher, so auch inskünftige, das sicherste Erhaltungsmittel der einmal eingeführten Regierungsform, für welche sich auch die benachbarten Cantone zu interessiren Ursache haben, weil ihr Regiment schon mehrmalen ganz allein durch Bernische Hülfstruppen ist geschützt und befestigt worden.

In Bern wäre nicht leicht eine andere Revolution möglich, als eine solche, welche die Verschwornen im Jahre 1749. im Sinne hatten, wodurch die höchste Gewalt der ganzen Bürgerschafft, oder den Zünften sollte übergeben, und der kleine und große Rath ohne Unterschied aus den Zünften und von den Zünften sollte erwählt und ergänzt werden. Wenn die Verschwornen auch alle die Personen hingerichtet, und alle die Grausamkeiten ohne Hinderniß ausgeübt hätten, welche sie ausüben wollten; so würden doch gewiß die Landleute sich der Einführung einer Demokratischen Regierungsform mit Nachdruck widersetzt haben, weil diese gar wohl wissen, daß allenthalben, wo die höchste Macht in den Händen der Zünfte liegt, diese Zünfte ihre Rechte auf Unkosten der Unterthanen erweitern, da hingegen die regierenden Familien in einem Aristokratischen Staate sich um die Liebe der Unterthanen eben so sehr oder noch mehr als um die Liebe ihrer Mitbürger bewerben, um in jenen allemal eine sichere Hülfe gegen die Unzufriedenheit der letztern zu haben.

Nie, glaube ich, hat es einen verächtlichern und unbesonneren Haufen von Verschwornen gegeben, als diejenigen waren, welche im Jahre 1749. in Bern bestraft wurden, und um welcher willen die Regierung in Bern in fremden Ländern, vorzüglich in Teutschland, auf das ungerechteste ist verläumdet worden. Ich sage dieses mit Zuversicht, da ich das Glück gehabt habe, über die letzte Verschwörung Nachrichten zu erhalten, die gewiß vielen Einwohnern in Bern nicht bekannt geworden sind. Die vornehmsten Verschwörer waren nicht die drey hingerichteten, Henzi, Emanuel Fueter, und Wernier, sondern Gottfried Kuhn, ein Rothgerber, Daniel Fueter, ein Goldschmidt, und Gabriel Fueter, ein Kaufmann. Letztern kann man mit Recht das Haupt der ganzen Verschwörung nennen, weil er seinen Bruder, den hingerichteten Lieutenant Fueter, den Henzi, und die meisten übrigen angeworben hatte. Der eigentlichen Verschwornen waren nicht viel mehr, als zwanzig, und diese waren fast alle zu Grunde gerichtete Leute, die den ganzen Staat gerne umgekehrt hätten, weil sie bey seiner damaligen Verfassung nicht länger bestehen konnten, oder weil sie sich bey einer allgemeinen Verwirrung am leichtesten an einzelnen mächtigen Personen zu rächen hofften, von denen sie beleidigt zu seyn glaubten. In der ganzen Rotte war Henzi der einzige Mann von Kopf und Charakter, von welchem man es bedauren muß, daß er durch blinde Rache in eine so rasende Unternehmung,

mung, als die Verschwörung war, getrieben wurde. Er hatte einen unversöhnlichen Haß gegen die Regierung, weil er im Jahr 1748. die Stelle eines Bibliothekars, um welche er sich beworben hatte, nicht erhalten konnte. Schon vier Jahre vorher hatte er sich in eine unreife zu früh entdeckte Verschwörung eingelassen, und war deßwegen verwiesen, aber bald nachher wieder begnadigt und in sein Vaterland zurückgerufen worden. Er widersetzte sich stets den blutigen und zerstörenden Gewaltthätigkeiten, womit die andern anfangen wollten, und er war auch der einzige, der nach Plan handelte, und andere handeln zu machen wünschte. Die übrigen, vorzüglich die drey, welche ich vorher als die vornehmsten unter den Verschwornen genannt habe, redeten und handelten, wie Unsinnige. Ihre Absicht ging auf nichts weniger, als, die angesehensten Männer des Staats umzubringen, den Rath in der Bibliothek einzusperren, die Stadt an mehrern Orten anzuzünden, sich des Schatzes zu bemächtigen u. s. w. Eben diese wüthenden Menschen redeten ohne alle Vorsicht und Auswahl zu sechszig andern Personen, von denen die meisten die Unausführbarkeit ihrer Anschläge sogleich einsahen, oder die Grausamkeit der Verschwörer verabscheuten, denen sie aber doch durch geladene Pistolen oder Schmeicheleyen entweder Aufmerksamkeit oder Verschwiegenheit abgenöthigt hatten. Es war also nicht sowohl zu verwundern, daß die Verschwörung entdeckt wurde, als daß

sie nicht schon viel früher verrathen worden war. Ein jeder hatte andere Einfälle, und fast alle waren so heiß, daß sie zur Ausführung schreiten wollten, ehe man noch ein einzigesmal zu ordentlichen gemeinschafftlichen Berathschlagungen zusammengekommen war, und ehe man sich noch über einen bestimmten Plan und die Mittel ihn durchzusetzen vereinigt hatte. Henzi war der erste, welcher einzusehen anfing, daß man mit solchen Menschen, als seine Mitverschwornen waren, nichts großes ausführen, und auch nicht sicher mehr an einem Orte leben könne. Er hatte deßwegen seine besten Sachen in der Stille eingepackt, und war eben im Begriff, wieder nach Frankreich oder Italien zu gehen, wo er schon ehemals als Officier gedient hatte, als die Verschwörung von einem Mitschuldigen entdeckt, und er selbst nebst zween andern ergriffen wurde. Der Angeber war ein Candidat, den die Regierung nicht nur mit einer großen Summe Geldes, sondern auch mit einer reichen Pfarre beschenkte: den aber weder die Gnade des Raths, noch die Heiligkeit seines Amtes, womit man billig keinen Verschwörer und Verräther hätte bekleiden sollen, gegen allgemeinen Abscheu schützen konnte. Unter den Verschwornen, welche man gefangen genommen hatte, wurden nur drey hingerichtet; andere wurden verwiesen: die meisten aber begnadigt. Unter den entwichenen verurtheilte man die Urheber der Verschwörung und der gewaltsamsten Anschläge, abwesend zu einer härtern

Todesstrafe, als Henzi und seine Freunde litten; man hob aber in der Folge diese Strafe gänzlich auf, und beyde verbannte Fueter leben jetzo ruhig in ihrer Vaterstadt. Wahrscheinlich würden auch die hingerichteten eine gelindere Strafe erhalten haben, wenn man nicht den Proceß so geschwind betrieben und geendigt hätte. Dem Henzi besonders wünschte das damalige Publicum ein weniger hartes Schicksal, weil er sich durch seine vor der Entdeckung schon fast angefangene Flucht von der Verschwörung gleichsam losgesagt, und er sowohl, als die übrigen Unzufriedenen mehr auf eine unbesonnene Art von einer Veränderung der Staatsverfassung geredet, als eine wirkliche Verschwörung entworfen hatten. Henzi muste aber nicht allein sterben, sondern auch Zeuge von der Hinrichtung seiner Gehülfen seyn. Dies billige ich eben so wenig, als daß man den Scharfrichter, der ein Bekannter oder Freund der Verurtheilten gewesen war, nöthigte, die letztern vom Leben zum Tode zu bringen, so sehr er auch darum bat, daß man dies traurige Geschäfft diesmal einem andern auftragen möchte. Durch diese Grausamkeit strafte man nicht sowohl die Verschwörer, als den unschuldigen Scharfrichter, wenn dieser anders seinen Freunden mit einem einzigen Streich Kopf und Leben nahm. Weil man aber voraussetzen konnte, daß Mitleiden und Unwille seine Hand zittern machen oder entkräften würden, so setzte man die Verurtheilten der Gefahr einer viel härtern Strafe aus, als

ihnen nach den Gesetzen zuerkannt worden war. Der Scharfrichter hieb auch wirklich mehrmalen fehl, und bey diesem Anblick der Zerfleischung seiner Freunde rief Henzi folgende Worte aus: quelle boucherie! Es ist falsch, daß er nach einem empfangenen Fehlhieb soll zum Scharfrichter gesagt haben: tu juges, comme ton magistrat. Ich weiß dieses von einer verehrungswürdigen Person, die nahe bey Henzi stand, und ihn in den letzten Augenblicken genau beobachtete. Henzi war der einzige, welcher seine That oder vielmehr Thorheit bereute, und die Strafe derselben ohne Murren und Zagen litt. Als seine Freunde hingerichtet wurden, hielt er seine Augen unverwandt auf dem blutigen Schauspiel geheftet; ungeachtet die Umstehenden ihn baten, daß er sein Gesicht wegwenden möchte. Nach dieser Execution vermehrte man die Stadtwache auf 360 Mann; man verwarf aber mit einer großen Ueberzahl von Stimmen den Vorschlag von einigen, daß man zur Sicherheit der Regierung ein noch stärkeres Corps errichten möchte. Von den 360 Mann, welche beständig im Solde der Regierung stehn, liegt immer nur ein Drittel in der Stadt, und die beyden übrigen sind außer derselbigen. Bald nach der Verschwörung machte man verschiedene heilsame Gesetze, wodurch man sich einigen Verbesserungen oder Einrichtungen, welche die Verschwornen einzuführen die Absicht gehabt hatten, merklich näherte, und anstatt also durch die überstandene Gefahr erbittert zu werden, und die

Aristo-

Aristokratie noch mehr zu verstärken, machte man das Regiment milder, als es vorher gewesen war. Besonders aber bestissen sich die Rathsherren seit dieser Zeit, ihre Mitbürger freundschaftlicher und höflicher als sonst zu empfangen.

Damit Sie aber doch nicht einen ganz politischen Brief erhalten, so will ich Ihnen zum Beschluß eine kleine Reise beschreiben, die wir von hier aus nach Solothurn gemacht haben.

Der Weg nach Solothurn ist der einzige ungemachte, den ich bisher in der Schweiz gefunden habe, weil von Nidau und Biel aus keine große und sehr besuchte Straße nach Solothurn führt. Auch findet man auf dem ganzen Wege keine besonders schöne oder merkwürdige Gegenstände. Links hat man den Jura unmittelbar zur Seite, der nirgends, glaube ich, weniger fruchtbar und interessant, als in dieser ganzen Strecke ist. Rechts sieht man weitläuftige Wiesen, und gut bebaute Aecker, (denn Solothurn ist der einzige Canton, der mehr Frucht baut, als er selbst braucht) allein ungeachtet diese Aecker einträglicher sind, als in Aargäu, so sind sie doch viel weniger mahlerisch. Der einzige Vorzug dieses Weges ist der, daß man die meiste Zeit die höchsten unter den Bernischen Schneebergen erblickt. Die Baurenhäuser im Solothurnischen sind ganz nach Bernischer Art gebaut; sie sind aber inwendig weniger reinlich, und auswärts mehr durch den Rauch angeschwärzt, als die Bernischen. Die Bauren selbst

schienen mir nicht so gut gebildet zu seyn, als ihre Nachbaren; allein ihre Gärten sind unstreitig besser gewartet und mit Obstbäumen versehen, und ihr Hornvieh viel größer, als ich es bisher in der flachen Schweiz gesehen habe. Die Hauptstadt des Cantons ist dem Ansehen nach sehr bevölkert, hat aber weder so breite und regelmäßige Straßen, noch so schöne und gleichförmige Häuser, als Bern. Die Lage der Stadt und vorzüglich der Wall oder die Hauptpromenade, nimmt sich auf einer Zeichnung viel besser, als in der Natur aus. Der Wall ist zwar mit schönen und hohen Linden besetzt, allein an der einen Seite wird die Aussicht durch die Brustwehr verschlossen, und an der andern sieht man auf die Hintertheile von meistens elenden Häusern, deren Unreinigkeiten oder Abflüße oft einen unerträglichen Gestank verursachen, und die nichts dadurch gewinnen, daß sie bisweilen auf Ueberbleibseln alter Römischer Mauern errichtet sind. Wenn man sich aber einen weitläuftigern Gesichtskreis verschaffen, und nahe an der Brustwehr spazieren gehen will, so ist man gezwungen, alle Augenblicke einige Schuh herab und hinaufzuspringen, so oft man nämlich an Stellen kommt, wo für die Laveten und Mündungen von Canonen Einschnitte in den Wall und die Brustwehr gemacht sind. Ich hatte keine Lust alle die alten Mauren oder andere Reste aufzusuchen, welche noch aus den Zeiten der Römer übrig sind, und die hier häufiger, als anderswo gefunden werden, weil an

der

der Stelle der jetzigen Stadt Solothurn ehemals das castrum Solodurense, und wenigstens eine Zeitlang das Standlager einer Legion war. Mit desto größerer Aufmerksamkeit betrachtete ich die neue Hauptkirche, die erst vor wenigen Jahren vollendet worden ist, und dem Staat eine Million Gulden gekostet hat. Ich habe schon oft viel größere Gebäude und Kirchen gesehen, als diese, aber keine, deren Anblick in mir so viel Ehrfurcht und Andacht erregt hat. Sie ist mit ihrer Fronte gegen die Hauptstraße gebaut und so sehr über diese erhöht worden, daß man auf vierzig Stuffen und in mehrern Absätzen zu ihr hinauf steigen muß. Diese prächtige Treppe, die an beyden Seiten mit Statüen und kleinen Springbrunnen geziert ist, trägt am meisten zu den feierlichen Empfindungen bey, welche der schöne Tempel hervorbringt. Sie scheint dazu bestimmt zu seyn, daß sie das Gemüth zu andächtigen Gedanken und Gesinnungen vorbereiten soll. Denn indem man sie langsam hinaufsteigt, und sich dem majestätischen der Gottheit geweihten Hause nähert, ist es, als wenn man mit der niedrigen Erde auch alle niedrige und irdische Gedanken ablegen, und keine andere, als heilige Vorsätze und Betrachtungen in der gereinigten Seele nähren müste. Der untere Theil der Façade ruht auf vierzehn Korinthischen Säulen von einem weißen und sehr harten Stein, der in der Nachbarschafft der Stadt gebrochen, und in der ganzen Schweiz gesucht wird. Die mittlere und gröste unter

den

den drey Eingängen oder Thüren, hat an jeder Seite drey, die kleinen aber nur zwo Säulen. Der obere Theil der Kirche ist auf acht Säulen gestützt, und dem untern vollkommen entsprechend. Die Mahlereyen in der Kirche haben mir besser gefallen, als die Bildhauerarbeit und Statüen, womit sie besonders an ihren äussern Theilen geschmückt ist. Die kostbarsten und schönsten Stücke sind unstreitig der Altar und die Canzel, die beyde aus dem köstlichsten Marmor, und mit ausnehmender Kunst gearbeitet sind, ohne im geringsten mit Zierrathen überladen zu seyn. Die marmorne Canzeltreppe, welcher man in Solothurn ein gewiß übertriebenes Gewicht von zweytausend Centnern zu geben pflegt, ist so künstlich gewunden, daß sie durch nichts als sich selbst oder ihre Zusammensetzung gestützt zu werden scheint. Rund um die Kirche her, ist ein freyer Platz, der mit lauter großen Steinen belegt ist. Diese Steine decken ausgemauerte Grüfte, deren eben so viele sind, als es bürgerliche Familien giebt. Die Grabsteine sind alle numerirt und an einer Stelle durchbort, wahrscheinlich um den giftigen Dünsten der verwesenden Leichname einen allmäligen Ausgang zu verschaffen. Nachdem wir die Kirche besehen hatten, stiegen wir auf den Thurm, wo die Aussicht so weitläuftig ist, als man sie in und um die Stadt herum nur haben kann. Die Aussicht entzückte uns aber nicht in dem Maaße, als sie diejenigen zu entzücken pflegt, die über Basel nach Solothurn kommen. Was wir sa-

hen,

hen, war schön, erinnerte uns aber immer an etwas noch schöneres, was wir vor kurzem genossen hatten. In der Nachbarschafft von Solothurn liegen manche reiche Klöster und Landhäuser, es sind ihrer aber doch nicht so viele, daß sie das Auge lange fesseln könnten. Die Aar, welche die Stadt durchströmt, ist zwar zwey bis dreymal so breit als bey Bern, sie windet sich aber lange so malerisch nicht, als ich sie schon mehrmalen vom Jura gesehen habe. An der einen Seite nähert sich dieses Gebürge der Stadt bis auf eine kleine halbe Stunde. Anstatt aber die Landschafft zu verschönern, giebt es derselben vielmehr ein trauriges Ansehen, weil es an vielen Stellen ganz nackt, und überhaupt viel öder scheint, als es wirklich ist. Wenn man sich vom Jura wegkehrt, so verliert sich das Auge in einer fast unabsehbaren Fläche, die zwar sehr fruchtbar, aber doch nicht in dem Grade ist, als wir Ebenen in Franken und Schwaben gefunden hatten. — Schade ist es, daß der schöne Thurm seines Bruders beraubt geblieben ist, der ihm bestimmt war, aber nicht erbaut wurde, weil man fürchtete, daß das Fundament die Last nicht tragen würde, oder weil die Geduld und Fonds erschöpft waren. Diese Lücke ist eben so auffallend, als die Lage der Kirche, die mit ihrer Façade nicht gerade gegen die Mitte der Hauptstraße zugekehrt ist. Man entdeckt von der einen Seite mehr, als von der andern, wodurch sie, so lange man sie von der Straße ansieht, ein schiefes Ansehen erhält.

Wir wollten Solothurn nicht verlassen, ohne zuvor die Capelle der heiligen Verena und die Einsiedeley zu besuchen, welche vor ohngefähr hundert Jahren, eine halbe Stunde von der Stadt, von einem Aegyptischen Eremiten Arsenius angelegt und bewohnt worden ist, und noch jetzo von einem Capuciner unterhalten wird, der aber gerade ausgegangen war, als wir hinkamen. Der Weg führt bey einer Menge von Klöstern, Kirchen und Capellen vorbey, von welchen man ein unaufhörliches Geläute und Geklingel hört. Ueber der Thür einer Seitencapelle las ich die Worte: hier geht man ein in die Capelle und den Ort, wo Maria Jesum empfangen, und ihren lieben Sohn gekocht (d. i. erhalten) hat. Wir standen eine fürchterliche Hitze aus, ehe wir die Einsiedeley erreichten, wurden aber für den vergossenen Schweiß hinlänglich belohnt. Die Einsiedeley liegt in einem engen und tiefen Bergthal, das von hohen Felswänden eingeschlossen wird, die von der Natur selbst gespalten, und auseinander gerissen zu seyn scheinen. So einsiedlerisch die Gegend ist, so hat sie doch nichts furchtbares, oder beängstigendes, weil das Thal nach beyden Seiten offen ist, und sich in einem lachenden Grund zu endigen scheint. Links sieht man zuerst eine Nische mit dem Bilde der heiligen Verena, die hier gewohnt haben soll, und dann am Felsen, Christum auf dem Oehlberge, die drey Apostel zu seinen Füßen, und etwas höher die Stadt Jerusalem, in welcher Gruppe man weder Ausdruck,

noch

noch richtig beobachtete Verhältnisse suchen muß. Unendlich rührender ist die Capelle der heiligen Verena, zu welcher man von zween Steinen auf etwa zwanzig Stuffen hinaufsteigen kann. Diese Capelle ist von dem alten frommen Einsiedler mit unsäglicher Mühe in einen äußerst harten Fels hineingehauen worden, und besteht aus drey Abtheilungen, die in Form von Gewölben oder Schwibbögen gearbeitet sind. Diese Gewölbe mögen etwa zwanzig Fuß tief, und zwölf bis fünfzehn breit seyn. In dem mittlern und größern liegt unser Heiland im Grabe; die beyden übrigen sind leer, und werden wahrscheinlich an gewissen Festtagen geöffnet. Da, wo das in den Felsen hineingehauene Gewölbe aufhört, das ist, was zu einer Capelle fehlte, so künstlich hinangebaut worden, daß man die Gränzen der Kunst und die Natur kaum unterscheiden kann. Alle Inschriften, die ich hier gefunden habe, waren viel würdiger und paßender, als man sie sonst an ähnlichen heiligen Ortern zu finden pflegt. Von der Capelle der heiligen Verena wandten wir uns zur Wohnung ihres ehemaligen Verehrers, die ihr gegenüber an dem Fuße eines ungeheuren steilen Felsens errichtet ist, und von der Capelle durch einen Bach getrennt wird, dessen tiefes Bett zeigt, daß er zu gewissen Zeiten viel fürchterlicher wird, als er jetzo war. Weil der abwesende Capuciner die über den Bach angelegte Brücke verschlossen hatte, so musten wir mit vieler Mühe an seinen gähen Ufern hinab und hinaufsteigen, um

in

in den Garten der Einsiedeley zu kommen, der vor der Hütte angelegt ist. Das Gärtchen enthielt außer einigen Gemüse Beeten verschiedene Blumen-, besonders Rosenstöcke, von welchen wir einige abbrachen, die wir mit der grösten Sorgfalt aufbewahren, und ihnen bey unserer Rückkunft als Reliquien zeigen werden. Es that uns weh, daß wir nicht selbst um die Blümchen, die mir mit vorausgesetzter Erlaubniß ihres Pflegers nahmen, bitten konnten; allein wir zweyfelten nicht, daß der gute Vater uns diese kleinen Geschenke gerne gegönnt hätte. An der linken Seite des Hauses war ein kleines Holz-Magazin, und an der rechten eine kleine Werkstätte oder Arbeitsplatz. Im Hause selbst, in welches wir nur durch das Fenster hinein sehen konnten, fanden sich ein schlechtes Bett, und einige hölzerne Stühle. In eben diesem Geschmack einsiedlerischer Genügsamkeit oder Dürftigkeit ist die Capelle des ehemaligen Waldbruders gebaut, die mit der Hütte an derselbigen Seite, aber auf einem höhern Arm des Felsens steht, und deren merkwürdigste Verzierung das an der Wand gemahlte Bild ihres ersten Stifters ist. Ungeachtet ich ein abgesagter Feind des ungesellschafftlichen Lebens bin; so hatte doch der Anblick der Einsiedeley in dieser schönen Jahrszeit, und in der schwülen Nachmittagsstunde, worinn ich sie besuchte, so etwas feierliches und bezauberndes, daß ich, wenn ich den ersten Regungen meines Herzens hätte folgen wollen, den Aufenthalt in diesem engen Thale

dem

dem Aufenthalt in jedem mir bekannten Kloster vorgezogen hätte. Freylich würde der Zauber dieser heiligen Stäte bald verschwinden, wenn man sie in Augenblicken sähe, wo die nahen herüber hangenden Felsen vom Donner erschüttert, oder vom Blitze gespalten würden, oder auch das ganze Thal von Ellentiefem Schnee unzugänglich geworden wäre.

Wenn Sie mir wieder schreiben, so melden Sie mir doch, wie weit man mit dem Druck des zweyten Theils meiner Geschichte der Wissenschafften gekommen ist, und ob sie von ohngefähr schon Probebogen von den beyden kleinern Schriften gesehen haben. Der Inhalt dieser Werke ist mir in einigen Monathen so fremd geworden, daß es mir vorkömmt, als wenn ich in dem Fall, daß sie verloren gingen, nicht den hundertsten Theil derselben wieder herstellen könnte. Tausend Grüße an alle unsere Freunde. Sie, mein Bester, brauche ich nicht mehr zu versichern, daß ich Sie unverändert liebe u. s. w.

Sechster Brief.

Nidau am 8ten Jul. 1782.

Liebster Freund,

In einem meiner vorhergehenden Schreiben, versprach ich Ihnen, die ganze Bernische Verfassung, so wie sie sich mir darstellen würde, zu schil-

dern. Da ich Ihnen nun bisher meistens nur die vortheilhaften Seiten derselben beschrieben habe, so werden Sie erlauben, daß ich Ihnen auch die schwachen Seiten aufdecke. Bern ist so wenig als irgend ein anderer Staat, in welchem Menschen regieren und regieret werden, ohne alle Mängel. Diese Republik ist gleich allen übrigen krank, aber mit dem Unterschiede, daß ihre Krankheiten weder so zahlreich, noch so unheilbar, als die der meisten Europäischen Nationen sind. Auch haben die Berner nicht den unglücklichen Wahn, der manchen unheilbar Kranken eigenthümlich ist: daß sie vollkommen gesund seyen; noch viel weniger sind sie so kränklich empfindlich, daß sie durch die sanftesten Berührungen ihrer Schäden heftig beleidigt würden. Fremde können ohne Zurückhaltung tadeln, was ihnen an der Bernischen Verfassung Tadel zu verdienen scheint, und ich habe nie bemerkt, daß ein vernünftiger und bescheidener Tadel übel wäre aufgenommen worden, oder daß man sich, wie in manchen andern Städten, gleichsam verabredet zu haben schiene, die Gebrechen des gemeinen Wesens vor Ausländern zu verbergen oder zu beschönigen. Vielleicht ist es ohne Beyspiel, (eine Bemerkung, die ich einem gelehrten Schweizer zu verdanken habe) was die Regierung von Bern im Jahre 1681. that, als Ludwig der Vierzehnte Strasburg eingenommen hatte, und man befürchtete, daß er seine räuberische Hand auch nach andern benachbarten Städten ausstrecken möchte. In diesem Jahre

forderte

forderte man in Bern einen jeden Bürger auf, die Mängel der Republik unparteyisch und ohne Scheu anzuzeigen: nach welcher Aufforderung auch nicht das kleinste Gebrechen übrig blieb, welches man nicht sammt allen Gegenmitteln den Vätern des Volks vorgelegt hätte. Von dieser Zeit an hat man unablässig an der Abschaffung von Mißbräuchen gearbeitet, und man kann also gar nicht zweyfeln, daß man nicht denen, die noch übrig sind, allmälig abzuhelfen suchen werde. Die Schriften der Patrioten und Unzufriedenen, die vor etwa einem Jahrhunderte den Staatscörper auf das genaueste untersuchten, liegen im Archiv des Staats, und werden von einem jeden Mitgliede der Regierung gelesen. Ich schmeichle mir gar nicht, daß ich in meiner Aufzählung der vornehmsten Mängel der Republik einem Berner etwas neues sagen könnte; Ihnen aber werde ich dadurch gewiß einen neuen Beweis von der Unparteylichkeit geben, womit ich an verehrungswürdigen Staaten, wie an großen Männern, kleine von der Menschheit unzertrennliche Fehler bemerken und anerkennen kann, ohne ihnen deßwegen die Hochachtung zu entziehen, die ich ihren Vorzügen schuldig bin.

Ungeachtet die Regierung in Bern seit mehr als zwey Jahrhunderten sich aus allen Kräften von der Oligarchie zu entfernen bemüht, und auch wirklich entfernt hat; so wird sie doch aller dieser Bestrebungen ungeachtet durch einen unaufhaltsamen Strom in

den Abgrund dieser gefährlichen Verfassung hinein gezogen. Dieser Strom ist die beständige Abnahme der bürgerlichen sowohl regierenden, als Regimentsfähigen Familien, wodurch die höchste Gewalt mit einem jeden Jahrzehend in die Hände einer kleinern Zahl von Familien kömmt. Je kleiner aber die Zahl von regierenden Geschlechtern wird, desto größer muß nothwendig mit der Zeit die Zahl von Mitgliedern werden, welche ein jedes in den großen Rath giebt, desto leichter finden gefährliche Verbrüderungen Statt, und desto schwerer wird es, Bedrückungen und Untreue zurückzuhalten, und zur Strafe zu ziehen. Kurz, wenn man diesem Hange der Republik zur Oligarchie nicht steuret, so wird eben der Schauplatz von Erpressungen, Aufrühren und Verschwörungen wieder eröffnet werden, welche die Bernische Geschichte der vorhergehenden Jahrhunderte schildert, und diese Unordnungen werden jetzo viel traurigere Folgen, als vormals haben, weil Bern weniger Hülfe von den Regierungen hoffen kann, denen es am öftersten geholfen hat. Beträchtliche Aufstände der Unterthanen im Canton Bern würden höchst wahrscheinlich die jetzige Verfassung über'n Haufen stürzen, und wenn das Regiment in Bern zu Grunde gienge, so würde gewiß das Ende der übrigen Aristokratischen Republiken nicht weit mehr entfernt seyn. Anstatt, daß die Unterthanen und Insassen des Cantons Bern sich vom Anfange dieses Jahrhunderts an beträchtlich vermehrt haben, und noch immer vermehren; so ist

die

die Zahl der bürgerlichen Familien fast jährlich kleiner geworden. Wenn man annimmt, daß um das Jahr 1740. etwa drey hundert bürgerliche Familien in Bern gewohnt haben mögen, so erschrickt man, wenn man hört, daß zwischen diesem Jahr und dem Jahre 1780 sieben hundert neun und zwanzig bürgerliche Personen mehr gestorben als geboren worden sind. Für die Richtigkeit dieses letzten Datums kann ich eben so gut stehen, als für die Zuverläßigkeit folgender Liste von bürgerlichen Ehen, die vom Anfange dieses Jahrhunderts an geschlossen worden sind.

Zwischen	1700.	und	1710.	wurden vollzogen 419 Ehen
—	1710.	—	1720.	— — 412 —
—	1720.	—	1730.	— — 472 —
—	1730.	—	1740.	— — 411 —
—	1740.	—	1750.	— — 356 —
—	1750.	—	1760.	— — 397 —
—	1760.	—	1770.	— — 392 —
—	1770.	—	1780.	— — 330 —

Auch aus diesem Verzeichnisse erhellt, daß die Bürgermenge in Bern seit etwa achtzig Jahren fast um ein Drittel abgenommen habe. Die Ursachen, warum die Zahl der Ehen in zwey Decenniis merklich stärker war, als in den übrigen, habe ich nicht erfahren können. Daß aber die Zahl der Ehen und bürgerlichen Personen im gegenwärtigen Jahrzehend wachsen werde, läßt sich gar nicht hoffen, da selbst im großen

Rathe fast hundert Mitglieder sind, die entweder gar keine Kinder, oder doch keine Söhne haben.

Die beständige Abnahme der Bürgermenge muß aus Ursachen entstehen, die nicht auf dem Lande, und selbst in der Stadt nicht auf die Insassen wirken. Der Hauptgrund liegt unstreitig in einem nicht geringen Grade von Sittenverderbniß, die alle Stände ergriffen hat, aber doch nicht allenthalben gleich unheilbar ist. Unter dem Pöbel der Bürger läßt sie sich, glaube ich, gar nicht heben, und dieser Schade ist so groß nicht, als er scheinen kann. Unter den Vornehmen kann man ihr kräftig entgegenwirken, wie ich in der Folge zeigen werde.

Die gemeinen Bürger in Bern sind auf eben die Art und aus eben den Ursachen verdorben, aus welchen es der Pöbel in Athen, Rom und andern ausgearteten oder untergegangenen Freystaaten war, aus Trägheit oder Mangel von gemeinnütziger Betriebsamkeit. Weil der gröste Theil, gleich den Spaniern im südlichen Amerika, es für eine Erniedrigung hält, zu arbeiten, oder durch Handarbeit so viel zu verdienen, als zur Erhaltung ihrer selbst und ihrer Familien nöthig ist; so überlassen sie sich allen Ausschweifungen der sich selbst beschwerlichen stolzen Trägheit, besonders der Völlerey, fallen bald in Dürftigkeit, lassen sich eine Zeitlang aus den Fonds der Zünfte, wozu sie gehören, unterstützen, und überantworten zuletzt sich selbst dem Spital oder der Insel, und ihre Kinder dem Waisenhaus. Die Bankerote nehmen

men in Bern mit jedem Jahre zu, und sind viel häufiger, als sie nach Verhältniß der Größe der Stadt seyn sollten.

Man behauptet es von allen Aristokratien, und, wie ich glaube, nicht ohne Grund, daß die regierenden Familien, besonders wenn sie selbst keinen Handel oder einträgliche Gewerbe treiben, eine jede Art von bereichernder Industrie unter den bloß Regimentsfähigen Geschlechtern zurück zu halten suchen. Handel und Gewerbe vermehren die Bevölkerung, verbreiten Reichthum und Aufklärung, erregen in denen, die bisher nicht regierten, aber das Recht dazu hatten, kühne Hoffnungen und Ansprüche, und bringen endlich die Verfassung immer mehr und mehr der Demokratie nahe, welche Revolution auch unausbleiblich erfolgt, wenn sie nicht durch gewaltsame Mittel, wie jetzo in Genf, zurückgehalten oder vereitelt wird. Um also dieser Revolution vorzubeugen, hielten es von jeher die Häupter auch der besten Aristokratien für eine heilige Grundregel, wenigstens nichts dazu beyzutragen, daß in demjenigen Theile ihrer Mitbürger, die mit ihnen gleiche Rechte, aber ungleiche Vorzüge hatten, das Vermögen und mit diesem der Muth vermehrt würde, ihre Rechte geltend zu machen. Der aristokratische Plato verwünschte deßwegen die Siege der Athenienser bey Salamin und Mykale aus keiner andern Ursache, als weil das ganze Volk dadurch war bereichert, und der Pöbel zur Anmaßung derselbigen Vorzüge mit

den edelsten und reichsten Bürgern war gereitzt worden. Auch verfluchte er den Themistokles, Perikles und andere nur deßwegen als Verderber des Volks, und Umkehrer der Solonischen Staatsverfassung, weil sie Schiffarth, Künste, Manufacturen und Handel geschaffen oder erweitert, und dadurch die Macht des Volks immer mehr und mehr vergrößert hätten. Aus den Wirkungen muß man schließen, daß die Schweizerischen Aristokratien über die gefährlichen Wirkungen einer allgemeinen Industrie in den Hauptstädten eben so, wie Plato denken. Bern, Freyburg, Solothurn, und Lucern haben wenig oder gar keinen Handel und Fabriken, da beyde in den mehr demokratischen Städten, Zürch, Basel, St. Gallen, und bisher auch in Genf bis zum Neide der Nachbaren und Ausländer blühten. In Bern sind nur zwo Fabriken von seidenen Zeugen, die aber nicht von großer Bedeutung seyn sollen, und die Einwohner dieser Stadt müssen daher alle Bequemlichkeiten oder Producte des Luxus entweder von Ausländern oder von ihren eignen Unterthanen kaufen.

In Bern ist der Handel zwar nicht schimpflich, wie ehemals in Rom, auch giebt es keine ausdrückliche Gesetze, wodurch Handel und Gewerbe gedrückt würden. Unterdessen befangen sich die vornehmen Familien weder mit dem einen noch den andern, ungeachtet sie sich kein Bedenken machen, Söhne, die nicht zur Regierung bestimmt sind, der Handlung zu widmen, und auch ihre Töchter an reiche

Kauf-

Kaufleute zu verheirathen. Noch viel mehr aber, als durch das Beyspiel der Vornehmen, wird der Geist der Betriebsamkeit durch die ungeheuren Fonds der milden Stiftungen erstickt, deren ungemessene Bereicherung der Staat nicht gehindert, sondern vielmehr durch das populär scheinende Gesetz befördert hat, vermöge dessen alle Notarien verpflichtet sind, Testirende daran zu erinnern, daß sie doch eins oder das andere pium corpus bedenken möchten. Die Zünfte allein sind so reich, daß sie verarmenden Mitgliedern aus der Bürgerschafft jährlich 30 bis 50 Thaler, und auf der Zunft vom Distelzwange, die lauter Edelleute enthält, 100 bis 150 Thaler und noch mehr Pension geben. Ein nichtswürdiger Mensch also, der das Glück gehabt hat, von Bürgern in Bern erzeugt zu werden, mag das Seinige noch so freventlich hindurch gebracht haben, und einer jeden Wohlthat, die ihn nicht bessert, noch so unwürdig seyn, als er will; so kann er doch immer versichert seyn, daß er von seiner Zunft werde unterhalten, oder daß er sowohl als seine Frau und Kinder in reichen und prächtigen Stiftungen einen sichern und bequemen Zufluchtsort finden werden. Dieser Gedanke, immer versorgt zu werden, und niemals die Erniedrigungen und das Elend der äußersten Armuth tragen zu dürfen, muß nothwendig im gemeinen Mann alle Arbeitsamkeit ersticken, und eine jede Art von Ausschweifung befördern; und man kann daher mit Recht annehmen, daß die reichen Zünfte

und Spitäler in Bern eben den Schaden, wiewohl in geringerm Maaße, stiften, den die unsinnige Verschwendung sowohl des Staats, als einzelner reichen Ehrgeizigen in Athen und vorzüglich in Rom hervorbrachten. An statt, daß in Rom ein Pöbel von hundert fünfzig bis dreymal hundert tausend Menschen auf Kosten des Staats und der Vornehmen gefuttert, und dadurch immer träger und tugendleerer wurde, wird in Bern nur eine kleine Zahl von Familien durch die Verschwendung milder Stiftungen abgehalten, nicht das zu werden und zu thun, was sie werden und thun könnten. Wenn die Bürgerschafft in Bern jemals sich wieder heben, und ihren Vorfahren ähnlich werden sollte; so müsten nothwendig die Fonds von den Zünften und den Spitälern so weit vermindert werden, daß man nur allein denen, die in unverdiente oder unvermeidliche Armuth verfielen, nothdürftigen Unterhalt und Pflege schaffen könnte. Da aber der Staat dergleichen niemals wird thun können, wenn er auch wirklich die Absicht hätte, so kann man leicht den Schluß ziehen, daß die Sittenverderbniß der gemeinen Bürgerschafft in Bern ganz unheilbar sey: ein Unglück, dessen Einfluß auf die Staatsverfassung man aber ganz hemmen kann, wie Sie in der Folge sehen werden.

Was die milden Stiftungen für die geringern Familien sind; das könnten die so genannten Familienkisten, oder die unveräußerlichen Güter ganzer Familien, und ich würde hinzusetzen, die reichen

Land-

Landvogteyen für die vornehmern Geschlechter werden, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Landvogteyen nicht allein nothwendige, sondern auch bey gewissen Einrichtungen durchaus heilsame Belohnungen wirklicher Verdienste sind und seyn werden. Die Familienkisten sollen einem Gesetze nach, das zwar den Verfall großer Häuser, aber auch die Vermehrung todter und tödtender Schätze zu verhüten, die Absicht hat, nicht mehr als 200000 Pfunde enthalten; allein man sagt, daß sie bisweilen noch ein- oder gar zweymal so reich werden. Ein anderes wahrhaftig Aristokratisches Gesetz verordnet, daß alle Kinder zu gleichen Theilen erben, und der Vater nur über einen Drittheil seines Vermögens zum Vortheil eines oder mehrerer Kinder disponiren könne. Durch dieses Gesetz wird der zu gefährlichen Anhäufung von Reichthümern in einer Familie vorgebeugt, indem große Güter bald wieder in kleinere Portionen getheilt werden.

Nicht bloß die geringern, sondern auch die höhern Stände in Bern sind sittlich krank; wiewohl die letztern lange so gefährlich nicht, als die erstern. Die Verderbniß der sittlichen Natur ist in Bern noch nicht bis zu dem fürchterlichen Grad gestiegen, daß sie auch die physische Natur zerrüttet hätte, wie man dieses leider von den meisten großen Städten in Europa und von vielen regierenden oder sonst vornehmen

Fami-

Familien behaupten kann, in welchen Laster durch Häßlichkeit, und Blödsinn oder doch Schwäche des Verstandes bestraft worden sind. Ich stimme vielmehr dem Zeugnisse anderer Reisenden bey, daß ich in keiner Stadt von gleicher Größe unter den Vornehmen und mittlern Ständen so viele schöne Mädchen und Frauen als in Bern gesehen habe. Die Bernerinnen haben nicht bloß eine blühende Farbe, sondern auch oft eine ganz untadeliche Bildung und eine solche Fülle und Ründung, daß es einem jeden gleich auffällt, daß ihr cörperlicher Zustand bisher noch nichts oder nichts merkliches gelitten habe. Männliche Schönheiten sind mir nicht so häufig vorgekommen, als weibliche; und viel weniger, als man in Teutschland in Städten sieht, wo zahlreiche Akademien oder große Besatzungen oder glänzende Höfe sind. Man muß aber auch die männliche Bernische Jugend nicht nach dem beurtheilen, was man im Sommer sieht, weil die meisten und schönsten jungen Leute aus den angesehensten Familien in fremden Ländern dienen, und erst nach Michaelis auf Urlaub zu Hause kommen.

Die Sittenverderbniß in Bern hat auch noch nicht die Häupter des Staats, in so ferne sie Regierer desselbigen sind, angegriffen. Magistratspersonen in einer Republik, nenne ich als verdorben, wenn sie unter dem Schutze des allgemeinen Beyspiels und ungestraft, oder doch in der Hoffnung ungestraft zu bleiben, ihre Pflichten vernachläßigen, Recht und Unrecht

recht verkaufen, Bürger und Unterthanen drücken, und die öffentlichen Schätze plündern, um die Früchte ihrer Frevelthaten in schändlichen Lüsten verzehren zu können. Bestechlichkeit, Erpreßungen und untreue Verwaltung der Einkünfte des Staats sind im Bernischen unerhört, und wenn sie sich dann und wann äußern, so ist es fast unmöglich, daß sie unentdeckt und unbestraft bleiben sollten. Allgemeine Achtung ist noch ein großes Gut, und öffentliche Schande oder Verachtung eine große Strafe. Auch werden oft Geburt, große Reichthümer und vielgeltende Empfehlungen nicht geachtet, wenn sie in einem Candidaten mit höchst verdorbenen Sitten und einem notorisch ärgerlichen Leben verbunden sind. Oeffentlicher Ehebruch, und schändliche Entführungen werden mit dem Verlust aller bürgerlichen Ehre, aller Würden und Güter bestraft. Verderbliche Verschwendung ahndet der Rath sogar an Mitgliedern der Regierung, wie an andern Personen, dadurch, daß er dieselben für das erklärt, was sie sind, daß er sie aus dem Genuß und der Verwaltung ihrer Güter setzt, und ihnen nur einen Theil ihrer Einkünfte läßt, das übrige aber unter der Aufsicht eines Vormunds zur Unterhaltung der Familie, und zur Bezahlung der Gläubiger anwendet: Wenn die Sitten der Magistratspersonen, als solcher, nicht unverdorben wären, so würde das Land nicht so blühend, die Unterthanen nicht so glücklich und zufrieden, und die Gesetze und Regierung nicht so weise und sanft

seyn

seyn können, als sie wirklich sind. Diese Unverdorbenheit der Vorsteher und Diener des Staats muß man wohl am meisten aus den vortrefflichen Gesetzen ableiten, wodurch alle Bürger, die noch in den gefährlichen Jahren der Verführung und der heftigsten Leidenschaften stehen, von der Regierung ausgeschlossen, und in den kleinen Rath nur Männer, in einem solchen Alter gelassen werden, in welchem sie gemeiniglich mehr auf das allgemeine Beste und ihr und ihrer Familien wahres und daurendes Interesse sehen, als durch gegenwärtige Vortheile und Vergnügungen gereitzt werden.

Die Sittenverderbniß in Bern entstand nicht aus einer zu großen oder schnellen Anhäufung von Reichthümern, und einem damit verbundenen übertriebenen Luxus. Beyde können in Bern nicht Statt haben, da diese Stadt weder reiche Eroberungen gemacht, noch einen beträchtlichen Handel und Gewerbe getrieben hat, und überdem die Güter von Familien häufig in kleinere Theile zerstückelt werden. Hiezu kömmt noch, daß die Prachtliebe durch eine Menge von heilsamen Gesetzen eingeschränkt ist, über deren Beobachtung ein besonderes Collegium wacht. Diese Aufwandsgesetze sind nicht so strenge, als in Zürch oder Basel, und das brauchen sie auch in einem Aristokratischen Staat nicht zu seyn; sie sind auch nicht mehr so strenge, als sie im Anfange dieses Jahrhunderts waren, wo das Frauenzimmer noch keine seidene Kleider, als nur allein bey feier-

lichen

lichen Gelegenheiten tragen durfte; sie sind aber doch immer so strenge, daß sie den Luxus in den gehörigen Schranken halten können. Ihre Strenge beleidigt unkundige Ausländer, vorzüglich Franzosen so sehr, daß ich von mehrern gemästeten Financiers gehört habe, daß sie um dieser Gesetze willen allein im Canton Bern nicht leben möchten. Alles Gold und Silber auf Kleidern und Putzwerk, alle daraus verfertigte Zeuge, alles kostbare Pelzwerk, alle Besetzungen von Damenkleidern, die nicht mit den Kleidern von gleichem Stoffe sind, selbst also auch die jetzo so allgemein herrschenden Scherpen, endlich alle Spitzen, Federn, Perlen und Edelsteine, ausgenommen in Siegelringen, sind schlechterdings verboten. Zwar ist die Prachtliebe bisweilen schlauer, als der Gesetzgeber, und man trägt also zum Beyspiel unter dem Titel von Siegelringen kostbare Steine, in die man an einem am wenigsten in die Augen fallenden Ort einen fast ganz unsichtbaren Einschnitt hat machen lassen; allein diese Täuschungen der Gesetze sind selten und nur ein kleiner Gewinn für den Eitlen, der auf Kosten der Gesetze glänzen will. Wenn man das Verbot fremder Weine ausnimmt, die nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß eingeführt werden dürfen, und nirgends häufiger, als in Bern, vorgesetzt werden; so erstrecken sich die Aufwandsgesetze nicht bis auf die Tafel, oder bis auf die Auszierung der Häuser und Gärten, und doch kann man die Berner auch in diesen Puncten keines übermäßigen Luxus beschul-

beschuldigen. Zwar sind ihre Gastmäler kostbarer, und ihre Tafeln mit einer viel größern Menge von Schüsseln besetzt, als in teutschen Städten von gleicher Größe; allein diese Verschwendung schadet nicht so wohl dem Vermögen und der Gesundheit der Berner, (da sie weder mit Völlerey noch Gefräßigkeit verbunden ist, als vielmehr der ächten Geselligkeit. Je kostbarer in einer Stadt die Gastmäler werden, desto seltener werden freundschafftliche Zusammenkünfte; und je mehr man prunken will, desto weniger genießt man wirklich. Dies ist ein so heiliges Naturgesetz, als es irgend eins in der physischen Welt giebt.

Ein jeder anderer, als Sie, wenn er das bisherige gelesen hätte, würde gar nicht einmal errathen können, wo dann noch Sittenverderbniß seyn könnte, da der Stamm der Berner so ungeschwächt, die Häupter des Staats so untadelich, und die Aufwandsgesetze so strenge seyen. Leider aber sind noch immer Theile genug übrig, deren Gebrechen und Krankheiten dem ganzen Staatscörper den Untergang drohen, wenn nicht bald kräftige Gegenmittel dagegen gebraucht werden.

Wenn dieser Brief gewissen Bernischen Frauenzimmern in die Hände fiele, so würden diese mich gewiß für einen traurigen Pedanten, oder wenn sie mich auch nicht so ungerecht beurtheilen wollten, für einen lächerlich strengen Sittenrichter halten, der die Welt nicht kenne, oder sie nach den Vorschriften sei-

ner

ner Stuben-Moral reformiren wolle. Auch selbst bey der Sicherheit unentdeckt zu bleiben, thut es mir sehr leid, daß ich von dem schönen Geschlecht in Bern, das diesen Titel vorzüglich verdient, nicht lauter schönes und gutes sagen kann. Aber für einen Philosophen, und noch dazu für einen verheiratheten Philosophen, wäre es eine Schande, wenn er die Wahrheit der Schönheit aufopferte, oder wenn er nicht Muth genug hätte, von den Bernischen Schönen zu sagen, daß sie noch schöner seyn würden, wenn sie mit ihren äußerlichen Reitzen die Tugenden ihrer Mütter und Großmütter verbänden, ohne welche sie selbst eben so wenig wahrhaftig glücklich seyn, als andere glücklich machen können.

Ich würde es den schönen Bernerinnen (und hier verstehe ich bloß Damen vom ersten Range; denn Frauenzimmer von unserm Stande schminken sich gewöhnlich nicht) gar nicht zum Verbrechen anrechnen, daß sie sich schminkten, wenn ich es nicht bedaurete, daß sie die frische blühende Farbe, welche die Natur ihnen schenkte, durch elende Sudeleyen verdürben, wodurch die welken blaßgelben Pariserinnen die ihnen versagten Rosen zu erkünsteln suchen. Man unterscheidet hier Roth-Auflegen von Schminken, worunter man ganz allein das ekelhafte Ueberkleistern der Haut mit einem weissen Firniß versteht, der meistens krebsartige Geschwüre oder unheilbare Auszehrung hervorbringt, und hier allein oder vorzüglich für einen Beweis von Eitelkeit und Coquet-

terie gehalten wird. Vernünftige Reisende würden aber den Bernischen Frauenzimmern gerne den Gebrauch der rothen, und wenn sie es nöthig fänden, in seltenen Fällen auch der weißen Schminke verzeihen, wenn sie nicht zugleich mit diesen auch andere Sitten der Französinnen angenommen hätten. Man kann jetzo nicht mehr mit Stanian sagen, daß Gesetze und Mode sich aller Galanterie widersetzen, daß die Besorgung des Hauswesens alle Zeit und Gedanken der Bernerinnen von ihrer ersten Kindheit an beschäfftigen, und daß es nur wenige Frauenzimmer gebe, die in Liebeshändel verwickelt wären, als welche in allen Ländern eine Frucht der Prachtliebe und Geschäfftlosigkeit der Weiber zu seyn pflegten. Es gibt freylich auch unter den Damen vom ersten Range noch manche, denen ihre Tugend wichtiger und theurer, als ihre Schönheit ist, die ihre Männer und Kinder mehr, als ihre Anbeter lieben, und die sich um das Innere ihres Hauses mehr, als um den Beyfall junger Herren bekümmern. Allein diese Beyspiele werden immer seltener, so wie die Zahl der Schweizer-Französinnen mit jedem Jahre wächst. Man sieht nachgerade in Bern eine sorgfältige Erziehung der Kinder und Verwaltung des Hauswesens nicht mehr als Pflichten vornehmer Weiber, sondern als Geschäffte von Haushälterinnen, Informatoren und andern Bedienten an, und ist schon geneigt, sie für Beschimpfungen einer vornehmen Geburt und Standes zu halten. Den Morgen

bringen die meisten Bernischen Damen am Putztisch, oder doch in der Gesellschaft junger Herren, und den Nachmittag und oft auch den Abend in Assembleen oder an Gastmälern und auf Bällen zu. In einem solchen Wirbel unaufhörlicher Zerstreuungen und bey einer solchen Entfernung von allen ernstlichen Arbeiten und Gedanken ist es äusserst schwer, daß das Herz unverdorben, die Tugend unbefleckt, und die heiligste unter allen Verbindungen unverletzt bleibe. Wenn nicht die sogenannten Vergnügungen der grossen Welt durch kleine abwechselnde und vorübergehende Intrigen gewürzt würden, wie wäre es möglich, daß das leere unbeschäfftigte Herz den aus ihrer Einförmigkeit entstehenden Eckel, und die damit verbundenen unzertrennlichen Neckereyen, Klatschereyen, Nebenbuhlereyen u. s. w. ertragen könnte? Eheliche Treue ist in Bern zwar noch nicht, wie in Paris, eine Thorheit, worüber man öffentlich zu spotten das Herz hätte; man hat aber doch schon seit geraumer Zeit aufgehört, sie für eine nothwendige Tugend zu halten.

Wenn junge Weiber es einmal bis zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß sie nicht zur Beglückung ihres Mannes, ihres Hauses und ihrer Kinder, sondern zum Vergnügen ihrer Verehrer, und zur Verschönerung glänzender Gesellschafften da sind; so ist es fast unmöglich, daß ihre Töchter zu weisen und gewissenhaften Ehefrauen und Hausmüttern erzogen werden. Wenn die Tochter es beständig sieht,

daß die Mutter ihren Mann, ihre Kinder und ihr Hauswesen vernachläßigt, wie sollte es ihr in den Sinn kommen, daß die Sorge dafür jemals ihre Pflicht werden könnte? Wenn die Tochter ferner bemerkt, daß die Mutter nur sich und ihrem Vergnügen lebt, und in Gesellschafft ihrer Liebhaber allen Arten von Ergötzungen nachjagt; wie sollten dann in ihr nicht allmälig die Hoffnungen aufsteigen, daß sie dereinst ähnliche Freyheit und Vergnügungen genießen werde? Auch werden die jungen Bernerinnen bey weitem nicht so strenge und sorgfältig, als unsere teutschen Mädchen erzogen. Man hält sie nicht wie unsere Landsmänninnen zur Führung der Haushaltung, zur Besorgung und Aufsicht über die Küche, oder zu andern ernsthaften und anstrengenden Arbeiten und Kenntnissen an; Zeichnen, Tanzen, Musik, einige weibliche Arbeiten, die zur Abkürzung der Langenweile in großen Gesellschafften erfunden worden sind, am allermeisten die französische Sprache sind die einzigen Künste und Geschäffte, in welchen sie unterrichtet werden. Das Französische ist nicht bloß unter dem jungen Frauenzimmer, sondern unter allen Personen von Erziehung so herrschend, daß darüber die Muttersprache fast ganz vernachläßiget wird. Fremde redet man in allen Gesellschafften nur Französisch an; selbst im vertrautesten freundschafftlichen Umgange werden häufig Französische und Teutsche Wörter unter einander gemischt, und die Complimente beym Empfange und Abschiede

fast

fast immer französisch gemacht. So wie es aber fast keine Person von einiger Erziehung in Bern giebt, die nicht gut oder doch geläufig Französisch redete und schriebe, so finden sich, wenn man die eigentlichen Gelehrten ausnimmt, gewiß nur wenige, die einen Teutschen Brief oder Aufsatz ohne Fehler schreiben könnten. Von Teutschen Producten werden dem Bernischen Frauenzimmer nur allein einzelne Romane bekannt, und es geht auch hier wie anderswo, daß man keiner andern Art von Werken mehrere und größere Fehler und Ungereimtheiten nachsieht, als diesen. Selbst von Französischen Büchern liest das schöne Geschlecht wenig mehr, als die Neuigkeiten des Tages, und einige Modeschriften. Bey dieser Art der Erziehung und des Unterrichts können der Geist und das Herz der jungen Bernerinnen nicht sehr zum Kampfe mit den ansteckenden Sitten ihrer Zeit vorbereitet und gerüstet werden. Mir ist keine Stadt in Teutschland bekannt, wo unverheirathete Personen von beyderley Geschlecht so häufig und vertraulich mit einander umgehen, als in Bern. Junge Herren mischen sich nicht nur in die Kreise und Versammlungen von Jungfrauen, sondern besuchen diese auch allein auf ihren Zimmern. Ungeachtet die Bernerinnen das verdiente Lob haben, daß sie ihre jungfräuliche Ehre eben so rein bewahren, als die dem Himmel geweihten Bräute, die in unzugänglichen Mauren verschlossen sind; so halte ich doch den frühen und vertrauten Umgang junger

Mädchen mit Personen von unserm Geschlecht für eine der weiblichen Tugend, und besonders den künftigen Ehemännern höchst gefährliche Schule, in welcher die wahre Ausbildung unverheiratheter Frauenzimmer gehindert, ihre Eitelkeit und Prachtliebe zu sehr genährt, ihre Abneigung zu ernstlichen Arbeiten und Kenntnissen vermehrt, und der Grund zu vielen Verirrungen gelegt wird, wenn mit der Veränderung des Standes und der dadurch erlangten grössern Freyheit alle die Brwegungsgründe wegfallen, wodurch sie bisher zurückgehalten wurden.

Man kann, glaube ich, aus der ganzen Geschichte kein Beyspiel anführen, daß das weibliche Geschlecht sich selbst und zuerst verdorben habe, oder die erste Ursache einer allgemeinen Sittenverderbniß geworden sey. Auch in Bern ist das Frauenzimmer nicht aus eigner Bewegung, sondern auf fremden Antrieb von der strengen Tugend der alten Zeit abgefallen. Die männliche Jugend war die erste Verführerin, und eben diese Verführerin wurde wieder durch schlechten Unterricht und Erziehung verkehrt.

Nirgends vermisse ich die Weisheit der Bernischen Regierung so sehr, als in dem gänzlichen Mangel öffentlicher Anstalten und Gesetze für die Ausbildung der vornehmern Jugend. Diese Vernachläßigung des wichtigsten oder eines der wichtigsten Theile des Staats ist um desto mehr zu verwundern, da in keiner Art von Staaten Gesetze und Anstalten für die Erziehung nothwendiger als in Aristokratien sind, wo

außer-

außerordentliche Vorzüge des Geistes und Cörpers allein in Bürgern und Unterthanen die Meynung hervorbringen und bestärken können, daß diejenigen, von denen sie regieret werden, auch werth sind, ihre Regenten zu seyn. Aus diesem Grunde waren die Gesetze über die Erziehung der Jugend nirgends häufiger und strenger, als in den Aristokratischen Staaten des Alterthums. In Bern hingegen fehlt es durchaus an öffentlichen Instituten für die Erziehung und den Unterricht vornehmer Jünglinge, und eben deßwegen ist diese Stadt, deren Söhne mit den glücklichsten Anlagen geboren werden, in Ansehung der wissenschaftlichen Aufklärung unter den Protestantischen Städten der Schweiz mit am allerweitesten zurück. Es fehlt nicht viel daran, daß Wissenschafften mit Pedanterey, und Gelehrsamkeit mit entbehrlicher Schulfüchserey verwechselt wird. Ich habe mehrmalen besonders Frauenzimmer sagen gehört, daß sie ihre Söhne, die zu Kriegsdiensten bestimmt wären, selbst der Quaal des Lateinlernens und der mühseligen Erwerbung anderer Schulkenntnisse entzogen hätten, weil sie gar nicht eingesehen, wozu künftige Officiere dergleichen Dinge, die eigentlichen Gelehrten ganz nützlich seyn möchten, brauchen könnten. Hier konnte ich mich nicht entbrechen, zu erwiedern, daß viele teutsche Officiere, die den Officieren einer jeden andern Nation auf der ganzen Erde an die Seite gesetzt werden könnten, über den Nutzen alter Sprachen und wissenschafftlicher Kenntnisse ganz anders

anders dächten. Sie hielten nämlich dafür, daß eine sorgfältige Entwickelung des Geistes einen Officier nicht nur brauchbarer im Felde, sondern auch angenehmer, gesitteter, und besser im Frieden mache; indem die Bekanntschafft mit Wissenschafften die Rohheit seines Standes mildere, und vor unzähligen Ausschweifungen bewahre, wozu Langeweile, Leerheit des Kopfs, Zügellosigkeit von Bekannten, u. s. w. nur zu oft verleiteten. Dem Frauenzimmer würde ich es aber noch verzeihen, wenn es von Wissenschafften und gelehrter Erziehung schlecht, oder doch nicht so vortheilhaft dächte, als es denken sollte; allein daß viele, vielleicht die meisten von der Regierung, Wissenschafften nicht weniger gering schätzen, das, mein Bester! macht in mir eben so viel Unwillen, als Mitleiden rege. Mehrere Fremde, die sich lange in Bern aufgehalten, und die herrschende Denkungsart mit einem unparteyischen Auge beobachtet hatten, haben mich versichert, daß Verachtung der Wissenschafften eine Bernische Staatsmaxime sey, weil man befürchte, daß eine größere Aufklärung solche Gährungen als in Genf hervorbringen, oder den gelehrten Mitgliedern Verachtung gegen die ältern Ungelehrten einflößen und das Ansehen der Letzteren schwächen möge. Ich nehme diese Vermuthung zwar nicht in der ganzen Ausdehnung an, in welcher sie mir ist mitgetheilt worden, allein wenn Gelehrsamkeit nicht mehr ein Vorwurf, als eine Empfehlung von jungen Männern wäre; so

könnte

könnte ich nicht begreifen, warum die einsichtsvollsten Väter ihren Söhnen nicht einen sorgfältigern Unterricht geben ließen, wie in Bern so häufig geschieht. Gesetzt aber auch, daß die Regierung nicht eigentlich die Absicht hat, das Aufkommen der Wissenschafften zu hindern, so kann man wenigstens so viel behaupten, daß sie, die sonst so vieles zum Wohl der Bürger und Unterthanen thut, für die Aufmunterung der Wissenschafften nur wenig beträchtliches geleistet hat. Was sie aber ins künftige auch thun mag, so wird doch gewiß nur wenig ausgerichtet werden, so lange die einem Teutschen, und noch dazu einem Göttingischen Professor so unerträglich scheinende Censur so strenge bleibt, als sie bisher in Bern und in den übrigen Cantonen war. Diese ist so hart *), daß man sie viel eher für ein Werkzeug der Knechtschafft in den Händen eines Morgenländischen Despoten, als für die Verordnung glückli-

*) In Bern ist es zwar nicht, wie in Zürch, durch ein ausdrückliches Gesetz untersagt, Bücher ohne Censur in und außer dem Vaterlande drucken zu lassen. Es sind sogar Personen von der Regierung, auch andere sichere Männer, die sich als Verfasser nennen, durch Nachsicht und Gewohnheit von der Censur frey; allein nichts destoweniger lehrt die Erfahrung, daß der noch immer zu ängstliche Geist der Regierung in Bern eben die Schüchternheit von Schriftstellern hervorbringt, die anderswo eine Folge von wirklichen Gesetzen ist.

cher Freystaaten halten sollte. Kein Bürger, Unterthan oder Insaß darf das geringste, nicht einmal in fremden Ländern, ohne vorhergegangene Untersuchung drucken lassen, und kein Zeitungsschreiber in der Schweiz hat das Herz, von den politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes und der übrigen Cantone das geringste bekannt zu machen. Ungeachtet jetzo alle übrige Europäische Zeitungen von den Begebenheiten in Genf voll sind; so wird in den Schweizerischen das tiefste Stillschweigen darüber beobachtet, und ich würde also weniger, als Sie, davon erfahren, wenn ich nicht täglich in Gesellschafft von Personen käme, die Verwandte unter den Bernischen Truppen in Genf haben. Da die Zeitungsschreiber so sehr eingeschränkt werden; so kann man leicht denken, daß die Politiker und Geschichtschreiber es nicht weniger sind, und eben daher rührt es, daß die Geschichte, Verfassung, und Statistik der Schweizerischen Cantone aller Schreibereyen von Ausländern ungeachtet viel weniger bekannt und bearbeitet, als die von andern Ländern sind. Man sagt, glaube ich, nicht zu viel, wenn man annimmt, daß man in dem durch Lettres de cachet und Bastille so furchtbaren und berüchtigten Paris viel freymüthiger über Staatssachen und inländische Geschichte redet und schreibt, als in der Schweiz, wo Freyheit und Eigenthum so sicher als in irgend einem Lande der Welt sind. Diese Einschränkung der Preßfreyheit stimmt wie der grundlose Verdacht gegen die Wissen-

schafften,

schafften, und der Mangel hinlänglicher Erziehungsanstalten, mit der Weisheit und Milde der übrigen Maaßregeln und Einrichtungen der Bernischen Regierung nicht überein, und ich sehe sie deßwegen für traurige Reste aus den Zeiten an, in welchen der Staat nicht von klugen und rechtschaffenen Aristokraten, sondern von kurzsichtigen Oligarchen beherrscht wurde, und wo man noch glaubte, daß ächte Staatskunst nicht ohne einen gewissen Zusatz von Machiavellisterey Statt finden könne.

Wenn es nicht schon durch unzählige Beyspiele bewiesen worden wäre, daß falsche Grundsätze, die man sich öffentlich zu gestehen schämen würde, nicht nur denen, gegen welche sie gebraucht werden, sondern auch ihren Ausübern selbst auf die Länge höchst nachtheilig werden; so könnte man es abermals mit dem Beyspiel von Bern beweisen. Die Verachtung oder doch Vernachläßigung der Wissenschafften und der öffentlichen Erziehung hat die sichtbarsten und schrecklichsten Einflüsse sowohl auf die Jugend als auf die übrigen Stände und Geschlechter. Weil in Bern gar keine öffentliche Schule oder Institut ist, in welchen Söhne aus angesehenen Häusern erzogen und unterrichtet werden könnten, und weil überdem viele vornehme Familien es für eine Entheiligung ihres Standes halten würden, wenn man ihre Kinder mit den Kindern geringerer Bürger vermischen wollte, so werden die erstern Hauslehrern übergeben, die man gemeiniglich aus den Studenten oder Candidaten

didaten des Bernischen Gymnasiums zu wählen pflegt. Dies Gymnasium war vor nicht gar langer Zeit, noch ganz nach alter Art, oder wie die meisten katholischen hohen Schulen eingerichtet, und fast einzig und allein für künftige Gottesgelehrte bestimmt. Bey den vielen Verbesserungen oder Veränderungen des Schulwesens in Teutschland standen auch in Bern Patrioten auf, welche die Zwecke und Gemeinnützigkeit der Lehranstalten erweitern, und mit der Schule, wie sie bisher war, noch eine Kunstschule verbinden wollten. Die Wünsche und Vorschläge dieser Reformatoren fanden bey der Regierung Gehör: die Herren von Bern bewilligten eine ansehnliche Summe zur Verbesserung des Schulwesens, und man fing wirklich an, das, was man bisher vorgeschlagen hatte, auszuführen. Allein, hier ging es wie bey allen Reformationen, die zu früh angefangen oder zu hitzig betrieben werden. Es erhoben sich sowohl an der Schule als im Rath Gegner aller Neuerungen. Diese konnten zwar nicht hindern, daß nicht das alte System verrückt worden wäre: allein sie hinderten doch, daß es nicht so angerichtet wurde, als man es einrichten wollte. Man erreichte also nicht allein die Absichten nicht, welche man zu erreichen hoffte, sondern man vereitelte auch zum Theil den Zweck, für welchen die Schule ursprünglich gestiftet worden war. Dies können Sie, wenn Sie wollen, im Spitzbart ausführlicher lesen, in welchem Roman Personen und Begebenheiten

nach

nach der Natur geschildert seyn sollen. Bey einer solchen Verwirrung der Bernischen Schule kann man mit Recht zweyfeln, ob auf derselben Männer genug gebildet werden, welche die Erziehung und den Unterricht von jungen Leuten, die zu Kriegs- und Staatsbedienungen bestimmt sind, zu leiten und zu vollenden im Stande wären. Wenn sie aber auch mehrere hervorbrächte, als man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann; so läßt sich doch voraussehen, daß diese mit allen ihren Talenten und guten Absichten doch nur bey wenigen Zöglingen etwas ausrichten würden. Denn, wenn die letztern nur geringe Schwierigkeiten in der Erlernung alter Sprachen, oder nicht ganz unentbehrlicher Kenntnisse überwinden, oder sich Ergötzungen, die andern von ihrem Alter erlaubet werden, versagen sollen; so müssen ihnen nothwendig immer die Beyspiele von vielen angesehenen Männern in der Stadt und vielleicht in ihrer eigenen Familie einfallen, die ohne verdrießliches Arbeiten und ausgebreitete Gelehrsamkeit in den Rath gekommen sind, oder ihr Glück in fremden Kriegsdiensten gemacht haben; und ich brauche nicht hinzuzusetzen, was für Wirkungen solche Betrachtungen auf junge Gemüther haben müssen. Wenn aber die jungen Berner aus guten Häusern die Jahre erreichen, wo sich kein Hauslehrer weiter bey ihnen in Ansehen erhalten kann; so werden die meisten ohne fernere genaue Aufsicht sich selbst überlassen, und nur wenige werden auf Teutsche Universitäten,

sitäten, oder auch in Herrn Pfeffels Akademie geschickt. Die letztere ist jetzo mehr als zur Hälfte mit jungen Schweizern besetzt, weil es in der ganzen Schweiz gerade an einem solchen Institut fehlt. Gewöhnlich sind die jungen Schweizer von Familie, wenn sie auf die Universität oder in die Militär-Akademie kommen, zu wenig vorbereitet, als daß sie Geschmack an den Wissenschafften finden, und ihren Aufenthalt in fremden Ländern recht nutzen sollten. Wenn sie also ins Vaterland zurückkehren, so fangen sie einige Jahre später eben die Lebensart an, welcher sich ihre Gespielen, die nie ihre Vaterstadt verließen, schon früher ergeben haben. Aus Unfähigkeit zu eigenem Lesen oder Nachdenken oder Schreiben, vertändeln oder verderben sie ihre Zeit mit jungen Leuten von ihrem Alter, oder auch in Gesellschafft der Weiber und Töchter ihrer ältern Mitbürger. Zwar werden manche als Schreiber oder Secretaire in verschiedenen Collegiis gebraucht; allein diese Stellen können nur wenigen zu Theil werden, und geben überdem denen, die sie erhalten, nicht Beschäfftigung genug. Noch weniger aber können die Angelegenheiten des äußern Standes die jungen Berner von einem schädlichen Müßiggange zurückhalten. Dieser so genannte äußere Stand besteht in einer Gesellschafft von jungen Leuten von Familie, die in allen Stücken dem regierenden Cörper der Republik nachahmen. Er ist also in den großen und kleinen Rath abgetheilt, wählt auf ähnliche Art seine

Häupter

Häupter und Magistratspersonen, besetzt eingebildete Vogteyen, redet und rathschlagt über erdichtete oder auch über solche Gegenstände, die jetzo wirklich verhandelt werden, zieht seine angewiesenen Einkünfte, hat seinen Schatz, sein schönes Standhaus, Bediente u. s. w. Ich kann diese Anstalt nicht schlechtweg tadeln, da ich das Innere derselben und ihre guten Wirkungen nicht genau genug kenne. Wenn man aber aus dem Erfolg ähnlicher Einrichtungen schliessen darf, so sollte man denken, daß die Bernischen Jünglinge ihre Zeit besser, als in leeren Bewerbungen und Berathschlagungen zubringen könnten, und daß sie mehr dabey gewinnen würden, wenn sie nach dem Beyspiele der Römer sich durch den vertrauten Umgang mit den grösten und erfahrnsten Staatsmännern zu bilden suchten. Zu den Schaaren von Jünglingen, die von den Zeiten ihrer ersten Jugend an bis ins dreyßigste Jahr und noch länger ohne bestimmte Geschäffte in dem Kreise der Vergnügungen ihrer Hauptstadt herum getrieben werden, gesellen sich jeden Winter die jungen Officiere, die während der Urlaubzeit aus fremden Diensten zurückkommen. Diese Officiere sind meistens noch ungebildeter, als ihre Brüder und Verwandte, die bürgerliche Bedienungen zu erlangen hoffen, dabey aber unendlich größern Gefahren, verdorben zu werden, ausgesetzt. Man stürzt sie nämlich in dem feurigsten und biegsamsten Alter in den Wirbel der Ergötzlichkeiten und Verführungen groser Städte hinein, und überant-

wortet

antwortet sie ohne Aufsicht der Gesellschafft von Menschen, unter welchen es lächerlich oder fast ein Verbrechen wäre, unschuldig bleiben zu wollen. Wenigstens hat das Berner Regiment in Französischen Diensten den Ruf, daß es das verdorbenste Corps im ganzen Heere sey. Es dauert also nicht lange, so werden die neuen Ankömmlinge in alle Ausschweifungen der ältern Officiere eingeweiht; und wenn beyde alsdann in ihre Vaterstadt zurück kommen, so machen sie sowohl die männliche Jugend, als das weibliche Geschlecht mit den Thorheiten und Lastern fremder ausgearteter Völker und Städte bekannt. Die Vernachläßigung also der Erziehung, verbunden mit den fremden Kriegsdiensten, ist die Hauptursache der Verderbniß der Bernischen Jugend, und des Verlusts der reinen einfältigen Sitten, welche Stanian noch im Anfange dieses Jahrhunderts an den Bernischen Matronen rühmte. Man wird keine ernstliche und sichere Besserung hoffen können, so lange der Staat nicht anfängt, die öffentlichen Erziehungsanstalten zu vervollkommnen, und die Jugend zu nöthigen, daß sie sich durch Erwerbung nützlicher Kenntnisse zu künftigen würdigen Volksregierern vorbereite, und von dem sie selbst und andere verderbenden Müßiggange entfernt.

Die Verbesserung der Schulanstalten kann in Bern nicht das Hinderniß finden, wodurch sie in so vielen Gegenden von Teutschland vereitelt wird, nämlich durch Mangel von hinlänglichen Fonds. Die rühmliche Sparsamkeit der Bernischen Regierung

bietet auch hier alle Mittel dar, die zur Erreichung einer so wichtigen Absicht, als die Veredlung ihrer eignen Nachkommenschafft und die daraus erfolgende Befestigung ihrer Verfassung ist, erfordert werden. Die grösten Hindernisse liegen in mehrern Vorurtheilen, welche die Regierung oder doch viele Mitglieder derselben vorher überwinden müssen, und die vorzüglich darin bestehen, daß man es bedenklich, und dem Ansehen der gröſsern Familien nachtheilig findet, wenn die Söhne der letztern mit den Kindern gemeiner Bürger oder Einwohner in öffentlichen Anstalten vermischt werden sollten: daß man ferner nur Bürger oder Unterthanen des Cantons Bern, oder höchstens nur Schweizer für fähig hält, junge Berner und Schweizer zu bilden: und daß man endlich wachsende Aufklärung und Ausbreitung von Wissenschafften für gefährlich und dem Einflusse und der Achtung der alten Mitglieder der Regierung für schädlich ansieht. Es wird aber, denke ich, bald eine Zeit kommen, wo die Bernische Regierung die wahren Ursachen und die eben so schrecklichen als unvermeidlichen Folgen der herrschenden Sittenverderbniß erkennen, und eine ernstliche Verbesserung der Erziehungsanstalten, als das einzige und sicherste Mittel, dem Untergange ihrer Familien und der Staatsverfassung vorzubeugen, ergreifen wird.

Wenn die Regierung ihr Gymnasium bis zu einem Erziehungsinstitut für ihre ganze und also auch edlere Jugend erweitern wollte, so würde sie selbst

unsere am besten eingerichteten Teutschen Universitäten nicht ohne vielerley Einschränkungen zu Mustern nehmen dürfen, weil sie mit den Stiftern und Vorstehern der letztern nicht ganz dieselbigen Absichten hätte. An statt, daß auf unsern Akademien die Rechtsgelehrsamkeit die Hauptwissenschaft ausmacht, und den größten Theil der Zeit junger Standespersonen wegnimmt, würde man zwar dies Studium nicht vernachläßigen, dabey aber doch viel mehr, als in Teutschland geschieht, auf solche Wissenschafften Rücksicht nehmen müssen, die einem künftigen Schweizerischen Staatsmann oder geschicktem Officiere noch brauchbarer oder unentbehrlicher sind. Wenn die Regierung einmal die so nöthigen Einrichtungen zur Verbesserung der Erziehung gemacht, und zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht hätte, so müste es alsdann nicht dem Eigensinn der Eltern oder der Trägheit der Jugend überlassen werden, ob die letztere an den Wohlthaten des Vaterlandes Theil nehmen wollte oder nicht. Vielmehr müste ein unerweichliches Gesetz alle diejenigen, welche sich dereinst um Plätze in der Regierung bewerben wollten, nöthigen, vorher ihre Studien ordentlich zu vollenden, und sich zur Führung eines jeden Amts in der Republik gehörig vorzubereiten. Eine solche Verordnung würde man im geringsten nicht als einen mit der republicanischen Freyheit unvereinbaren Zwang tadeln können, da die Jugend in allen gut eingerichteten aristokratischen Staaten viel strengern

gern Gesetzen unterworfen war. In Sparta, Athen und Rom waren ehrwürdige Collegia oder Personen, welche über die Sitten aller Stände und vorzüglich der Jugend wachten; und ich halte es daher für einen Fehler der Bernischen Verfassung, daß keine eigentliche Sittenrichter da sind, welche die Jugend im Zaume halten könnten. Damit aber die Regierung wenigstens in Stand gesetzt würde, die Fleißigen und Unfleißigen zu unterscheiden, so wäre es immer heilsam, wenn man den erstern wiederholte Gelegenheiten verschaffte, ihre Talente und Fortgänge in den Wissenschafften zu zeigen. Ernstliche Prüfungen würden wahrscheinlich in Bern eben so nützlich als in Teutschland seyn, wo auch die Söhne aus den vornehmsten Familien nicht einmal Beysitzer von hohen Collegiis werden können, ohne ein strenges Examen ausgehalten zu haben. Solche Prüfungen würden am vortheilhaftesten einige Jahre vor dem Alter angestellt werden, wo junge Leute fähig werden, in die Regierung zu kommen. Man würde dadurch zwo gleich wichtige Absichten erreichen: daß die Candidaten nach der Vollendung ihrer Studien nicht im Fleiße nachließen, und daß sie in dem Fall, wenn man sie als unfähig abweisen müste, doch noch Zeit genug vor sich hätten, durch eine ungewöhnliche Anstrengung ihrer Kräfte das versäumte nachzuholen. Vielleicht wäre es auch eine heilsame Aufmunterung zur Arbeitsamkeit und Tugend, wenn man junge Männer, die sich vorzüglich durch Talente, Fleiß und

Sitten auszeichneten, auf die eine oder andere ehrenvolle Art belohnte; sie etwa ein Jahr früher, als die Gesetze es erlauben, für fähig erklärte, in den Rath erwählt zu werden, u. s. w. Doch ich vergesse, daß ich zu einem Göttingischen und nicht zu einem Bernischen Freunde rede, den diese Projectmachereyen mehr interessiren würden.

Wenn aber die Regierung in Bern sich vor's erste noch nicht entschließen, oder es auch nicht in ihrer Gewalt haben sollte, die Erziehung und Sitten der Jugend zu bessern, und dadurch der beständigen Abnahme der bürgerlichen Familien vorzubeugen, so bleibt ihr doch immer noch eine Palliativcur übrig, wodurch sie das Uebel zwar nicht von Grund aus heilen, aber doch die fürchterlichste Folge der Sittenverderbniß, Umkehrung der Aristokratie in eine gefährliche Oligarchie, verhüten kann. Dieses Mittel hat schon der Herr von Haller vorgeschlagen, und ich verehre ihn deßwegen nicht weniger, als wegen einer der wichtigsten Entdeckungen, die er in den Wissenschafften gemacht hat.

Herr von Haller gab den Rath, daß man sowohl die regierenden, als die regimentsfähigen Familien nie unter eine gewisse Anzahl hinabsinken lassen, und wenn dieses geschähe, daß man alsdann die erstern aus den letztern, und diese wieder aus solchen Theilen des Staats ergänzen sollte, die bisher keine Hoffnung gehabt hätten, in die Regierung zu kommen. Wenn also die Regimentsfähigen Bürger sich bis über eine

gewisse Zahl verminderten, so sollte man alsdann entweder gewissen adelichen Familien im Païs de Vaud, oder einigen unter den ewigen Habitanten, oder endlich den angesehensten Geschlechtern in den Municipal-Städten das Bernische Bürgerrecht schenken, und im letzten Falle die dadurch erledigten Plätze in den Municipal-Städten mit wohlhabenden und verdienten Landleuten besetzen. Herr von Haller urtheilte mit Recht, daß man durch diese Einrichtung nicht nur den Gefahren einer Revolution zuvorkommen, sondern auch alle Eifersucht unter den verschiedenen Ständen tödten, und alle Theile des Staats mit einem gemeinschafftlichen Bande an die gegenwärtige Regierungsform binden würde. Wenn man nicht wüßte, daß die Einführung gewisser Verbesserungen oft viel mehr Mühe kostet, als die von gewissen Mißbräuchen, so müste man sich wundern, daß man bisher einen Vorschlag nicht angenommen hat, der mit so großen und augenscheinlichen Vortheilen verknüpft ist. Besonders würde man durch die Ausführung des Hallerischen Projects den Adel in Païs de Vaud gewinnen, der die Vorzüge der Bernischen Regierung, die ihm eine jede Vergleichung seiner Besitzungen mit denen seiner Französischen und Savoyardischen Nachbaren offenbaren müste, nur zu leicht vergißt, weil er sich in seinem Vaterlande zu keinen großen und einträglichen Bedienungen erheben kann, und nicht selten Landvögte über sich hat, die ihm weder an Geburt noch Erziehung gleich sind. Auch die

Municipal-Städte, besonders die freyen Städte in Aargäu würden nicht länger in dem Vorurtheil beharren, daß die Bernische Regierung sie demüthigen, oder wenigstens dem Landmann auf ihre Unkosten empor bringen wolle.

Indem ich von den Municipal-Städten im Bernischen Gebiete rede, erhalte ich Gelegenheit eines andern großen Gebrechens zu erwähnen, das die Regierung in Bern so gut, als ein jeder anderer einsieht, das sie aber doch nicht durch den Gebrauch der höchsten Gewalt abschaffen mag, um nicht ein viel größeres Uebel, willkührliche Kränkung feierlich zugestandener und bekräftigter Rechte, zu stiften. Der Fehler, den ich tadeln will, besteht in den reichen Gemeinheiten der meisten Municipal-Städte, und der Einträglichkeit ihres Bürgerrechts. In mehrern Städten, vorzüglich in Thun, Burgdorf, und andern giebt das Bürgerrecht so große Einkünfte, daß die Besitzer desselben ohne alle andere Arbeit oder Zuflüsse oder doch mit einer sehr geringen Hülfe von Industrie oder eigenem Vermögen gut davon leben können. Diese Einkünfte werden entweder aus Wäldern oder Wiesen, oder Alpen gezogen, und bringen zween unvermeidliche große Nachtheile hervor: geringere Nutzung und Wartung der Gemeinheiten, und Erstickung fast aller Industrie, indem die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß, wo der gemeine Mann kümmerlich ohne alle Arbeit leben kann, er sich nie durch Anstrengung seiner Kräfte Ueberfluß

oder

oder die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen sucht. Zum Unglück besitzen gerade in denjenigen Städten, wo das Bürgerrecht am einträglichsten ist, die Zünfte das härteste ausschließende Recht, dasjenige allein zu liefern, was ihre Handwerke zu liefern pflegen. Durch diesen unnatürlichen Zwang wird die ohnedem schon schwache Industrie und Wetteifer, welche die Einträglichkeit des Bürgerrechts noch übrig lassen würde, gänzlich erstickt. Im allgemeinen wohnen daher gerade in den reichsten Städten die armseligsten Einwohner, da hingegen in solchen, wo das Bürgerrecht nicht allein nichts einbringt, sondern mit kleinen Ausgaben verbunden ist, wie in Aarau, Handel und Manufacturen in dem blühendsten Zustande sind.

Die letzte Unvollkommenheit in der Bernischen Verfassung ist die Menge und Kostbarkeit der Rechtshändel, worüber ich selbst gutgesinnte Richter habe klagen hören. Die Menge von Processen ist meinem Urtheile nach eine nothwendige Folge des außerordentlichen Wohlstandes der Bauren, und also ein Uebel, was immer auf ein viel größeres damit verbundenes Gut schließen läßt. Wenn der Landmann durch Auflagen und Erpressungen, wie in Savoyen und Frankreich, zu Grunde gerichtet ist, so leidet er alles Unrecht, was ihm von Mächtigern zugefügt wird, mit einer stillen wehrlosen Geduld, weil es ihm so wohl an Muth, als an Kräften fehlt, seinen Bedrücker zur Rechenschaft zu ziehen. Auch in sol-

chen Ländern, wo man dem Bauren zwar das Nothwendige läßt, aber fast alles Ueberflüßige ohne Erpreßungen durch ordentliche Auflagen nimmt, auch in solchen Ländern meidet der Bauer, so viel er kann, Proceße, weil er weiß, daß er die dazu erforderlichen Kosten entweder sich und seiner Familie an den Nothwendigkeiten des Lebens, oder auch der Erhaltung seines Viehs, seines Geschirres oder seines Hauses entziehen müße. Wenn also in solchen Ländern, wo die öffentlichen Abgaben dem Bauern wenig oder gar nichts überflüßiges lassen, die Unterthanen durch die Plackereyen und unrechtmäßigen Zumuthungen ihrer Amtleute zu langwierigen Proceßen gezwungen werden, so verarmen dadurch nothwendig ganze Dörfer, weil sie außer den öffentlichen Lasten nicht auch noch die Last von kostbaren Rechtshändeln tragen können. In solchen Ländern hingegen, wo der Landmann im Durchschnitt genommen wohlhabend oder reich ist, ist er auch immer Proceßsüchtig, weil Wohlstand in nicht besonders gutgearteten und aufgeklärten Menschen allemal Uebermuth, Trotz, Eigensinn und Rechthaberey erzeugt. Ich selbst habe es oft erlebt, daß reiche Bauren, bloß in der Absicht, ihre Gegner zu kränken oder mürbe zu machen, zweydeutige Rechte und selbst offenbares Unrecht in langwierigen Proceßen verfochten haben, ungeachtet sie voraussahen, daß sie am Ende verlieren, und viele hundert Thaler dabey einbüßen würden. Wenn aber auch diesen Erfahrungen zu Folge die Bernische Regierung

gierung die Proceßwuth ihrer Unterthanen nicht schwächen, und die Menge von Rechtshändeln nicht hindern kann; so ist es wenigstens in ihrer Gewalt, durch eine weise Proceßordnung die Kostbarkeit der Proceße zu vermindern. Dies kann sie ihren Grundsätzen zu Folge nicht durch die Verminderung der Instanzen, deren es in wichtigen Sachen drey bis vier gibt, indem man von den niedern Gerichten an den Landvogt, vom Landvogt an die oberste Appellationscammer, von dieser, wenn die streitige Sache von einem gewissen Belange ist, an den großen Rath appelliren darf. Der sicherste Weg, die Kostbarkeit von Rechtshändeln zu vermindern, wäre nicht sowohl eine scharfe Proceßordnung, wodurch der Gierigkeit und den Ränken der Anwälde Schranken gesetzt würden; denn diese werden immer vereitelt; sondern Erhöhung der Summen, bis zu welchen streitige Sachen steigen müssen, wenn man von einer niedrigern Instanz an eine höhere appelliren wollte. Die Bernischen Advocaten, die selten Rechtsgelehrte von Profeßion sind, lassen sich ihre Mühe ungeheuer bezahlen. Sie sollten von einer jeden Partey, die sie vor einem in wenigen Stunden zu erreichenden Gerichte auf dem Lande vertreten, nur einen Louisdor nehmen; sie nehmen aber oft drey bis vier neue Louisdor, eine Taxe, die allem Anscheine nach kräftiger, als alle Gesetze, den Kitzel zu proceßiren ersticken müste, und doch nicht erstickt.

Die peinliche Proceßordnung und Gesetzgebung in Bern hat vor der anderer Cantone große Vorzüge, ungeachtet sie auch nichts weniger als untadelich oder vollständig ist. Wenn ein Missethäter in der Stadt selbst ergriffen wird, so instruiren der Groß-Weibel und Gerichts-Schreiber, denen in wichtigen Fällen ein Mitglied des kleinen Raths zugeordnet wird, den Proceß. Bey einem jeden Verhör werden dem Delinquenten seine zuletzt niedergeschriebenen Aussagen wieder vorgelesen, damit er, wenn er etwas zu erinnern findet, die nöthigen Einschränkungen, oder Verbesserungen machen, oder hinzufügen könne. Findet der kleine Rath den Proceß vollständig, so spricht er das Urtheil ab. Fällt alsdann das Urtheil entweder zum Tode, oder bey einem Bürger von Bern nur auf Verlust der Ehre, oder auf Leibesstrafen aus, so wird der Proceß dem großen Rath vorgelegt, dessen Mitglieder die Acten mit Muße in der Canzelley lesen können. Wenn nun auch der große Rath den Proceß für vollständig erklärt, so tritt alsdann der Großweibel auf, und bringt alle möglichen Gründe zu Gunsten des Delinquenten vor, der keinen andern Kläger, als die Acten, oder den Proceß selbst hat. In den meisten Fällen neigen sich die Richter auf die gelindere Seite, und wenn etwa die Stimmen gleich sind, so entscheidet der Präsident fast ohne Ausnahme für die Meynung derjenigen, welche die gelindeste Strafe zuerkannten.

Eine etwas andere Bewandtniß hat es, wenn der Delinquent außer der Stadt gesündigt hat, und festgesetzt worden ist. In diesem Fall instruirt im teutschen Gebiet der Republik der Landvogt, im Païs de Vaud aber das Gericht des Orts den Proceß, und schickt die Acten nach Bern, wo sie von einem Collegio von drey Rathsherren untersucht werden. Halten diese den Proceß für gehörig instruirt, so legen sie ihn, wenn die Acten aus dem Teutschen Gebiet eingeschickt sind, dem kleinen Rath vor, der das letzte Endurtheil fället. Sitzt hingegen der Verbrecher in den welschen Landen, so werden die Acten an die Obrigkeit des Orts zurückgeschickt, die zwar das Urtheil spricht, aber dies Urtheil dem Rath in Bern entweder zur Bestätigung oder Milderung oder Schärfung (welches letztere aber selten geschieht) mittheilen muß. Die Tortur ist zwar im Bernischen noch nicht durch einen Ausspruch der höchsten Obrigkeit abgeschafft, sie wird aber nur selten, oder fast niemals mehr gebraucht.

Die Republik Bern hat eben so wenig, als ihre übrigen Schwestern in der Schweiz, ein vollständiges peinliches Gesetzbuch. Man hat schon lange daran gedacht, diesem Mangel abzuhelfen, und eine der letzten Veranlassungen zu dem Wunsche einer sichern Processordnung und eines vollständigen Gesetzbuches, ist für den Criminalisten nicht weniger, als für den Philosophen interessant.

Vor wenigen Jahren fand man in Bern ein ermordetes Kind nicht weit von einem Hause, in welchem sich eine berüchtigte Weibsperson aufhielt. Natürlich fiel der Verdacht der begangenen That am stärksten auf diejenige, welche ihn durch ihr bisheriges Leben in der ganzen Nachbarschafft am meisten verdient hatte. Das Mädchen wurde eingezogen und verhört, läugnete aber anfangs die That, und gab vor, daß sie wirklich jetzo schwanger sey. Man hielt dieses für eine leere Ausflucht, und ließ die Gefangene nicht nur von einer oder mehrern Wehmüttern, sondern auch von Aerzten untersuchen. Die Wehmütter allein bezeugten, daß die Delinquentin nicht schwanger sey, aber Merkmale an sich habe, welche bewiesen, daß sie schon einmal Mutter geworden. Die Aerzte hingegen bezeugten das Gegentheil. Durch die Zeugnisse der Wehmütter betrogen drang man stärker in die Gefangene, und diese schien allmälig zu wanken, und bekannte endlich die That mit vielen Umständen, die man aber, durch das Bekenntniß verführt, nicht untersuchte, weil man sie sonst als irrig und unmöglich würde befunden haben. Hierauf verurtheilte man die Angeklagte zum Tode, die dieses Urtheil, wie es schien, mit der Ergebung einer Person anhörte, welche sich selbst für schuldig, und die ihr zuerkannte Strafe für gerecht hielt. Die Gefangene bereitete sich mit vieler Andacht zum Tode, und erst am letzten Abend vor dem Tage, an welchem sie hingerichtet werden sollte, machte sie dem Geist-

lichen,

lichen, der mit ihr betete, das seltsame Geständniß: daß sie für ihre Person gern sterben wolle, weil sie glaube, daß sie durch ihre Sünden den Tod verdient habe, daß es ihr aber doch Leid thue, und Gewissensangst verursache, daß das unschuldige Kind, welches unter ihrem Herzen liege, und an dessen Leben sie seiner heftigen Bewegungen wegen gar nicht zweyfeln könne, zugleich mit ihr umkommen müsse. Man kann leicht denken, daß der Geistliche durch diese Erzählung nicht wenig betroffen wurde. Er erkundigte sich sorgfältig nach der Wahrheit der Nachricht, welche die bußfertige Sünderin ihm gegeben hatte, und theilte sie alsdann der höchsten Obrigkeit mit. Diese schob sogleich die Vollziehung des Todesurtheils auf, ließ die Delinquentin abermals untersuchen, und vernahm zu ihrem grösten Erstaunen, daß sie in der letzten Hälfte ihrer Schwangerschaft sey. Hierauf erhielten die ersten unwissenden oder nachläßigen Prüferinnen der Unschuld der Beklagten einen derben Verweis, und der letztern gab man außer ihrer Freyheit eine jährliche Pension, zum Ersatz für das Unrecht, was man ihr gethan, und die Angst, die man ihr verursacht hatte. Nichts war den Richtern räthselhafter, und wird es wahrscheinlich auch Ihnen seyn, als warum das unschuldige Mädchen nicht lebhaft und beständig widersprochen habe, wodurch es seine Richter gewiß zu einer neuen Untersuchung ihres Zustandes veranlaßt, und vor der Gefahr, ein ungerechtes Urtheil zu fällen, bewahrt hätte. Als man

die

die bisherige Delinquentin hierüber befragte: antwortete sie, daß sie zuletzt geschwiegen hätte, weil sie ihren gnädigen Herrn nicht länger hätte widersprechen und nicht noch größere Unkosten hätte verursachen mögen. Hätten Sie wohl gedacht, daß falsche Ehrfurcht in einer Person von eingeschränktem Verstande so gar die Furcht vor dem Tode überwinden könne? Sie sehen, wie vorsichtig man seyn muß, wenn man aus dem Geständnisse von Delinquenten, oder dem Mangel von Widerspruch nicht falsch schließen will.

Ich habe diese Tage her einige Criminal-Acten, eine mir von jeher sehr interessante Art von Schriften, gelesen, die in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts in Nidau abgefaßt worden sind. Aus diesen Acten lernt man, daß man zwischen den Jahren 1625. und 1630. in der Schweiz nicht weniger Hexen als in Teutschland verbrannte, und daß die Sitten nicht weniger roh, und die Polizey nicht weniger schlecht, als in unserm Vaterlande gewesen sey. Einbrüche, Straßenräubereyen und Mordthaten waren so häufig, daß weder auf öffentlichen Wegen, noch selbst in Dörfern und Städten nur einige Sicherheit gewesen seyn kann. Unter den Mördern, die man in dem angezeigten Zeitraum hinrichtete, war einer, der in den letzten drey Wochen vor seiner Gefangennehmung fast alle Tage einen Menschen umgebracht hatte, und wie es schien, nicht immer aus Raubsucht, sondern mehrmalen aus Muthwillen und aus unmenschlicher Wuth, die durch die Gewohnheit zu

morden

morden entsteht, und nur durch Blut und Würgen gekühlt wird. Ein noch größeres Ungeheuer war ein berüchtigter Räuber, mit Namen Schwarzbeck, der sich in dem zweyten oder dritten Decennio dieses Jahrhunderts durch seine Kühnheit und List in der ganzen Schweiz furchtbar machte. Dieser Bösewicht mordete oft ganz allein zur Lust oder aus Schalkheit. Einstens goß er einem armen Kesselflicker, den er an einem einsamen Ort schlafend fand, einen ganzen Tiegel voll glühenden Bleys in den Hals, womit der Unglückliche einige Gefässe hatte ausbessern wollen. Ein anderesmal zwang er einen Schneidergesellen, dem er in einem Walde begegnete, daß er ihm seinen Rock flicken muste. Als dieses geschehen war, sagte er spottend, daß er ihm jetzo auch seine Mühe belohnen wolle. Er fing hierauf an, den schwachen Schneider zu binden, und henkte ihn mit den Beinen an einen Baum, so daß der Kopf einen Ameishaufen berührte. Der Unmensch gestand noch im Gerichte, daß keine von seinen Thaten ihm so viel Vergnügen verschafft hätte, als die Verdrehungen, welche der geängstete Schneider gemacht, und die er bis auf die letzte Zückung mit innigster Freude ruhig betrachtet habe. Er brach sogar noch auf seinem Wege zum Gerichtplatze in ein lautes Gelächter aus, als er vor der Stelle vorbey geführt wurde, wo er dem Schneider den ihm so scheinenden lustigen Streich gespielt hatte. Seine letzte Missethat war folgende: daß er in das Pfarrhaus zu Sengen im Canton Bern ein-

brach,

brach, daß er den Pfarrer knebelte, und dessen Frau im Angesichte des Mannes nothzüchtigte. Dieser verstockte Böswicht empfand nicht die geringste Reue über seine Verbrechen und gar keine Furcht dem Tode, oder der Zukunft. Er mukste nicht einmal, da seine Arme und Beine zerschlagen wurden; und bey dem ersten Stoß auf die Brust, der sie noch nicht quetschte, rief er, als wenn er der Ohnmacht des Henkers spottete: das kracht einmal. Bey solchen Factis kann man nicht mehr zweyfeln, so sehr man auch Freund und Vertheidiger der menschlichen Natur seyn mag, daß es geborne sittliche Monstra gebe, die ohne alle Menschlichkeit, ohne theilnehmendes Mitgefühl mit den Freuden und Leiden anderer, ohne moralischen Sinn geboren werden, und selbst in den Martern ihrer Nebenmenschen ein grausames Vergnügen finden.

Die angeblichen Zauberer oder Zauberinnen, die im Anfange des letzten Jahrhunderts zu verschiedenen Zeiten in Nidau hingerichtet wurden, stimmten alle in ihren Bekenntnissen auf eine höchst merkwürdige Art überein. Alle erzählten, daß, als sie entweder über den Verlust eines Hauses oder Kindes oder Mannes, oder eines andern Guts, in großer Noth und Betrübniß gewesen, ihnen ein hübscher Herr begegnet sey, der sich Hans, und nur einmal Benjamin oder Jacob genannt habe. Dieser Unbekannte habe sie freundlich über die Ursache ihrer Traurigkeit befragt, und sich endlich erboten, sie aus ihrem Unglück her-

aus.

auszureißen, wenn sie Gott abläugnen und sich ihm ergeben wollten. Einige sagten, daß sie sich anfangs zu einer solchen Gottlosigkeit nicht hätten entschließen können, daß aber doch zuletzt die Hoffnung aus ihrem Elende errettet zu werden über ihre Aengstlichkeit das Uebergewicht erhalten hätte. Alle gestanden, daß sie von ihrem Verführer Geld erhalten, welches aber nachher nur als Laub, oder Pferdemist befunden worden, und die weiblichen Zauberinnen setzten noch hinzu, daß der böse Feind sie beschlafen, daß aber seine Natur kalt und seltsam gewesen sey. Auch darin stimmten sie alle überein, daß sie vom Teufel Saamen, oder Pulver oder Salben empfangen, womit sie Menschen und Vieh getödtet hätten. Wenn sie das eine oder das andere nicht hätten thun wollen, so wären sie auf eine grausame Art geschlagen worden. Nicht selten hätten sie sich mit andern, besonders auf der Petersinsel, zu einem Schmause versammlet und getanzt, bey welcher Gelegenheit die Teufel gegeigt hätten. Die Speisen, die sie an solchen Festen genossen, seyen schwarz, ekelhaft und schwammicht gewesen. — Alle Zauberer oder Zauberinnen, deren Geständnisse ich gelesen habe, bereuten ihre Gottlosigkeit und litten geduldig ihre Strafe, die darinn bestand, daß sie auf Leitern gebunden und lebendig verbrannt wurden.

Nachdem ich die Nidauischen Acten gelesen habe, so urtheile ich über die vormals so häufigen Hexen-Processe ganz anders, als vorher. Wenn ich sonst

in den Chroniken oder andern Geschichtbüchern der dunklen Jahrhunderte fand, daß man so und so viele Unholden verbrannt habe, so seufzte ich oder wurde unwillig darüber, daß barbarische Richter ihrer Unwissenheit und Unglauben so viele unschuldige Schlachtopfer dargebracht hätten. Jetzo hingegen bin ich überzeugt, daß man die Hexen von beyderley Geschlecht zwar nicht als der Zauberey schuldig hätte verbrennen sollen, daß aber doch viele von denen, welche man als solche verbrannt hat, als Giftmischer den Tod verdienet hatten. Unter denen, deren Processe ich untersucht habe, war keiner, der nicht durch Salben oder Pulver, von denen er wuste, daß sie tödtlich seyn würden, mehrere Menschen umgebracht hätte. Diese häufigen Vergiftungen widerlegen auch die Meynungen derjenigen, welche glauben, daß alles, was die angeblichen Hexen gesehen, gelitten und gethan zu haben vorgaben, lauter leere Einbildungen schwacher Personen gewesen seyen. Die Angeklagten mochten sich einbilden, was und wie viel sie wollten, so konnten sie sich doch schwerlich träumen lassen, daß sie verschiedene plötzlich gestorbene Personen umgebracht hätten.

Mir kommt es sehr wahrscheinlich vor, daß es in jenen Zeiten der Finsterniß manche Bösewichter gegeben habe, welche die Vorurtheile des großen Haufens von Erscheinungen des bösen Geistes, seinen Geschenken u. s. w. zu anderer Verderben und verruchten Absichten nutzten, die also schwachen abergläubigen

Men-

Menschen unter bedenklichen Umständen erschienen, und sie durch kleine Geschenke und große Versprechungen dahin vermochten, gewisse Personen aus dem Wege zu räumen. Uebrigens gebe ich gerne zu, daß alle diejenigen, welche sich in allem Ernste einen Umgang mit einem übernatürlichen Wesen zutrauten, bis zu einem gewissen Grade, und in gewissen Augenblicken verrückt gewesen seyen, und vieles mit ihren Sinnen wahrzunehmen geglaubt haben, was sie nur in lebhaften Träumen und mit den Augen einer überspannten Phantasie sahen. Die auffallende Uebereinstimmung in den Aussagen der Hexen beweist, daß ihre Einbildungskraft in dem damaligen allgemeinen Aberglauben ein Schema oder eine Regel gefunden habe, nach welcher sie träumte. Weil alle in dem Wahne standen, daß der Teufel gewissen Menschen erscheine, sie berücke, u. s. w. so glaubten die häufigen Hexen, daß Personen, die mit ihnen geredet, ihnen gewisse Pulver, Salben u. s. w. überreicht hatten, der böse Feind oder seine Gesellen gewesen wären.

Ich rüste mich jetzo zu meiner Reise in die kleinen Cantone, und ich werde alle meine Kräfte zusammen nehmen müssen, wenn ich Ihnen noch vorher eine minder lange und beschwerliche, aber vielleicht eben so interessante Reise durch den merkwürdigsten Theil des Fürstenthums Neuenburg beschreiben will.

Wenn ich eine kleine Strecke von der großen Chaußee ausnehme, die von Nidau nach Bern führt,

so ist der nächste Weg zwischen der erstern Stadt und Neufchatel oder Neuenburg nicht gemacht, weil er wenig besucht wird. Wir traffen aber doch viele Kutschen mit verwiesenen oder freywillig fliehenden Genfern an, die alle nach Biel wollten, und sich da so lange aufzuhalten gedenken, bis ihr und ihres Vaterlandes Schicksal ganz entschieden seyn wird. Die Gegenden zwischen Nidau und Neuenburg sind nicht schlecht, aber gar nicht schweizerisch, und es war mir bisweilen, als wenn ich in der Nachbarschafft von Göttingen führe. Nicht sehr fruchtbare Felder, Wiesen und bisweilen Weinberge wechselten mit Wäldern ab, bis wir den Neuenburger See erreichten, der durch seine Breite, Länge, grünliche Farbe, und die ungestümen Wellen, die er eben damals ans Ufer warf, einen prächtigen Anblick gewährte. Schon beym ersten Durchfahren durch die Stadt und beym ersten Eintritt in den besten Gasthof merkten wir, daß wir nicht mehr in der reinlichen Teutschen Schweiz seyen, und ich sagte deßwegen auch zu meinem Freunde Feer, daß es schon in Neufchatel nach Frankreich rieche. Als wir uns ein wenig erfrischt hatten, suchten wir einige Herren auf, die ich in Göttingen gekannt hatte; wir fanden sie aber nicht zu Hause, weil sie aufs Land gegangen waren. Ihre Abwesenheit ersetzte uns der teutsche Pfarrer, der so gefällig war, uns so wohl durch die Stadt, als in die merkwürdigsten umliegenden Gegenden zu führen. Die erstere hat viele einzelne

schöne

schöne Häuser, die sich aber nicht recht ausnehmen, weil die Straßen zu enge, unreinlich und uneben sind. Besonders ist diejenige, welche nach Yverdon hinausführt, so abschüßig, daß man beym Herabfahren die hintern Räder sperren muß. Neufchatel liegt auf dem Abhange des Jura, dessen Fuß sich im See verliert, und in einem Winkel, welche zween hervorlaufende Arme dieses Berges machen. Aus dieser Lage entstehen zwo große Unbequemlichkeiten, daß der Boden der Stadt sehr ungleich, und die Hitze in den Sommermonaten größer als in allen übrigen Städten der Schweiz ist, weßwegen sich auch die wohlhabenden Einwohner in der heißen Jahrszeit auf ihren Landhäusern aufhalten. Das einzige schöne öffentliche Gebäude, was ich bemerkt habe, ist das neue Waisenhaus, dessen Erbauern ich gern die ungrammatikalische lateinische Inschrift verzeihe, die man über der Hauptthür liest. Außer der Stadt sind gar keine und in der Stadt nur sehr mittelmäßige Promenaden am See, die lange so gut nicht unterhalten werden, als die Spatziergänge in den Städten der teutschen Schweiz. Die Bäume waren ungleich, und schienen vernachläßigt zu seyn: Viele von den Schranken, womit sie eingefaßt gewesen waren, mangelten ganz, und durch einen Theil der Allee hatte man Linien gezogen, auf welchen man Wäsche trocknete, die nicht bloß einen Sinn beleidigte. Wenn nicht der Platz vor der Hauptkirche, die auf dem höchsten Theile der Stadt liegt, gleich

dem Schloßgarten zu eingeschränkt wäre, so würde ich ihn der gewöhnlichen Promenade vorziehen. Nachdem wir uns in der Stadt genug umgesehen hatten, gingen wir zu dem Bach Serriere, der ohngefähr eine halbe Stunde von der Stadt nach Yverdon zu entspringt, und wenige Schritte von seinem Ursprunge mehrere Mühlen treibt. Der Weg, der dahin führt, ist eben so wenig angenehm, als der entgegengesetzte, auf welchem wir von Nidau hereingekommen waren. Man ist immer zwischen zehn bis zwölf Schuh hohen Mauren eingeschlossen, die alle Aussicht benehmen, und in der Mittagszeit an heißen Tagen eine erstickende Hitze hervorbringen müssen. Selbst diese fürchterlichen Mauren scheinen aber den Besitzern noch nicht Sicherheit genug gegen die Räuber ihrer Trauben zu verschaffen; indem die Rücken der Mauern mit scharfen in Kalk befestigten Glasstückgen besetzt sind: eine Vertheidigungsanstalt, die mir ganz neu war, und die, wenn sie nothwendig ist, auf ganz andere Diebe schließen läßt, als die man in den Weinbergen am Rhein, im Elsaß, in Schwaben, in Franken und in der teutschen Schweiz fürchtet. Die Serriere sammt den Werken, die an ihr angelegt sind, hat viele Aehnlichkeit mit dem schönen Bache, der die Papiermühle hinter Wehnde treibt. Jene ist bey ihrem ersten Ursprunge nicht einmal so reich, als der letztere, sie erhält aber aus ihrem eigenen Bette viel stärkere Zuflüsse, als dieser, und kann also auch in gleicher Entfernung viel mächtigere

gere Räderwerke in Bewegung setzen. Die neuen Quellen, wodurch der anfangs schwache Bach so schnell anwächst, sind so unsichtbar, daß man sie fast nicht entdecken kann: und die Serriere wird also tief und reißend, ohne daß man zu bestimmen im Stande ist, wo und wie es geschieht. Der Kessel, aus welchem sie hervorspringt, ist viel tiefer, und die Berge, mit welchen sie eingeschlossen ist, viel höher, als die bey unserer Papiermühle. Wenn man zu den dunklen Werken an der Serriere hinabsteigt, und in der kaum gebrochenen Finsterniß, die in diesem Abgrunde herrscht, schmutzige und meistens geschwärzte Menschen herumtappen und arbeiten sieht: so ist es einem, als wenn man auf einmal in den Tartarus der Dichter oder in die Werkstätte der Kyklopen versetzt wäre. Die Mühle, in welcher Eisendrat verfertigt wird, ist viel größer, als die bey Schaffhausen. Sie war mir aber doch weniger interessant, als ein Eisen- und Kupferhammer, den ich zum erstenmal sahe. Die vernichtende Kraft, womit der letztere über dicke glühende Massen von Kupfer herfiel, und sie in wenigen Augenblicken in kleine Stücke theilte, erweckte in mir das Bild eines reißenden und ergrimmten Thieres, welches seine Beute nicht verzehren, sondern ganz zerstören will. Man zeigte uns einen Vorrath von Kupferplatten, womit Kriegsschiffe beschlagen werden, und die für die Französische Flotte bestellt waren. Als wir aus diesen finstern Wohnungen und Werkstätten arbeitsamer Menschen wieder an das

Tageslicht kamen, freuten wir uns, daß wir noch Zeit genug übrig hatten, die angenehmsten Landhäuser an der andern Seite der Stadt zu besehen. Unter diesen Landsitzen zeichnen sich besonders zween aus: der des Herrn du Parron, der in Surinam große Reichthümer erworben hat, und ein anderes La Rochette genannt, welcher einem Herrn Boffet gehört. Der erstere ist viel größer und prächtiger als der letztere, liegt aber tiefer, und hat eine weniger ausgebreitete Aussicht. Das Ameublement wird von Schweizern, die keine fürstliche und königliche Schlösser gesehen haben, als sehr kostbar beschrieben; ich hatte aber doch keine Lust, mich dabey aufzuhalten. La Rochette liegt auf einer beträchtlichen Höhe des Jura, und hat deßwegen einen so weitläuftigen Horizont, als man in der Nachbarschafft von Neufchatel nur erhalten kann. Auf der Terrasse vor dem zierlichen und geräumigen Landhause übersieht man alle übrigen Gärten und Sommersitze, die unzähligen Weinberge, die ich nirgends so prächtig und bis zu einer solchen Höhe gefunden habe, als um Neufchatel, die ganze Stadt, den herrlichen See, und das entgegengesetzte Freyburgische Ufer, hinter welchem der Gesichtskreis in großer Entfernung durch eine Reihe von Schneebergen geschlossen wird. Die Aussicht von La Rochette würde mit den schönsten in der ganzen Schweiz wetteifern können, wenn der Vorgrund bis an den See nicht zu klein, die entgegengesetzten Ufer nicht zu kahl und öde, und die Weinberge,

berge, womit man umringt ist, nicht zu einförmig wären. In dem Bossetschen Garten ist an der linken Seite eine einladende kühle Einsiedeley, und eine artige Allee; man bedauert aber doch, daß nicht noch mehr Schatten da ist. Die Seite des Hauses, die gegen den Berg zu gekehrt ist, wird von dickbelaubten Bäumen beschattet, damit der Wein, der in mehrern über einander angelegten und in den Felsen hineingehauenen Kellern aufbewahrt wird, desto weniger von der Sonne leide. Von dem obern Keller laufen lederne Röhren in die untern, und auf diese Art kann man ohne Beschwerlichkeiten Wein aus dem erstern in die letztern bringen. Der Spaziergang nach La Rochette machte mit dem zur Serriere einen angenehmen Contrast. Vom ersten kamen wir nicht eher als kurz vor dem Abendessen zurück.

Sowohl Neufchatel als Locle, und La Chaux de Fonds sind jetzt mit verwiesenen oder flüchtigen Representants angefüllt, deren Anzahl man über acht hundert schätzt. Sie machten die gröste Zahl der Fremden bey Tische aus, und einige von ihnen hatten auch ihre Weiber und Töchter bey sich. So lange wir in der Schweiz sind, hat man an allen Wirthstafeln fast von nichts, als von Genf gesprochen: und sie können also leicht denken, daß jetzo, da viele Genfer und unter diesen solche, die eine wichtige Rolle gespielt hatten, gegenwärtig waren, die Uebergabe dieser merkwürdigen Stadt gleichfalls der Gegenstand des Tischgespräches gewesen sey. Solche Gespräche

sind meistens sehr lebhaft, weil fast alle Schweizer und Fremde in eben so viele Parteyen, als die Einwohner von Genf, getheilt, und einige den Negatifs, andere den Represantants gewogen sind. Man mag so wenig Hang zu politischen Discursen haben, als man will, so wird man doch durch Langeweile, oder die allgemeine Theilnehmung allmälig in das Interesse von Genf, oder einer der streitenden Factionen hineingezogen. Der vornehmste Redner an unserm Tische war Claviere, einer von den Häuptern der Represantants, die vorläufig verwiesen worden sind. Schon der Anblick dieses Republicaners verkündigte einen Mann von Geist, der aber durch Nachtwachen, Sorgen und unnatürliche Anstrengungen unsäglich gelitten hatte und noch litt. Seine Haare und Kleider waren so nachlässig, als wenn er so eben von einer langen und beschwerlichen Reise zurück gekommen wäre. Die Muskeln seines Gesichts waren in Augenblicken der Ruhe hangend und erschlafft, und seine Augen trübe und entzündet, weßwegen er sie alle Augenblicke rieb, wie man zu thun pflegt, wenn man die nächsten Gegenstände nicht deutlich mehr unterscheiden kann. Wenn er redete, so drückten seine Stimme, Geberden und Mienen bald den feurigsten Unwillen, und bald einen Grad von fressendem bittern Kummer aus, der auch den härtesten Negatif hätte erweichen können. Er sprach mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit und Kenntniß der Sachen, von den Angelegenheiten seiner Vaterstadt,

und

und alles, was er über die Maaßregeln und Absich-
ten der Negatifs und das Betragen der Répréſen-
tants ſagte, ſchien mir eben ſo richtig gedacht, als
ſchön und glücklich ausgedrückt zu ſeyn. Bey allem
Republicaniſchen Eifer, womit er redete, hatte er
doch Geduld genug, Einwendungen anzuhören und
höflich zu beantworten. So bald er aber auf das
Betragen der vermittelnden Mächte kam, ſo verlor
er nicht nur alle Mäßigung, (und dies galt noch
mehr von ſeinen jungen Landsleuten,) ſondern brach-
te auch ſolche Dinge vor, die man nicht ohne Un-
willen über ſeine Unwiſſenheit oder ohne Mitleiden
mit ſeiner Verblendung anhören konnte. Die auf-
gebrachten Genfer waren in dem lächerlichen Wahn,
daß die Franzoſen und Berner ihre Stadt hätten zer-
ſtören, daß ſie die Repreſentants aller ihrer Güter be-
rauben, und das Territorium der Stadt unter ſich
theilen wollen. Bey dieſer letzten Aeußerung brach
einer aus der Geſellſchafft in ein lautes Gelächter
aus, und ungeachtet ich eine ſolche Art zu wider-
legen ſonſt immer verabſcheue, und gegen Unglück-
liche für eine unverzeihliche Grauſamkeit halte, ſo
war ich doch in Gefahr, mit einzuſtimmen. Den
Franzoſen ſind die Genfer nicht ſo feind, als den Ber-
nern, weil ſie glauben, daß dieſe ſie als Bundes-
genoſſen hätten ſchützen ſollen. Weil ich ſchon einige
Wochen vor der Uebergabe von Genf in Bern an-
langte, ſo habe ich Gelegenheit gehabt, beſſer als ir-
gend ein Genfer die wahren Geſinnungen der Berner

zu erfahren. Allen meinen Erkundigungen nach sind die letztern zwar über die Genfer unwillig, daß sie ihrem Staate so viele Unruhen und Unkosten verursacht haben, (welche letztere in diesem Jahrhunderte viele Tonnen Goldes betragen sollen) und daß sie die Regierung in Bern gezwungen, wider ihren Willen verhaßte Maaßregeln zu nehmen; allein diesen gerechten Unwillen abgerechnet, bis ich überzeugt, daß die Herren von Bern um das Wohl von Genf mehr, als die Genfer selbst bekümmert gewesen sind, daß sie nichts so sehr als die Hartnäckigkeit der Genfer in der Vertheidigung ihrer Stadt gefürchtet, und daß endlich die Nachricht von der unblutigen Einnahme der Stadt nicht nur in der Stadt Bern, sonder auch im ganzen Canton eine so große Freude hervorgebracht hat, als wenn Bern selbst von einem augenscheinlichen Verderben errettet worden wäre. Die Vorwürfe also, welche die Genfer den Bernern machen, sind nicht nur ungerecht, sondern auch undankbar, weil sie gerade ihre größten Wohlthäter treffen. Doch hievon und von vielen andern Dingen, die Genf angehen, will ich Ihnen umständlicher schreiben, wenn ich alle Nachrichten und Facta, die mir bekannt geworden sind, in Genf geprüft und bewährt habe.

Gleich an dem folgenden Tage nach unserer Ankunft brachen wir Morgens um fünf Uhr wieder von Neufchatel auf. Wir hatten die Absicht, unsern Weg durch das wegen seiner Schönheit und Fruchtbarkeit berühmt Val de Ruz zu nehmen; allein wir

änderten unsern Entschluß, weil wir hörten, daß wir alsdann Locle nicht ohne einen großen Umweg erreichen würden. Der nächste Weg, den wir wählten, mag weniger schön seyn, ich glaube aber gewiß, daß er viel romantischer, als der uns zuerst empfohlne war. So bald man aus dem Thore von Neufchatel herauskömmt, fängt man an bergan zu fahren, und dies dauert vier Stunden fort, bis man das Wirthshaus à la Tourne erreicht, das beynahe auf dem Rücken des Jura liegt. Die Straße ist fast durchgehends gemacht, weil sonst der Transport der Waaren, welche die arbeitsamen und kunstreichen Bewohner des Jura brauchen und absetzen, zu hoch kommen würde. So bald die Weinberge aufhörten, stiegen mein Freund Feer und ich aus dem Wagen, und gingen bis nach La Tourne zu Fuß, um die Gegenden desto besser beobachten zu können. Alle Oerter, durch welche wir kamen, waren städtisch gebaut, und wurden immer reinlicher, je höher sie lagen. Rechts hatten wir den Jura, und links sahen wir meistens von einer stets zunehmenden Höhe auf die herrlichen Gestade des Neuenburger Sees hinab. Am reichsten und ausgedehntesten war die Aussicht, als wir Colombieres gegen über waren; denn hier hatten wir ein weites fruchtbares mit Städten und Dörfern angefülltes Thal zu unsern Füßen. Bald nachher schien es, als wenn wir von aller Gesellschafft von Menschen, oder doch von der milden bebauten Natur getrennt werden würden. Der Weg drehte

sich auf einmal rechts, und ging in einen engen Busen des Jura hinein, wo sich nicht allein kein Ausgang, sondern kaum die Möglichkeit eines Ausganges zeigte. An beyden Seiten erhob sich das drohende und mit traurigen Tannen besetzte Gebirge über unsern Häuptern, und links wurden wir von dem einen Arme desselben durch einen fürchterlichen Abgrund getrennt, an welchem der Weg immer herlief. Hier hörten wir lange nichts, als das Geläute von Kühen, die in einer schwindelnden Höhe über uns an einem so steilen Abhange des Jura weideten, daß wir sie für Blendwerke würden gehalten haben, wenn wir sie nicht bald in der Nähe, und eine kleine Stunde später eben so tief unter uns gesehen hätten. Als wir in La Tourne ankamen, sehnten wir uns nicht nur nach Ruhe, sondern auch nach stärkender Nahrung, wodurch wir unsere erschöpften Kräfte wieder ersetzen könnten. Wir fanden auch wirklich so herrlichen rothen Neuenburger Wein, so ausgesuchtes Brod und Käse, und besonders so schmackhafte Bergbutter, daß wir unser Frühstück mit keinem Königsmale vertauscht hätten. Gegen zehn Uhr machten wir uns wieder auf den Weg: mein Freund und ich zu Fuße, und meine Frau im Wagen. Von hier an wurden die Straßen zwar weniger steil, aber doch ausgefahrner und holperichter, das Erdreich öder und unbebauter (denn nur selten sah man Getraide, Gärten und Fruchtbäume,) und selbst die Wiesen wurden kahler, als ich sie noch in der Schweiz gesehen hatte. Die Dörfer

und

und Häuser aber blieben gleich neu und zierlich, nur waren die Dächer platter, breiter und mit Schindeln gedeckt, die oft durch Lasten von Steinen niedergedrückt wurden. Auf dieser Höhe des Jura werden Quellen und Bäche schon selten, und man fängt deßwegen das Regenwasser häufig in kleinen Cisternen auf, in welche es durch Röhren geleitet wird. Wir hofften schon vor Mittag in Locle zu seyn, und unsere Geduld wurde deßwegen nicht wenig geprüft, als wir diesen Ort erst nach ein Uhr zu Gesichte bekamen. So große Hitze und Beschwerlichkeiten wir auch ausgestanden hatten, so versäumten wir doch keinen Augenblick, und besahen während der Zeit, daß unser Mittagsessen zubereitet wurde, die berühmten Mühlen, welche die Gebrüdere Robert in eine Felsenhöhle hineingebaut haben. Diese Mühlen sind eine kleine halbe Stunde von Locle entfernt, und wir zerfloßen fast im Schweiße, als wir vor dem Munde der Felsenhöhle anlangten. Zum großen Glück war die Luft darinn nicht so kalt, als sie in natürlichen Grotten sonst zu seyn pflegt, und wir konnten es also, bald nachdem wir angekommen waren, wagen, das berühmte Werk in der Nähe zu besichtigen. In dieser Absicht legten wir unsere Kleider, die durch Mehl, oder die allenthalben herabtriefende Feuchtigkeit verdorben worden wären, ab, und zogen gröbere Kittel an, die man für neugierige Fremde aufbewahrt. Das Werk ist allerdings kühn und bewundernswürdig; allein ich weiß nicht, wie viel ich muste erwartet haben,

ben, daß es meiner Erwartung nicht Genüge that. Der Bach, der alle Triebwerke in Bewegung setzt, war jetzo nur so groß, daß man leicht hätte hinüberspringen können, allein er wird bisweilen wüthend, und überschwemmt das ganze niedere Thal, besonders wenn der Schnee auf den obersten Höhen des Jura zu schmelzen anfängt: weßwegen man sich auch durch einen starken Damm gegen seine Gewalt verwahrt hat. Dieser Bach fällt auf drey übereinander hängende und in den Felsen befestigte Räderwerke, und stürzt sich zuletzt mit einer furchtbaren Gewalt in einen unergründlichen Schlund, der mit einem eisernen Gitter versehen ist, und sich in der Entfernung von einigen Stunden in der Grafschaft Burgund wieder ausleeren soll. Die beyden ersten Mühlen kann man zwar nicht besehen, ohne sich zu beschmutzen, allein man hat doch nichts zu fürchten, wenn man nur fürsichtig ist und eine Lampe in der Hand dem Müllerknecht folgt, der gleichfalls mit einer Lampe vorhergehet. Der Gang zum letzten Triebwerke aber, von welchem das Wasser in den Abgrund hinabschießt, ist viel steiler, enger und beschwerlicher als die beyden ersten; und hier hört man ein so entsetzliches Getöse, daß man auch bey dem heftigsten Schreyen fast kein Wort verstehen kann. So wie die Natur ohne alle Hülfe der Kunst den Bach in den Felsen leitete, so hatte sie auch schon den Felsen selbst ausgehöhlt, und das Hauptwerk des Künstlers bestand darinn, daß er die ungeheuren Räder und andere Maschienen in dem

Felsen

Felsen zu befestigen, und an bequemen Orten, Lager und Treppen nach seinen Absichten zu sprengen und zu arbeiten wuste. Ich erstaune weniger darüber, daß man ein solches Werk zu Stande gebracht hat, als daß seine Schöpfer auf dem öden kalten Jura geboren worden sind und gelebt haben. Wir kamen erst um halb drey Uhr wieder aus der Mühle heraus, und hatten also weder Zeit noch Kräfte mehr, eine mäßige Anhöhe an der linken Hand zu ersteigen, die uns von Burgund trennte, und von welcher wir eine Aussicht in dies schöne Land gehabt hätten.

Mit Locle verhält es sich eben so, wie mit allen Städten, die sich in der Zeit von einigen Zeugungen ungewöhnlich aufgenommen haben. Man trifft abwechselnd Beweise des neuern Wohlstandes und Reichthums nebst den Denkmälern der vorigen Armuth und Einfalt an. Ein Theil der kleinen wenig zierlichen Häuser, die vor den Zeiten der Industrie gebaut wurden, ist noch unverändert. Die meisten aber sind neu und schön, und einige so prächtig, als ich sie bisher in der Schweiz nur gesehen habe. Nicht bloß in Locle, sondern auch in der Nachbarschafft werden mit großem Eifer neue Gebäude aufgeführt, und dieses ist sehr natürlich, da das Erbauen und Vermiethen von Häusern eine der vortheilhaftesten Speculationen ist. Häuser, die in diesem reichen Flecken nicht einmal von der ersten Größe sind, tragen hundert neue Louisdor oder 2400 Fr. Livres Miethe ein, und für zwey mäßige Zimmer mit einer klei-

nen Küche werden jährlich sieben bis acht neue Louisdor bezahlt. Wenn man die Menge und Mannichfaltigkeit von reichen Waaren betrachtet, die fast in allen Häusern ausgekramt sind, so sollte man glauben, daß man in einer großen Stadt, und noch dazu in der Meßzeit wäre. Auch herrscht hier und in La Chaux de Fonds eben so viel Luxus, als in großen Städten, und nicht bloß diese Producte des Luxus, sondern auch die theure Miethe und Lebensmittel, die fast alle aus dem benachbarten Burgund und Erguel herauf gebracht werden, bezahlen die Einwohner mit den Früchten ihres Genies und ihres Fleißes, die durch die Concurrenz unglaublich wohlfeil werden. So soll man das ganze Werk einer Taschenuhr für weniger, als einen Ducaten liefern, ein Preis, dessen Niedrigkeit selbst Genfer in Erstaunen setzt. Man mag aber auch kommen und hineinsehen, in welches Haus man will, so ist alles, Mann, Weib und Kinder ohne Unterlaß mit der grösten Emsigkeit beschäfftigt. Es giebt hier, glaube ich, eben so große Horlogeries oder Niederlagen von Uhren und nicht minder reiche Großhändler mit dieser Waare, als in Paris, London, und Genf. Die letztern bezahlen den Künstlern, wenn diese selbst nicht Verlag genug haben, ihre Arbeit, und schicken alsdann goldene und silberne Uhren bey vielen Dutzenden und selbst Tausenden in allen Ländern von Europa umher. Von Locle bis nach La Chaux de Fonds geht eine treffliche Chaußee, die den Jura hinab bis in das Erguel fort-

geführt

geführt ist. Nie hat mich der Anblick einer Stadt so bezaubert, als der von La Chaux de Fonds, wo wir noch frühzeitig genug ankamen, um uns gehörig umsehen zu können. Wir fuhren durch zwo lange Reihen ganz neuer und schöner Häuser von zwey oder drey Stockwerken, die alle wohl geordnete und meistens mit kleinen niedlichen Springbrunnen versehene Gärtchen vor sich hatten, und sowohl den Wohlstand als die Kunst der Einwohner verkündigten. Mit solchen Häusern war aber nicht bloß die Straße an beyden Seiten besetzt, sondern auch das ganze Thal übersäet. Diese Häuser, die sich dem Auge ganz und einzeln darbieten, machen einen viel stärkern Eindruck, als wenn sie in einer einzigen Linie zusammengebaut wären, indem durch den Anblick eines jeden Hauses der Gedanke, daß hier lauter Wohnungen von fleißigen, geistvollen, freyen, und glücklichen Menschen sind, erneuert und vervielfältigt wird. Eine gleich große Zahl von Palläſten oder prächtigen Landsitzen, würde mich viel weniger entzückt haben, weil diese höchstens Bewunderung, oft Unwillen, oder die traurige Vorstellung erregen, daß sie von ungerechtem Raub oder Gewinn aufgeführt und Werkstätte oder Sitze von städtischer Ueppigkeit und sich selbst marternder Langeweile sind. Dieser ganze neue Anbau, von welchem das ehemalige Dorf La Chaux de Fonds jetzo gleichsam nur ein Anhang ist, ist erst seit zwanzig oder dreyßig Jahren entstanden, und erweitert sich mit jedem Jahr, wie die Industrie der Einwohner.

La Chaux de Fonds liegt fast auf der obersten Fläche des Jura, und in einem der höchsten Bergthäler in der ganzen Schweiz, dessen Breite ohngefähr drey viertel Stunden betragen mag. Die höchsten Arme des Jura, wovon es eingeschlossen ist, scheinen nicht viel höher, als der Heinberg bey Göttingen zu seyn. Wegen der gewaltigen Höhe, auf welcher sie leben, genießen die Einwohner nur vier bis fünf Monate Sommer, und selbst in der Mitte des Julius, als wir da waren, hatten wir eine so kalte Nacht, daß alle Fenster beschlugen, und wir Federdecken nicht entbehren konnten. Feldfrüchte, Gemüse und Obst gedeihen hier entweder gar nicht, oder die wenigen Arten, die noch einigermaßen fortkommen, werden schlecht, und reifen spät, die Kirschen zum Beyspiel, erst im Monat August. Die Einwohner müssen daher fast alle Nothwendigkeiten und Süßigkeiten des Lebens mit großen Kosten aus den niedrigen Gegenden von Frankreich und dem Basler Gebiet heraufbringen lassen. Die Wiesen schienen hier fruchtbarer zu seyn, als wir sie in geringeren Höhen des Jura gefunden hatten. Doch glaube ich gerne, was man den Einwohnern der hohen Bergthäler im Fürstenthum Neuenburg vorwirft, daß sie aus ihrem Lande nicht alles dasjenige ziehen, was sie daraus ziehen könnten, weil sie durch ihre mechanischen Arbeiten gehindert werden, ihre Wiesen und Felder gehörig zu warten, und diese daher ärmern Leuten überlassen, die zu künstlichern Beschäfftigungen kein Geschick oder

Lust

Luſt haben. Der Gaſthof zur goldenen Lilie iſt groß, reinlich, und ſo ſchön möblirt, als irgend einer, den ich in der Schweiz geſehen habe. Wir wurden hier, wie im Locle und im Neuenburgiſchen überhaupt, eben ſo gut, als billig bewirthet.

In der ganzen Schweiz war ich auf die Bekanntſchafft von keinem einzelnen Mann begieriger, als auf die von Jacques Droz, der ſelbſt in dieſen Gegenden der berühmte und große genannt wird. Gleich nach unſerer Ankunft alſo war unſer erſtes Geſchäfft, ihm unſern Beſuch zu machen. Wir fanden ihn aber ſo wenig, als ſeinen noch Genievollern Sohn zu Hauſe, weil dieſer in London arbeitet, und jener nach Biel gereiſt war, um Verwandte zu beſuchen. Es ſchmerzte mich nicht wenig, daß ich der angenehmen Hoffnung, womit ich mir ſo ſehr geſchmeichelt hatte, beraubt wurde, von einem der gröſten und erfinderiſchſten Köpfe in Europa die Geſchichte ſeiner bewundernswürdigen Familie, und ſeines merkwürdigen Geburtsorts zu hören. Wenn es mir bloß um den Anblick des außerordentlichen Mannes zu thun geweſen wäre; ſo würde ich keine Urſache gehabt haben, ſeine Abweſenheit zu bedauren, weil ich ihm den folgenden Tag auf unſerer Rückreiſe begegnete. Ich hatte große Luſt ihn anzureden, wurde aber durch die Furcht der unleidlichen Hitze zurückgehalten, der ich ihn an einem ſchattenloſen Orte ausgeſetzt hätte. Er ſchien ein ſtarkgliederichter Mann von mittelmäßiger Statur, vollem breiten

Gesichte, starken dicken Augenbraunen, und großen schwarzen Augen zu seyn. Sein Gesicht verrieth einem jeden einen Mann von Geist; allein daß er ein so großes Genie sey, hätte ich doch aus seinen Blicken und Zügen nicht errathen. Ueberhaupt bin ich auf meiner Reise durch viele neue Beyspiele in der Beobachtung bestätigt worden, daß, so wie es Personen giebt, die geistreicher scheinen, als sie sind, auch wieder andere gefunden werden, die keine Merkmale ihrer großen Talente an sich tragen, und daß man also in Gefahr ist, zu irren, wenn man aus der scheinbaren Kraft der Blicke, und dem Feuer der Augen auf eine gleiche Energie und Lebhaftigkeit des Genies schließt. Wir verfehlten aber nicht bloß den Schöpfer, sondern auch das gröste Werk, an welchem Vater und Sohn, besonders der letztere, gemeinschafftlich gearbeitet haben, und das sich jetzo in Paris findet, wo es durch einen ouvrier oder dazu bestellten Mann Liebhabern für Geld gezeigt wird. Dies Werk soll alles, was man vorher von Automaten gekannt hat, fast eben so sehr übertreffen, als die Arbeiten der grösten Künstler die ersten rohen Versuche in dieser Art, und auch den aufmerksamsten Kennern soll der Mechanismus unbegreiflich seyn. Ungeachtet wir aber das wundervollste Meisterstück der Droz nicht sehen konnten; so waren doch Stücke genug vorräthig, die für das erstaunliche Genie des Vaters zeugten, und die uns von einem Gehülfen

hülfen des letztern mit vieler Gefälligkeit gewiesen wurden. Nach dem, was wir sahen, zu urtheilen, unterscheiden sich die Droz vom Pfarrer Hahn am meisten darin, daß sie mit gleicher Kunst und Erfindung im Wesentlichen, mehr Geschmack und Pracht in den Verzierungen verbinden, weßwegen ihre Arbeiten auch mehr, als die des erstern in die Augen fallen. Das täuschendste unter allen Werken, was wir fanden, war eine in ihren kleinsten Theilen vollendete Flötenuhr, welche die Gestalt eines kostbaren Vogelbauers hatte, in dessen Boden das Uhrwerk angebracht war. Der auf einer Stange sitzende Canarienvogel war so vollkommen erhalten, und alle seine Bewegungen, wenn die Uhr spielte, so lebhaft und natürlich, daß man ihn fast nicht anders, als für lebendig halten konnte. In La Chaux de Fonds lebt zwar keiner, der den Droz an Erfindungskraft und Ruhm gleich kömmt, aber viele, die ihnen nacheifern, und die berühmtesten Künstler in Paris und London übertreffen. Ist es nicht fast unglaublich, daß in einem abgelegenen und unfruchtbaren Winkel des Jura, wo vor einigen Menschenaltern weder Uhren, noch Uhrmacher waren, und wo der Künstler, der die erste Uhr zu Stande brachte, selbst die Werkzeuge dazu erfand, daß in diesem Winkel jetzo die feinsten und künstlichsten Instrumente für alle mechanischen Arbeiter in den Hauptstädten Frankreichs und Engellands verfertigt werden? Die Droz und alle übrigen ihnen durch Genie verbrüderten Künstler

in den Bergthälern des Jura sind schöpferische oder Original-Genies im strengsten Verstande dieses Worts, und ihre Talente und Arbeiten nicht weniger, als die erhabensten Werke der Natur in der Schweiz bewundernswerth. Sie zogen und ziehen noch jetzo ohne fremden Unterricht, oder Muster, alles aus sich selbst hervor; wenn ihnen aber zu ihren Unternehmungen irgend ein Gehülfe oder Arbeiter fehlt, so scheuen sie keine Kosten, sondern lassen ihn für gemeinschafftliche Rechnung aus Paris oder London kommen.

Ich verdenke es einem jeden Reisenden, der in die Schweiz kommt, und die merkwürdigen Gegenden nicht besucht, wo die größten mechanischen Genies aller Zeiten nicht einzeln, sondern haufenweise beysammen wohnen, und wo also Talente dieser Art einheimisch, oder natürliche Producte zu seyn scheinen. So bald man auf die Menge und unerreichbaren Kräfte der Künstler in den gebürgigten Theilen des Fürstenthums Neuenburg aufmerksam geworden ist, so muß man bey einigem Nachdenken nothwendig einen Schritt weiter gehen, und die Ursache dieser höchst merkwürdigen Erscheinung aufsuchen. Meiner Meynung nach kann man von der auffallenden Menge der in Locle und La Chaux de Fonds auch im Val de Travers und im Val du Lac de Joux sich findenden Künstler keinen andern befriedigenden Hauptgrund angeben, als die diesen höchsten Bergthälern des Jura eigenthümliche feine, und wenn ich so sagen darf, geistige, und beseelende Luft, deren

mächti-

mächtigen Einfluß auf die innerste Organisation des Menschen man nirgends auf eine so unzweydeutige Art bemerkt hat, oder bemerken kann. Man durchlaufe das ganze Verzeichniß aller physischen und moralischen Ursachen, von welchen wir annehmen müssen, daß sie sowohl auf die sichtbaren, als unsichtbaren Anlagen und Kräfte des Menschen wirken; und man wird gewiß keine einzige finden, woben man stehen bleiben könnte, als bey der Bergluft allein. Religion und Staatsverfassung haben die Bewohner der hohen Bergthäler des Jura mit den übrigen Einwohnern des Fürstenthums, und vieler anderer Gegenden der Schweiz gemein. Die Nahrungsmittel sind schlecht, oder kommen auch aus solchen Ländern, wo sie keine Kraft in Bildung großer Genies äußern. Mildes Klima, fruchtbarer Boden, und schöne Natur, deren Einflüssen man mit Recht sehr vieles zuschreibt, sind den Bewohnern des Jura gänzlich versagt. Sie leben vielmehr in öden Thälern, die acht Monate lang von einem beschwerlichen Winter gedrückt werden, und die von der Natur nicht einmal zu einem beständigen Aufenthalte für Menschen, sondern zu kurzdaurenden Weiden für Heerden bestimmt zu seyn scheinen. Ihnen blieb vor ihren begünstigten Nachbaren nichts übrig, als der Genuß einer reinern Himmelsluft, mit welchem Göttertrank sie aber auch die vorzüglichen Kräfte einsogen, wodurch sie alle schöne und gute Gaben, welche die Natur glücklichern und reichern Gegenden

schenkt, oder der Fleiß des Menschen gewinnt, anschaffen, und zugleich lernbegierige Künstler aus allen Völkern Europens an sich ziehen können. Der größte Theil von Arbeitern, und selbst Einwohnern in La Chaux de Fonds besteht in Fremden, und man sagt, daß die Hälfte Teutsche seyen. Man hört daher auch eben so viel Teutsch, als Französisch reden, und zwar das erstere von allen Dialekten. Als wir Abends bey Tische saßen, wurden wir auf eine angenehme Art überrascht. Wir hörten unter unsern Fenstern von Handwerkspurschen teutsche Kriegslieder singen, in welchen die Tapferkeit der Preussen und Hannoveraner, besonders der letztern, und ihre Thaten gegen die Franzosen gepriesen wurden. Wir konnten es leicht an der Aussprache und am Tone erkennen, daß die Sänger Niedersachsen, und zwar Hannoveraner seyn musten. Es freute mich sehr, daß ein Ort, der allen Gelehrten bekannt zu seyn verdiente, und so wenigen bekannt ist, gemeine Arbeiter aus den entferntesten Gegenden von Teutschland herbey gelockt hatte. Ueberhaupt sind in der ganzen Schweiz, Genf ausgenommen, die geschicktesten Handwerker und fast alle Gesellen Teutsche, welche man wegen ihres Fleißes, und ihrer Reinlichkeit und Ehrlichkeit, den Franzosen sehr weit vorzieht. Der Abschied von Handwerkspurschen ist in der Schweiz viel feierlicher, als in Teutschland. Wenn sie eine kleine Stadt verlassen, wo sie bisher gearbeitet hatten, so legen sie ihre besten Kleider an, bekränzen ihre Hüte mit Blumen, und singen, von eben so gepuzten Brü-

dern

dern begleitet, Liebes- oder Abschiedslieder, die von den Schweizern mit vielem Vergnügen gehört werden, weil man die Teutschen für eben so schöne Sänger, als ehrliche und geschickte Arbeiter hält. In der That scheinen in der teutschen Schweiz nicht bloß die Menschen, sondern auch die Vögel viel weniger musikalisch, als in Teutschland zu seyn. Uns war es wenigstens auffallend, und selbst traurig, daß alle die schönen Wälder, durch welche wir kamen, so verlassen und einsam waren, und daß wir nicht ein einzigesmal solche vollstimmige Concerte, als in den teutschen Wäldern, nicht einmal den Gesang einer Nachtigall hörten.

Daß die reine Bergluft die Schöpferinn der bewundernswürdigen Künstler sey, die euf den nackten, und beynahe höchsten Gipfeln des Jura wohnen, läßt sich um desto weniger bezweyfeln, da man in der Schweiz überhaupt beobachtet hat, und es fast eine allgemein anerkannte Wahrheit ist, daß die so genannten Oberländer, oder die Hirten auf den hohen Alpen so wohl im Berner Gebiete, als auch in andern Cantons viel geistreicher, und aufgelegter zu Künsten und Wissenschafften, als die Bewohner der niedrigen und fruchtbaren Thäler seyen. In dem Bernischen Oberlande ist es nichts seltenes, Hirten zu finden, die eine Sammlung der besten philosophischen und mathematischen Werke haben, und den ganzen Winter, wann ihre Heerden und Hirtengeschäffte ruhen, mit Lesen oder eigenen Untersuchungen, und künstlichen Arbeiten zubringen. Wahrscheinlich würden mechanische Künst-

ler in dem Oberlande nicht seltener, als in den höchsten Thälern des Fürstenthums Neuenburg seyn, wenn nicht die Bernischen Hirten so reich wären, daß sie sich mit Künsten und Wissenschafften mehr zum Vergnügen, als aus Noth, oder um Vortheile daraus zu ziehen, abgeben.

Wenn man den Jura von der Seite von Neufchatel hinauf, und an der andern Seite ins Erguel hinabfährt, so kann man auf eine gewisse Art die Grade der Wirksamkeit der Bergluft, und das Genie der Jurabewohner wahrnehmen, und bestimmen. So weit Weinberge und Winterfrüchte gebaut werden, sieht man noch keine Uhrmacher, oder Spitzenwirkerinnen. Wo aber fast alle ländliche Industrie aufhört, da fängt die mechanische, und künstliche an. Doch hat unter allen den Dörfern, die an den Abhängen des Jura liegen, noch kein einziges Künstler vom ersten Range, oder große Erfinder, sondern nur geschickte und fleißige Arbeiter, und Nachahmer hervorgebracht. Die schöpferischen Genies werden nur allein auf den obersten und unfruchtbarsten Höhen des Jura in Locle und La Chaux de Fonds gebildet. Eben diese Bemerkung gilt auch von der andern gebirgichten Hälfte des Fürstenthums Neufchatel, wo die großen Meister nur allein in den Dörfern Couvet, Travers, und andern benachbarten Orten, die gleichfalls in einem hohen Bergthale, wiewohl nicht so hoch als Locle und La Chaux de Fonds liegen, geboren wurden. Alle Dörfer aber, die sich zwischen Neufchatel und den

eben

eben genannten Oertern finden, haben nie etwas mehr, als geschickte Arbeiter (ouvriers) erzeugt. Dieser große Unterschied im Reichthum des Genies, den man in den Bewohnern der höchsten und minder hohen Gegenden des Jura bemerkt, widerlegt auch die Vermuthung derjenigen, welche glauben, daß Noth und Bedürfniß allein die Künstler des Jura gebildet habe. Noth und Armuth bringt zwar, wiewohl auch nicht immer, Fleiß und Arbeiter, aber keine Erfinder hervor. Denn wenn Noth allein die Mutter großer Künstler wäre, warum hätten dann auch nicht die Heiden in Teutschland, oder andern Ländern ihre Droz, Roberts u. s. w. aufzuweisen?

Die reinere Luft, welche das ehrwürdige Haupt des Jura umfließt, schafft und entfaltet nicht bloß ungewöhnliche Talente, sondern erzeugt auch schönere und edlere Formen, als man in den tiefern Thälern sieht. Schon in Neufchatel fanden wir schöneres Blut, als in der teutschen Schweiz. Die Bildungen besonders weiblicher Cörper und Gesichter wurden immer feiner, je höher wir den Jura hinankamen, und am feinsten waren sie unserm Bedünken nach in La Chaux de Fonds. Auch in der übrigen Schweiz bringen die Berge schönere Menschen, als die niedrigen Gegenden hervor, und dies hindert mich, der Vermuthung des Herrn von Saußüre beyzutreten, welcher glaubt, daß die Luft in den großen Thälern, in welchen die Schweizerischen Städte liegen, vielleicht gesünder, als auf den hohen Bergen sey. Die weib-

liche

liche Kleidung im Fürstenthum Neufchatel hat nichts Schweizerisches oder eigenthümliches, sondern ist der Französischen oder teutschen ähnlich, und steht besser, als die Tracht der Bernischen Bäurinnen.

Es that uns leid, daß unsere Umstände uns nicht erlaubten, im La Chaux de Fonds noch länger zu bleiben, und die übrigen Merkwürdigkeiten und vorzüglichen Künstler in Muße zu sehen, und zu besuchen. Ich reiste aber mit dem festen Vorsatze ab, noch einmal wiederzukommen, welches so gar schwer nicht ist, da man La Chaux de Fonds von Nidau aus in einem einzigen Tage erreichen kann. Vom ersten Orte hat man, wenn man in die Landschafft Erguel hinab will, nur noch eine kleine und nicht sehr steile Erhöhung des Jura vor sich. Wenn man aber diese einmal erstiegen hat, so geht oder fährt man zehn Stunden hintereinander beständig, und zwar anfangs auf steilen, aber schön gemachten Wegen abwärts: den Weg über den Bieler Berg ausgenommen, der durch einen Einschnitt in den Jura läuft, und bey weitem nicht so hoch, als das Gebirge selbst ist. Von La Chaux de Fonds aus trifft man alle halbe oder gar viertel Stunden wohlhabende und städtische Dörfer an, in welchen gleichfalls Uhrmacher und Spitzenwirkerinnen wohnen. Als wir in das fruchtbare Erguel herab kamen, das zwar keinen Wein, aber die schönsten Feldfrüchte trägt, weideten wir unsere Augen an den fetten Fluren und Wiesen, als wenn wir ihres Anblicks eben so viele Monate beraubt gewesen wären,

wären, als wir uns nur Tage von ihnen entfernt hatten: so sehr waren unsere Augen durch die Einförmigkeit der Weinberge gesättigt, und durch die kahlen Thäler und Seiten des Jura ermüdet. Wir kehrten den Mittag in Courtelari ein, wo wir in dem Gasthofe zur Lilie eben so gut, als in den Gasthöfen gleiches Namens in Locle und La Chaux de Fonds bewirthet wurden, ungeachtet diese Straße nicht sehr besucht werden kann. Den Bellelay Käse, den wir hier zum erstenmale aßen, und das so genannte welsche Hammelfleisch von den Höhen des Jura, die dem Bischofe von Basel, oder der Abtey Bellelay gehören, hatten einen eben so eigenthümlichen Wohlgeschmack, als die Butter in La Tourne, oder der Honig in La Chaux de Fonds. Von Courtelari an wird das Thal immer enger, bis zwo bey Sonceboz sich begegnende Ketten so nahe zusammenrücken, daß nur eben Raum genug für die Schüß, die das ganze St. Imber Thal durchströmt, und die bequeme Straße bleibt, welche der Bischof von Basel durch diesen Theil des St. Imber Thals und das ganze Münster Thal angelegt hat. Ungeachtet dieser Weg bis auf die Anhöhe vor Biel, mit mehrern andern Wegen in der Schweiz in Ansehung der Romantischen Situationen nicht zu vergleichen seyn soll; so gestehe ich doch, daß ich bisher keinen so milden und feierlichen gesehen habe. Man ist von beyden Seiten von den ungeheuren Armen des Jura so enge eingeschlos-

geschlossen, daß wir Nachmittags um fünf Uhr bey dem heitersten Himmel nicht mehr Licht hatten, als man in großen Ebenen kurz nach Untergang der Sonne zu haben pflegt. Ueberdem sind die Seiten des Gebirges fast durchgehends mit Tannen bewachsen, und scheinen um desto höher und größer, weil man sie besonders Rechts von ihren Wurzeln an, bis zu den Gipfeln übersehen kann, ohne daß die obern Theile durch die niedrigern bedeckt würden. In diesem engen Trichter oder Bergthale sind zwo bis drey Stellen besonders merkwürdig. Die erste ist nicht weit vom Eingange, wo drey bis vier hundert Schuh hohe Fels-Pyramiden auf einander gethürmt sind, auf deren Absätzen und Zwischenräumen mittelmäßige Tannen stehen, wodurch diese Gruppe außerordentlich mahlerisch wird. Noch fruchtbarer sind die Felswände oder Maßen, die man bey dem Eisenhammer sieht, welcher an der Schüß angelegt ist. Doch machten weder die letztern, noch die erstern, auf mich einen so starken Eindruck, als die unersteigliche Felsmauer, von welcher ich Ihnen in einem meiner vorhergehenden Briefe schrieb, daß man sie von Nidau aus wahrnehmen könne. Weil die Breiten des Weges gegen die entsetzliche Höhe dieser senkrechten Felswand ganz verschwindet, so ist es nicht bloß, als wenn die Felsmauer über den Weg hinge, oder den

Ein-

Einfall drohte, sondern als wenn sie wirklich schon im Fallen wäre, und den Weg und alle, die sich auf demselben fänden, zerschmettern wollte. Nicht das erstemal allein, sondern so oft ich hinanblickte, wurden meine Augen trübe, und mir selbst fing an zu schwindeln, wozu ich sonst gar nicht geneigt bin. Hier hörten wir auch das Geschrey von Adlern, die in ihren Lagern wahrscheinlich niemals von Menschen werden gestört werden. Die Felsen am Wege, die man oft um des letztern willen gesprengt, oder weggeräumt hat, sind in Ansehung ihrer Lagen, glaube ich, noch mehr, als in Ansehung ihres Stoffs verschieden. Viele oder vielleicht die meisten sehen blätterichten, leicht von einander zu trennenden Schiefern gleich: andere hingegen sind wie künstlich gearbeitete Quaderstücke nach unregelmäßigen Richtungen durchschnitten. Die Schauspiele, welche die Schüß verschafft, sind noch mannichfaltiger, als welche der Jura darbietet. Denn bald fließt sie ruhig und ohne alles Geräusch an dem Fuße des Wanderers hin, und an einer dieser Stellen besinne ich mich, daß man eine Gondel unterhielt. An andern Stellen, und oft nur in der Entfernung von wenigen Schritten stürzt sie schäumend über Felsstücke und herabgefallene Bäume hin, die sie in ihrem Laufe aufhalten. Oft hört man nur ihr dumpfes Gebrülle aus einer unabsehlichen Tiefe herauf, ohne daß das schärfste Auge und selbst die Strahlen der Sonne ihr unzugängliches, und mit dem dichten Gesträuche

überschattetes Bett durchdringen könnten. An solchen Stellen, wo man gräßliche Abgründe zur Seite hat, ist der Rand der Chaußee mit einem festen Geländer besetzt. Durch diese Schutzwehr werden Reisende nicht nur gegen einen jeden Zufall, der ihnen mit ihrem Wagen oder Pferden begegnen könnte, gesichert, sondern es werden dadurch auch Trunkene vor einem gefährlichen Sturze bewahret. An den letzten Nutzen würde ich nicht gedacht haben, wenn mir nicht ein taumelnder Arbeiter aus Ilfingen begegnet wäre, der entweder, weil er die Gefahr nicht merkte, oder weil er seinen Zustand verbergen wollte, immer an der rechten Seite des Weges ging, wo ein unglücklicher Tritt ihn auf einmal in eine Tiefe hätte hinabwerfen können, die ihn gewiß eben so wenig, als das Reich der Schatten wieder würde entlassen haben.

Weil die Luft so heiter war, als sie auch an schönen Sommertagen selten zu seyn pflegt, und ich also hoffen konnte, daß ich die von der untergehenden Sonne vergoldeten Schneeberge in ihrer größten Herrlichkeit sehen würde; so eilte ich die letzte halbe Stunde, so sehr ich konnte, um aus den finstern Mauren des Jura herauszukommen, und eine freye Aussicht auf die Schneegebirge zu erhalten. Ich war auch so glücklich, den Ausgang des engen Bergthals zu rechter Zeit zu erreichen, und konnte also von einer Höhe, welche mir die Schneeberge bis an ihre Füße zeigte, alle die Schauspiele und unerwarteten

teten Verwandlungen beobachten, welche die immer tiefer sinkende Sonne an den majestätischen Alpen hervorbrachte. Als ich die Schneeberge zuerst erblickte, glänzten sie im weißlichen Schimmer der höhern Sonne, von welcher noch die ganze Landschafft vor mir erleuchtet wurde. Es dauerte aber nicht lange, so senkten sich die niedrigern Thäler, Hügel und Berge in dunkle Schatten, und die Schneegebirge allein kleideten sich in einen Mantel von hohem rosenfarbenen Lichte, über welchen das menschliche Auge nichts milderes sehen, und die kühnste Phantasie nichts prächtigeres erdichten kann. Bald nachher wurden auch die Füße der höchsten Gebirge und ihrer kleinern Nachbaren in tiefe Nacht gehüllt; deren Finsterniß den rosenfarbenen Glanz erhöhte, womit die Häupter der erstern umstrahlt waren. In diesen Augenblicken, in welchen außer den erhabensten Spitzen, das ganze übrige Land mit Nacht bedeckt war, schienen mir die erleuchteten Gipfel einige mal viel tiefer, als sonst, und zugleich so nahe zu seyn, als wenn sie das nächste Thal begränzt hätten. Endlich wurde der Lichtkranz, mit welchem nur noch das Wetterhorn, Schreckhorn und die Jungfrau geschmückt waren, immer kleiner, matter, und bläulichter, bis er zuletzt in eben die Finsterniß verschwand, die sich schon eine halbe Stunde in den tiefern Gründen gelagert hatte.

Weil ich im Begriff bin, morgen nach Bern abzureisen, und mit meiner Frau, und meinem Freunde

Herrn Prof. Abel aus Stuttgart in die Gletscher, und mit dem letztern in die kleinen Cantone zu gehen, so sinne ich umher, ob ich nicht noch eines oder das andere über Bern, was sie interessiren könnte, vergessen habe. Ich finde aber nur noch zweyerley: die Sprache und die Preise der Dinge. Von der ersten will ich so lange schweigen, bis ich sie mit den Dialekten in den kleinen Cantonen werde vergleichen können. Ueber den letztern Punct will ich Ihnen so viele Data mittheilen, als sie brauchen werden, um selbst ein Urtheil zu fällen.

Die Schweiz (denn was ich in Bern bemerkt und gehört habe, gilt mit kleinen Veränderungen auch von den übrigen Cantonen) die Schweiz also steht mit Recht in dem Rufe, daß der Aufenthalt darin viel theurer, als in Teutschland sey; und Montesquieu sagte richtig, daß die Natur durch die Unfruchtbarkeit und Lage ihres Landes den Schweizern schon so schwere Taxen aufgelegt habe, daß sie nicht viele andere mehr tragen könnten. Unter den Nothwendigkeiten des Lebens sind nur allein Wein und Holz wohlfeiler, als bey uns. Den Preis des erstern habe ich Ihnen schon zu einer andern Zeit gemeldet; vom letztern kostet das Klafter in Nidau nur eine halbe Caroline, und in Bern zwanzig Batzen mehr. Von den übrigen zum menschlichen Leben unentbehrlichen Dingen haben nur noch wenige denselbigen Preis, wofür man sie bey uns kauft; alle andern sind viel theurer. Das erstere gilt von

Eyern,

Eyern, Milch und Butter; das letztere von Brod, Salz, Fleisch, Geflügel, Lichtern, Seife, und selbst von Fischen, so reich auch die Schweiz an Seen ist. Von weißem Brod kostet das Pfund 2 Batzen: Rind- Hammel- und Kalbfleisch Jahr aus Jahr ein sieben Creuzer: Schweinefleisch 10 Creuzer: ein paar junge Hähne 4 bis 6 Batzen: junge Tauben vier bis fünf: ein Pfund Lichter auch fünf: Seife aber sechs Batzen, und ein Pfund Salz zu 17 Unzen gerechnet $3\frac{1}{2}$ Creuzer. Bey dem letztern müssen selbst solche Ausländer, die nicht in die Schweiz kommen, die Theurung in diesem Lande am meisten entgelten, weil das Salz in so großer Menge zu den Käsen gebraucht wird. Den Käse habe ich nicht zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet, ungeachtet er hier zur täglichen Nahrung gehört, und der Glarner Schabziger selbst zum Frühstück gegeben wird. Das Pfund vom guten Emmethaler Käse kostet auf der Stelle vier Batzen, andere noch geschätztere Arten, wie Bellelay, Sanen und Urseler Käse sind viel theurer. In Bern ist das Gesindelohn und die Häusermiethe höher, als in Göttingen. Einem Mädchen bezahlt man jährlich 18 und mehrere große Thaler, oder 28 und mehr Thaler nach unserm Gelde, und für 150 Thaler kann man keine so große und bequeme Wohnung, als bey uns haben. Von allen Gewürz- und Krämerwaaren ist der Reis, glaube ich, die einzige, die nicht theurer, oder gar wohlfeiler, als in Göttingen ist, weil man sie aus der ersten

Hand aus Italien bekömmt. Alle andere Gewürzwaaren sind wegen des schweren Transports auf der Axe theurer, als bey uns. Weil die Lebensmittel so kostbar, und die Handwerksleute im Ganzen nicht so fleißig sind, als in Teutschland, so kann man leicht vermuthen, daß ihre Arbeit auch theurer, als bey uns seyn müsse, und dieser hohe Arbeitslohn ist es auch, der die Teutschen Handwerkspursche in so großer Menge in die Schweiz lockt. Unter den Fabrikwaaren sind nur allein Bänder, ungedruckte Cattune, und einige leichte seidene Zeuge wohlfeiler, als bey uns: die Leinwand hingegen, so viel deren auch im Lande gemacht wird, hat mit der teutschen einerley Preis, welches man auch von Französischen Seidenwaaren sagen kann. Die Tücher endlich und mehrere andere Englische, Teutsche, und Niederländische Waaren sind viel theurer, einige fast noch einmal so theuer, als bey uns.

Aus den kleinen Cantonen werde ich Ihnen schwerlich schreiben, weil das Postwesen darin noch nicht so gut, als in den größern eingerichtet ist. Sie sollen aber nichts dabey verlieren, weil ich ein sehr genaues Tagebuch halten werde. Das Andenken an Sie und meine übrigen Freunde, wird mich nicht verlassen, ich mag an dem Rande von Gletschern umher kriechen, oder die höchsten Berge ersteigen, u. s. w.

Nidau am 20. Jul.

Staatliche Bibliothek Passau

VII.70.52

Sd (1b)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph, 1747-1810

Briefe über die Schweiz

Bd.: 1

Frankfurt ; Leipzig (1785)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Sd (b) 231-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347133-0
VD18 80023541-001